

Gudrun Ehlert · Katharina Liebsch ·
Anke Neuber *Hrsg.*

Perspektivwechsel: das Hinterfragen des Selbstverständlichen

Ungleichzeitigkeiten – Widersprüche
– Ambivalenzen

Perspektivwechsel: das Hinterfragen des Selbstverständlichen

Gudrun Ehlert • Katharina Liebsch •
Anke Neuber
Hrsg.

Perspektivwechsel: das Hinterfragen des Selbst- verständlichen

Ungleichzeitigkeiten – Wider-
sprüche – Ambivalenzen



Springer VS

Hrsg.

Gudrun Ehlert
Hochschule Mittweida
Mittweida, Deutschland

Katharina Liebsch
Helmut-Schmidt-Universität
Hamburg, Deutschland

Anke Neuber
Hochschule Hannover
Hannover, Deutschland

ISBN 978-3-658-49226-7

ISBN 978-3-658-49227-4 (eBook)

<https://doi.org/10.1007/978-3-658-49227-4>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

© Der/die Herausgeber bzw. der/die Autor(en), exklusiv lizenziert an Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2025

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jede Person benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des/der jeweiligen Zeicheninhaber*in sind zu beachten.

Der Verlag, die Autor*innen und die Herausgeber*innen gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autor*innen oder die Herausgeber*innen übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Wenn Sie dieses Produkt entsorgen, geben Sie das Papier bitte zum Recycling.

Eine Festschrift für Mechthild Bereswill

Inhaltsverzeichnis

Einleitung – Die Hinterfragung des Selbstverständlichen als Haltung und Arbeitsprinzip	1
Gudrun Ehlert, Katharina Liebsch und Anke Neuber	
Kategorie Geschlecht: Geschlechterverhältnisse, Konstruktionen von Geschlecht, Ansätze der Männlichkeitsforschung	
Giving Sex an Ontology. Geschlechterforschung als kritische Ontologie der Gegenwart	11
Sabine Hark	
Autoritär-rechte Männlichkeiten. Metapolitische Strategien in Deutschland und Österreich	25
Birgit Sauer	
Un/Gleichzeitigkeit revisited	37
Birgit Riegraf und Barbara Rendtorff	
Sind Väter für Söhne das wichtigste Vorbild? Einspruch aus einer psychodynamischen Konfliktperspektive auf Männlichkeit	47
Sylka Scholz	
Buzzword oder notwendige Komplexität? Plädoyer für Intersektionalität als feministische Forschungsperspektive	61
Johanna Neuhauser	
Umstrittene Männlichkeiten. Reflexionen auf den Spuren von Mechthild Bereswill	77
Albert Scherr	

Methodologien

Was ist eine Forschungsbeziehung? Szenisches Verstehen, kommunikative Validierung und eine andere Form der Evidenz	93
---	----

Christine Morgenroth

In search of the social unconscious: Lorenzer, Foulkes and the Tavistock Tradition	107
---	-----

Peter Redman

Geschlossenheit und soziale Probleme | Sozialpolitik

Carceral Feminismus nach #MeToo und das Fehlen einer abolitionistischen Perspektive	121
--	-----

Martina Althoff

„Ich bin Mutter, ich bin Psychiater, ich bin Polizist, ich bin Lehrer, ich bin alles“	135
--	-----

Peter Rieker

Raumwandeln durch Schrifthandeln. Drei Fallgeschichten zu räumlichen Transformationsprozessen in der Fürsorge	149
--	-----

Flavia Guerrini, Gisela Hauss, Ulrich Leitner und Michaela Ralser

Geschlossenheit und Offenheit – Dimensionen der Heimerziehung der 1950er bis 1970er-Jahre	165
--	-----

Henrike Buhr, Patrik Müller-Behme und Sabine Stange

Rechtliche Kämpfe gegen Diskriminierung wegen Behinderung	179
--	-----

Felix Welti

Biographische Verarbeitungen institutioneller Interventionen in Zeiten der Prekarisierung. Ein reflexiver Rückblick auf unsere Nachwuchsforschungsgruppe unter Leitung von Mechthild Bereswill	193
---	-----

Carmen Figlestahler, Lisa Yashodhara Haller, Marko Tapio Perels, Júlia Wéber und Franz Zahradnik

Bildungsarbeit: Feministische Bewegung, politische und künstlerische Bildung | Interdisziplinäre Lehre und Zusammenarbeit

**„Selbst- und Fremdverstehen zwischen Krisen und Routinen“.
Über die Schwierigkeit des Verstehens in der Supervision207**

Monika Maaßen

**Wie Jugendliche zeitgenössischen Tanz wahrnehmen –
vignettengeleitete Perspektiven auf Tanzrezeption217**

Verena Freytag

**Erinnerungspolitik und Interdisziplinarität. Herausforderungen
und Chancen der Arbeit mit der Kategorie „Geschlecht“
in studentischen Forschungsseminaren231**

Mieke Roscher

**Repräsentation, System und Identität im öffentlichen Raum.
Interdisziplinäre Forschungswerkstatt zwischen Soziologie
und Redaktionellem Gestalten243**

Gabriele Franziska Götz

**Eine homonormative Mogelpackung? Lisa Cholodenkos Film
The Kids are all right (2010)257**

Susanne Bach

**Praxisforschung, Pragmatismus und Verletzlichkeit. Eine
subjekttheoretische Spurensuche bei Jane Addams271**

Karen Wagels

Autor:innenverzeichnis

Martina Althoff, Dr. phil., Dipl. Krim., MA, Associate Professor für Kriminologie, Rijksuniversiteit Groningen (Niederlande). Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterforschung und geschlechtsspezifische Aspekte der (Gewalt-) Kriminalität, öffentliche Diskurse und öffentliche Meinung zu Verbrechen und Strafe, gesellschaftliche Reaktionen auf Kriminalität und Kriminalpolitik. Email: m.althoff@rug.nl

Susanne Bach, Prof. Dr., MA., Professorin für anglistische Literaturwissenschaft an der Universität Kassel. Arbeitsschwerpunkte: Gender Studies, Shakespeare, Literatur und Kultur des 19. Jahrhundert. Email: sbach@uni-kassel.de

Henrike Buhr, M.A., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachgebiet Soziologie sozialer Differenzierung und Soziokultur, Fachbereich Humanwissenschaften, Universität Kassel, Arbeitsschwerpunkte: Biografieforschung, Forschung zur Heimerziehung, Aktenforschung. Email: Henrike.Buhr@uni-kassel.de

Gudrun Ehlert, Prof. (i.R.) Dr. Phil., bis 2024 Professorin für Sozialarbeitswissenschaft an der Fakultät Soziale Arbeit der Hochschule Mittweida. Arbeitsschwerpunkte: Profession und Geschlecht, Soziale Ungleichheit und Intersektionalität, Berufsethik und Geschichte Sozialer Arbeit. Email: ehlert@hs-mittweida.de

Carmen Figlestahler, Dr., M.A. Soziologie, Verwaltungsprofessorin im Bereich Soziale Arbeit an der HAWK Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst Hildesheim/Holzminde/Göttingen. Arbeitsschwerpunkte: Jugendsoziologie, sozialpädagogische Auseinandersetzungen mit Rechtsextremismus und demokratiefeindlichem Islamismus, soziale Ungleichheit. Email: carmen.figlestahler@hawk.de

Verena Freytag, Prof. Dr. phil., Professorin für Ästhetische Bildung und Bewegungserziehung an der Universität Kassel. Arbeitsschwerpunkte: Ästhetisch-kulturelle Bildung, Tanzpädagogik, phänomenologische Vignettenforschung. Email: freytag@uni-kassel.de

Gabriele Franziska Götz, Studium der Visuellen Kommunikation, Meister-schülerin an der Universität der Künste Berlin, Diplom-Designerin, bis 2020 Professorin für Redaktionelles Gestalten an der Kunsthochschule, Universität Kassel, Arbeitsschwerpunkte: Dozentin und Redaktionelle Gestalterin, Redaktion und Konzeptentwicklung von Künstler:innen-Büchern und Projekten in enger Zusammenarbeit mit internationalen Verlagen, Institutionen, Galerien, Autor:innen. Email: ambulant@xs4all.nl

Flavia Guerrini, Mag.a PhD, Assistenzprofessorin am Institut für Erziehungswissenschaft und Center interdisziplinäre Geschlechterforschung der Universität Innsbruck. Arbeitsschwerpunkte: kritische Geschlechterforschung, historische Forschungen zu marginalisierten Kindheiten und Social Care, qualitative Bildungs- und Sozialforschung. Email: Flavia.Guerrini@uibk.ac.at

Lisa Yashodhara Haller, Prof. Dr. rer. pol., Professorin für Sozialpolitik, Ökonomie sozialer Einrichtungen und sozialer Dienste an der Hochschule Neu-brandenburg. Arbeitsschwerpunkte: Soziale Dienste als angewandte Sozialpolitik, Familienpolitik in der vergleichenden Wohlfahrtsstaatsanalysen, Reproduktive Gerechtigkeit in der Geschlechterforschung. Email: haller@hs-nb.de

Sabine Hark, Prof. Dr., Professur für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung an der Technischen Universität Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Feministische und Queer Theorie, Solidarität und gesellschaftliche Transformation, Subjekt und Macht. Email: hark@tu-berlin.de

Gisela Hauss, Dr., Prof.in an der Fachhochschule für angewandte Wissenschaften (FHNW), Hochschule für Soziale Arbeit. Arbeitsschwerpunkte: Geschichte von Kinderschutz, Sozialer Arbeit und Sozialstaatlichkeit, Theorien der Sozialen Arbeit, soziale Ungleichheiten, Gender und Erwerbslosigkeit. Email: Gisela.hauss@fhnw.ch

Ulrich Leitner, Mag. Mag. Dr., assoziierter Professor am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Innsbruck. Arbeitsschwerpunkte: Theorie und Geschichte von Erziehung und Bildung, Kindheitsforschung, qualitative und historische Methoden der Erziehungswissenschaft. Email: Ulrich.Leitner@uibk.ac.at

Katharina Liebsch, Professorin für Soziologie u.b.B. der Mikrosoziologie an der Helmut-Schmidt-Universität/Universität der Bundeswehr Hamburg. Arbeitsschwerpunkte: Körper, Geschlecht, Technisierung von Lebenswelten, Wissens- und Normenanalyse. Email: liebschk@hsu-hh.de

Monika Maaßen, Dr. theol., Dipl. Päd., freiberuflich tätig als Supervisorin (DGSv), Trainerin für Gruppendynamik und Organisationsberatung (DGGO). Email: maassen@beratung-muenster.com

Christine Morgenroth, Prof. Dr., Sozialpsychologin an der Leibniz Universität Hannover, Arbeitsschwerpunkte: Marginalisierungsfolgen (Arbeitslosigkeit); Gesellschaftskrankheiten (Abhängigkeitserkrankungen), Methoden qualitativer Sozialforschung (Psychoanalytische Hermeneutik). Email: c.morgenroth@htp-tel.de

Patrik Müller-Behme, Dr., Dipl. Soz.wiss., Fachkraft für Aufarbeitung in der Fachstelle Sexualisierte Gewalt des Landeskirchenamts Hannovers, Arbeitsschwerpunkte: Aufarbeitung, Soziologie sozialer Probleme, Akten- und Dokumentenanalyse. Email: patrik.mueller-behme@evlka.de

Anke Neuber, Prof. Dr., Dipl. Soz.wiss., Professorin für Soziologie in der Sozialen Arbeit an der Hochschule Hannover. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterforschung / Gender Studies, Strafvollzugsforschung, soziale Ungleichheit. Email: anke.neuber@hs-hannover.de

Johanna Neuhauser, Dr., Universität Wien und Forschungs- und Beratungsstelle Arbeitswelt (FORBA). Arbeitsschwerpunkte: Arbeit und Migration, Prekarität, Intersektionalität, soziale Ungleichheit. Email: neuhauser@forba.at

Marko Tapio Perels, Dr. phil., MA Sozialpsychologie/Soziologie, LfBA an der Universität Kassel. Arbeitsschwerpunkte: Prekarisierung und Erwerbsarbeit, Migrationsforschung, Autoritarismus, deutsch-türkische Gesellschaftszusammenhänge. Email: perels@uni-kassel.de

Michaela Ralser, Dr., Univ.-Prof.in am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Innsbruck. Arbeitsschwerpunkte: Wissenschaftsgeschichte des mediko-pädagogischen Feldes; Epistemologien des Subjekts, Diskurs- und Institutionengeschichte historischer Kindheiten; Transnationale Wohlfahrtslandschaften im Wandel. Email: Michaela.Ralser@uibk.ac.at

Peter Redman, Dr., BA (Hons) History, MA Cultural Studies, PhD Cultural Studies, Activity/institution: Senior Lecturer in Sociology, the Open University, UK. Main areas of work: psychosocial studies; psychoanalytic sociology; social theory. Email: peter.redman@open.ac.uk

Barbara Rendtorff, Dr. habil., Prof. em.; Seniorprofessorin (Goethe Teaching Professorship) am Institut für Allgemeine Erziehungswissenschaft der Goethe Universität Frankfurt. Arbeitsschwerpunkte: Theorie der Geschlechterverhältnisse; Tradierung von Geschlechterbildern im Kontext des Aufwachsens. Email: Barbara.Rendtorff@gmail.com

Birgit Riegraf, Prof. Dr., Professur für Allgemeine Soziologie, Universität Paderborn, Fakultät für Kulturwissenschaften. Arbeitsschwerpunkt: Geschlechterforschung und Feministische Theorie, Wissenschafts- und Hochschulforschung, Arbeits- und Organisationssoziologie. Email: birgit.Riegraf@uni-paderborn.de

Peter Rieker, Prof. Dr., Dipl.-Soz., Professor für Ausserschulische Bildung und Erziehung am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Zürich. Arbeitsschwerpunkte: Kindheits- und Jugendforschung, Migration, abweichendes Verhalten. Email: prieker@ife.uzh.ch

Mieke Roscher, PD Dr., StEx., M.A., Akademische Rätin und Leiterin des Lehrgebiets Sozial- und Kulturgeschichte an der Universität Kassel. Arbeitsschwerpunkte: Tiergeschichte und Human-Animal Studies, Geschlechtergeschichte, Geschichte des Nationalsozialismus. Email: roscher@uni-kassel.de

Birgit Sauer, Univ.-Prof. i.R. Dr., Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien. Arbeitsschwerpunkte: autoritäre Rechte und Geschlecht/Politik und Affekte/feministische Staatstheorie. E-Mail: Birgit.sauer@univie.ac.at

Albert Scherr, Prof. Dr. habil., Diplom-Soziologe, Seniorprofessor an der Pädagogischen Hochschule Freiburg und Research Fellow at the University of the Free State, QuaQua Campus, South Africa. Arbeitsschwerpunkte: Soziologische Theorien, Flucht- und Migrationsforschung, Soziologie sozialer Probleme, Qualitative Sozialforschung. Email: scherr@ph-freiburg.de

Sylka Scholz, Prof. Dr., Soziologin, Professorin für Qualitative Forschung und Mikrosoziologie an der Universität Jena. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterforschung, insbesondere Männlichkeitsforschung, Paarforschung, Entwicklung qualitativer Methoden. Email: sylka.scholz@uni-jena.de

Sabine Stange, M.A., Lehrbeauftragte und bis 2024 Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachgebiet Soziologie sozialer Differenzierung und Soziokultur, Fachbereich Humanwissenschaften, Universität Kassel. Arbeitsschwerpunkte: Geschichte der Heimerziehung, Geschlechterforschung. Email: sabinestange@uni-kassel.de

Karen Wagels, Prof. Dr., Dipl. Psych., Professur für Psychologie in der Sozialen Arbeit, Hochschule für Wirtschaft und Gesellschaft in Ludwigshafen am Rhein. Arbeitsschwerpunkte: Soziale Arbeit mit psychischen Krisen, Gender und Queer Studies, Critical Whiteness. Email: karen.wagels@hwg-lu.de

Júlia Wéber, Prof.in Dr. phil., Dipl. Soz.Päd. (FH); Mag. Deutsche Philologie; Dipl. Lehrerin für DaF; Professorin für Migrationsgesellschaft und Demokratiepädagogik an der Hochschule Neubrandenburg. Arbeitsschwerpunkte: Demokratiegefährdungen und -förderung, International vergleichende Soziale Arbeit, Historisch-politische Bildungsarbeit, Menschenrechtsbildung. Email: jweber@hs-nb.de

Felix Welti, Prof. Dr. jur., Professor für Sozial- und Gesundheitsrecht, Recht der Rehabilitation und Behinderung an der Universität Kassel. Arbeitsschwerpunkte: Sozial- und Gesundheitsrecht, Recht der Rehabilitation und Behinderung. Email welti@uni-kassel.de

Franz Zahradnik, Prof. Dr. phil., Dipl. Soz., Professor für Soziale Arbeit und Soziale Ungleichheit an der FH Münster. Arbeitsschwerpunkte: Soziale Probleme und soziale Kontrolle, Strafvollzug und Resozialisierung, qualitative Sozialforschung. Email: franz.zahradnik@fh-muenster.de

Einleitung – Die Hinterfragung des Selbstverständlichen als Haltung und Arbeitsprinzip

Gudrun Ehlert, Katharina Liebsch und Anke Neuber

In ihrem langen und engagierten Arbeitsleben hat Mechthild Bereswill ein ihr eigenes Denken und Arbeiten gegen Vereinfachung und für Differenzierung entwickelt. Je verschieden und mit unterschiedlicher Intensität haben alle Autor:innen der Beiträge dieses Bandes diesen Denkstil gemeinsam mit Mechthild praktiziert. Dabei spielen Unterscheidungen – zwischen Offensichtlichem und Hintergründigem, Struktur und Handeln, Analyse und Beschreibung, Verstehen und Erklären – eine wichtige Rolle. Die Hinterfragung des Selbstverständlichen als Haltung und Arbeitsprinzip ist verbunden mit dem Ansinnen, die Komplexität der Sachverhalte aufzuschließen, um ihr zumindest ein Stück näher zu kommen oder gar auf den Grund zu gehen. Auch bedeutet es, vermeintlich Offensichtliches und schlicht Gegebenes auf differente Komplexitäten, auf die feinen Unterschiede hin zu befragen und Strukturähnlichkeiten, Analogien und verallgemeinernde Schlussfolgerungen sorgfältig zu begründen. Man muss sich, so die Erfahrung der Zusammenarbeit mit Mechthild, unmittelbar und immer wieder, der Intuition und spontanen Assoziationen auch widersetzen, vielmehr versuchen, Irrtümer zu entdecken, verschiedene

G. Ehlert (✉)
Hochschule Mittweida, Mittweida, Deutschland
E-Mail: ehlert@hs-mittweida.de

K. Liebsch
Helmut-Schmidt-Universität, Hamburg, Deutschland
E-Mail: liebschk@hsu-hh.de

A. Neuber
Hochschule Hannover, Hannover, Deutschland
E-Mail: anke.neuber@hs-hannover.de

Interpretationswege zu erkunden, sich selbst hinterfragen und auf die Mehrdimensionalität sozialer Phänomene achten. Dazu gehört auch zu fragen, ob wir es eventuell mit einer Realität zu tun haben, auf die unsere Kategorien nicht passen – so hat Hannah Arendt das Urteilen gefasst.

Mechthilds Arbeiten stehen in diesem Sinne für einen theoretisch sensibilisierenden, forschenden Blick, der zugleich offen bleibt für alles, was zwischen die Zeilen von dominanten Diskursen geraten ist. Mit der Titelgebung verbinden wir die Mechthild eigene Arbeitsweise, in der vier Aspekte zentral sind:

- Bei den Konflikten und Widersprüchen bleiben
- Abstraktion kontextualisieren
- Differenzierungen voranbringen
- Struktureigentümlichkeiten herausarbeiten.

Bei den Konflikten und Widersprüchen bleiben

Im Zentrum von Mechthilds geschlechtertheoretischen Arbeiten steht das Grundverständnis, dass Menschen sich ein Leben lang in konfliktreichen Spannungsverhältnissen von Autonomie, Abhängigkeit und Bindung bewegen und mit intra- und intersubjektiven Konflikten, insbesondere in der lebensgeschichtlichen Aneignung und Ausgestaltung von Geschlechteridentitäten auseinandersetzen müssen (Bereswill 2014, 2022a). Mit Bezug auf Jessica Benjamin (2004) schreibt sie, dass „jede Form von Subjektivität immer in interdependenten, intersubjektiven Beziehungen hervorgebracht [wird], in denen wechselseitige Anerkennung und ungleiche Machtpositionen ineinandergreifen“ (Bereswill 2022a, S. 640). In ihren Arbeiten zu „Geschlecht als Konfliktkategorie“ wird die These ausgearbeitet, dass Gesellschaft als Strukturzusammenhang in „einer engen und zugleich spannungsgeladenen Wechselbeziehung zu einer eigensinnigen Subjektivität [steht], deren dynamische Struktur Ausdruck der lebenslangen Verarbeitung sowohl äußerer als auch innerer bewusster wie unbewusster Konflikte ist“ (Bereswill 2014, S. 190). Um die subjektive Aneignung und Verarbeitung gesellschaftlicher Verhältnisse als einen widersprüchlichen, konflikthaften und eigensinnigen Prozess auch in seinen undurchsichtigen Tiefenstrukturen zu erfassen, analysiert Mechthild das Verhältnis von Gesellschaft und Subjekt mit Hilfe verschiedener Verbindungen soziologischer und sozialpsychologischer Ansätze.

Die Analyse der Wechselwirkungen zwischen strukturellen Widersprüchen und individuellen Konflikten durchziehen Mechthilds Arbeiten zu den Hafterfahrungen junger Männer grundlegend und bilden die Voraussetzung für eine empirisch begründete Theoriebildung zum Verhältnis von Gewalt und Geschlecht. In einem

ihrer wichtigen Beiträge zu „Geschlecht und Gewalt im 20. und 21. Jahrhundert“ betont sie, dass „naheliegende Polarisierungen und pauschale Schlussfolgerungen, wie Gewalt sei grundsätzlich männlich“ (Bereswill 2022b, S. 71) den Blick auf die Tiefenstrukturen von Gewalt im Geschlechterverhältnis verstellen. Die „Opfer-Täter-Ambivalenzen in der Gewaltforschung aufzudecken und einseitige Verknüpfungen von Vulnerabilität und Geschlecht zu vermeiden (...) [ist] eine anspruchsvolle Aufgabe, die theoretische und empirische Entschlüsselung einer paradoxen Konstellation [verlangt]: Die Verwundbarkeit und Verletzbarkeit von Menschen sind weder weiblich noch männlich, sie sind menschlich. Zugleich ist die grundlegende Gefährdungsoffenheit der menschlichen Existenz in konkrete gesellschaftliche Geschlechterverhältnisse eingebettet, und Gewaltereignisse sind augenscheinlich und weltweit durch eine enge, beharrliche Verklammerung von Gewalt und gesellschaftlichen Männlichkeitskonstruktionen strukturiert. Gerade deshalb ist es umso wichtiger, das komplexe Verhältnis von Gewalt und Geschlecht wissenschaftlich nicht auf naheliegende, schematische Männlichkeitszuschreibungen zu reduzieren“ (Bereswill 2022b, S. 72).

Diesen differenzierenden Blick auf das Verhältnis von Männlichkeit und Gewalt haben Mechthild Bereswill und Anke Neuber (2010/2018) in einem Handbuchartikel zu Jugendkriminalität und Männlichkeit mit Bezug auf verschiedene geschlechtertheoretische Perspektiven entfaltet und ausbuchstabiert: „Eine geschlechtsbezogene Perspektive auf Jugendkriminalität nimmt die Konstruktionen von Normalität und Abweichung auf der einen und Konstruktionen von Geschlecht auf der anderen Seite in den Blick und setzt sie zueinander ins Verhältnis. Dabei treten soziale Bedeutungen von Abweichung und Männlichkeit in eine enge Wechselbeziehung, gehen jedoch nicht vollständig ineinander auf“ (Bereswill und Neuber 2018, S. 368). Das Potenzial einer solchen Betrachtung liegt darin, den auf den ersten Blick offensichtlichen Zusammenhang von Männlichkeit und Devianz nicht zu setzen, sondern zu hinterfragen und zu dekonstruieren, um „die fortlaufende Naturalisierung von Geschlechterdifferenz, wie sie in den Handlungsmustern und Zuschreibungen von Devianz, Delinquenz, Kriminalität und sozialer Kontrolle sichtbar werden, zu durchkreuzen“ (Bereswill und Neuber 2018, S. 369).

Abstraktion kontextualisieren

Theoriebildung geht zwangsläufig mit Abstraktion einher, zielt sie doch darauf, Phänomene zu erklären und deren zugrunde liegende Prinzipien und Mechanismen zu erfassen. Mit dem Abstraktionsgrad variiert nicht nur die Reichweite von Erklärung, sondern auch der Anspruch auf Verallgemeinerbarkeit. Insofern kann Theorie auch dogmatische Wirkungen entfalten und auf eine Art und Weise rezipiert und verwendet werden, dass sie dazu beiträgt, Setzungen zu manifestieren.

Der erklärend-aufklärende Anspruch von Theorie verkehrt sich tendenziell in sein Gegenteil, wenn Abstraktion zu Verallgemeinerung wird, wenn Einzelfälle in allgemeinen Kategorien aufgehen und wenn die Spezifik von Situation und Kontext nicht länger berücksichtigt wird.

Mechthild Bereswill und Gudrun Ehlert zeigen eine solche Wirkung bzw. Handhabung von Abstraktion in ihrer Auseinandersetzung mit der langjährigen Forschung im Themenfeld „Sozialisation und Geschlecht“ (Bereswill und Ehlert 2020). Sie arbeiten eine paradigmatische Vereindeutigung von Geschlecht als biologisch fundiert und/oder kulturell geformt heraus, die die Debatte um die Geschlechtersozialisation von Beginn an begleitet hat. Unterkomplexe Vorstellungen der Übernahme von Rollen oder der Identifikation mit gleichgeschlechtlichen Vorbildern verfestigen einen Begriff von Geschlecht als eindeutige oder einheitliche Identitätsdimension, die auf fixen Ausprägungen von Differenz beruht. Demgegenüber argumentieren die beiden Autorinnen für ein Begriffs- und Theorieverständnis des Zusammenhangs von „Sozialisation und Geschlecht“, das zum einen die Zurückweisung von klaren Geschlechterunterschieden mit gleichzeitiger Kritik an gesellschaftlichen Ungleichheitsverhältnissen aufgrund von Geschlecht verbindet. Zum anderen macht dieses Begriffsverständnis deutlich, dass Geschlechtersozialisation als ein kollektiver und individueller Prozess der kulturellen und symbolischen Reproduktion von Zweigeschlechtlichkeit zwar mit den ökonomischen und politischen Verhältnissen zutiefst verwoben, aber keineswegs mit ihnen identisch ist.

Verbunden mit einem solchen Beharren auf Komplexität ist die Fortführung theoretischer Suchbewegungen. Dies bedeutet für das Thema Geschlechtersozialisation sowohl im Hinblick auf Gesellschaft als komplexem Struktur- und Ordnungszusammenhang zu reflektieren als auch die aktive und eigensinnige Auseinandersetzung des Subjekts mit den normativen Erwartungshorizonten einer gesellschaftlich dominanten Zweigeschlechtlichkeit zu reflektieren. Damit ist zugleich verbunden, dass die konkrete Erforschung von Geschlechtersozialisation methodisch nur in Ausschnitten bzw. Facetten des Gesamtzusammenhangs untersucht werden kann. Im Zuge dessen bildet das gesellschaftlich Allgemeine den heuristischen Ausgangspunkt für diese Forschung, deren Theoretisierung muss aber darüber hinausgehen und der Spezifik des sozialräumlichen und gesellschaftlichen Kontextes Rechnung tragen.

Differenzierungen voranbringen

In der Denomination von Mechthild Bereswills Professur an der Universität Kassel steht *Soziale Differenzierung* prominent an erster Stelle. Dies ist in vielerlei Hinsicht sehr passend und markiert ein methodisches wie auch ein inhaltliches

Programm. Durchweg zentral ist dabei, das haben wir bereits herausgestellt, eine Arbeitsweise, die entlang von Konflikten und Widersprüchen der untersuchten Problembereiche darauf zielt, die mehrdimensionale Wirklichkeit nicht auf ihre bloßen Elemente und auf wenige und gängige Begriffe zu reduzieren. Dabei meint Differenzierung – wie sich etwa am Beispiel des von Mechthild Bereswill und Katharina Liebsch (2019) verfassten Aufsatzes zur „Persistenz von Geschlechterdifferenz und Geschlechterhierarchie“ veranschaulichen lässt – sowohl soziale als auch theorieanalytische Differenzierung. In diesem Text zeigen die Autorinnen, dass sich geschlechtliche Mehrheiten- und Minderheitenkonstellationen, verbunden mit entsprechenden Hierarchisierungsprozessen, bereichsspezifisch unterschiedlich entwickeln, etwa im Bildungskontext anders als im Feld der Wirtschaft, und in einigen gesellschaftlichen Bereichen bleibt die Grundstruktur des Geschlechterverhältnisses sogar anhaltend stabil. Jedoch sind Stabilisierung und Hartnäckigkeit keinesfalls einheitlich. Sie zeigen sich vielmehr sowohl in widersprüchlichen, ungleichzeitigen als auch in gleichgerichteten Prozessen und Konstellationen von Persistenz.

Am Beispiel der drei Berufsfelder Frühpädagogik, Militär und Maschinenbau veranschaulichen die Autorinnen, wie sich Persistenz von disproportionaler Geschlechterverteilung aufgrund spezifischer Konstellationen von miteinander und gegeneinander verschobenen Geschlechtstypiken mit ganz unterschiedlichen Bedeutungen und Dynamiken unterscheidet. Dabei variieren zum einen die Erscheinungsformen von Persistenz, die als institutionalisierte Ordnung, als sozialer Ausschluss oder auch als diskursive Konfiguration oder kognitives Muster wirken. Infolgedessen erhält Persistenz je verschiedene Bedeutungen – in der Geschlossenheit homosozialer Räume anders als in ihrer diskursiv-rhetorischen Ausprägung, die sich als Macht-Wissen-Konfiguration zeigt, oder als Stereotypisierungen, die von psychosozialen Mechanismen der Abwehr und Reaktanz getragen sind. Zudem, und dies ist eine zweite Analysedimension, unterliegen die verschiedenen Formen von Persistenz gesellschaftlichen und biografischen Temporalisierungen. Sie werden sowohl in biografischen Übergängen und Passagen zwischen Lebensphasen individuell verschieden ausgestaltet als auch durch Prozesse gesellschaftlicher Transformation strukturiert, z. B. wenn im Übergang zur Dienstleistungsgesellschaft oder durch die Konjunkturen geschlechterpolitischer Steuerungsimpulse Berufsrollen neu definiert werden.

Struktureigentümlichkeiten herausarbeiten

In ihren jüngeren Forschungsarbeiten geht Mechthild Bereswill neue Wege und bleibt doch ihrer Arbeitsweise verbunden. In den thematischen Fokus rücken sozialbürokratische Handlungsmuster im Schrifthandeln und die Frage, wie daraus

und im Zuge dessen „ein Fall“ konstruiert und verwaltet wird (Bereswill und Müller 2018; Bereswill et al. 2022). Unter anderem bilden Fallakten aus der west-deutschen Heimerziehung der 1950er bis 1970er-Jahre die empirische Grundlage für die differenzierte Analyse der „Struktureigentümlichkeiten“ von bürokratischem Schrifthandeln (Bereswill und Müller-Behme 2020) und der Fallverwaltung (Bereswill et al. 2022). Durch eine „transdokumentale Rekonstruktion“ (ebd., S. 107) unterschiedlicher Textdokumente aus Fallakten werden Schlüsselprozesse der Fallverwaltung herausgearbeitet, die deutlich machen, wie „etwas entschieden, legitimiert, delegitimiert, beurteilt, durchgesetzt, geklärt und umgesetzt wird“ (ebd., S. 108). Zugleich gerät dabei in den Blick, wie der Einzelfall sowohl hervorgebracht als auch bearbeitet wird. Hier zeigt sich die Wirkmacht von Verwaltungsprozessen für biografische Verläufe in der Art und Weise, „wie eine untergebrachte Person im Hinblick auf ihre Anpassungsfähigkeiten eingeordnet und mit Bezug zu ihren Veränderungskapazitäten bewertet wird“ (ebd., S. 10).

Mechthild fasst die Inhalte von Fallakten aus diskursanalytischer Perspektive als Beiträge teilweise unterschiedlicher Diskursformationen und rekonstruiert wissenssoziologisch, wie sich Wissen im Schrifthandeln des Verwaltungsvollzuges konstituiert. In mehreren Projekten hat sie die Hervorbringung von Wissen und die Bedeutung von Wissensordnungen als eine Facette der „Struktureigentümlichkeiten“ des jeweiligen Gegenstands untersucht – etwa indem sie anhand des Deutungs- und Handlungswissens Professioneller im Feld der Schwangerenkonfliktberatung die feld- und organisationsspezifische Wissensgebundenheit von Beratung herausarbeitet (Bereswill et al. 2024) oder indem sie verschiedene Wissensbestände (Erfahrungs-, Expert:innen- und Organisationswissen) zueinander ins Verhältnis setzt, um die „Erzeugung von Teilhabe in der Eingliederungshilfe“ zu verstehen; so lautet der Untertitel ihres noch bis 2027 laufenden Projekts „Wissensordnungen in Hilfeprozessen“. Struktureigentümlichkeiten von konfliktreichen Aushandlungsprozessen im Kontext des dynamischen Verhältnisses von Beharrung und Wandel in Reformprozessen der Heimerziehung in den 1970er bis 1990er-Jahren in Westdeutschland stehen im Zentrum einer Studie, in der zeitgenössische Dokumente und Zeitzeug:inneninterviews ausgewertet werden (Bereswill et al. 2026).

Die differenzierte Erfassung der Struktureigentümlichkeiten von Sozialbürokratien und ihres organisationalen Wissens rückt in den Blick, wie machtvoll Wissen ist, wenn es auf die Handlungsweisen und Selbstdeutungen der Subjekte Einfluss nimmt. Zugleich zeigt sich dabei, dass Struktureigentümlichkeiten von Bürokratie und ihren Wissensordnungen nicht starr und allgemeingültig sind. Vielmehr machen Mechthilds Arbeiten auch hier deutlich, wie Wissensordnungen kontext-, feld- und zeitspezifisch variieren und durch die Ungleichzeitigkeit von Beharrungskräften und Wandel geprägt sind.

Die Hinterfragung des Selbstverständlichen als Haltung und Arbeitsprinzip

Die hier skizzierten vier Aspekte von Mechthilds Denken und Arbeiten charakterisieren ihre Art der Produktion eines kritisch-reflektierten und differenzierten Verständnisses der untersuchten Phänomene – etwa als eigensinnige Analysen intra- und intersubjektiver Dynamiken und gesellschaftlicher Widersprüche.

Zudem lässt sich aus der Skizze dieser vier Aspekte erahnen, was Mechthilds Arbeiten grundlegend ausmacht: eine empirisch begründete Theoriebildung, die nicht Theorie an das empirische Material heranträgt, sondern sie vielmehr selbst produziert, indem sie die in rekonstruktiven Verfahren gewonnenen empirischen Ergebnisse mit theoretischen Bezügen wechselseitig zueinander ins Verhältnis setzt. Wenn die vielen widersprüchlichen Fakten, Dimensionen und Erfahrungen der Entwicklung eines Problems berücksichtigt werden, differenzieren sich Analyse und Erklärung zwangsläufig und auch Theorie und Theoreme geraten in Bewegung. Dabei zeigt sich durchweg: Die Hinterfragung des Selbstverständlichen ist eine Grundbedingung der Entdeckung des Unbekannten und der Hervorbringung von Wissen.

Literatur

- Bereswill, Mechthild/Neuber, Anke (2010/2018): Jugendkriminalität und Männlichkeit. In: Dollinger, Bernd/Schmidt-Semisch, Henning (Hrsg.): Handbuch Jugendkriminalität. Interdisziplinäre Perspektiven. 3. Auflage, Wiesbaden: Springer VS, S. 357–374.
- Bereswill, Mechthild (2014): Geschlecht als Konfliktkategorie. In: Behnke, Cornelia/Lengersdorf, Diana/Scholz, Sylka (Hrsg.): Wissen – Methode – Geschlecht: Erfassen des fraglos Gegebenen. Wiesbaden: Springer VS, S. 189–199.
- Bereswill, Mechthild/Müller, Patrik (2018): Die administrierte Biografie in der Heimerziehung der 1950er bis 1970er Jahre. In: Schilling, Elisabeth (Hrsg.): Verwaltete Biografien. Wiesbaden: Springer VS, S. 3–25.
- Bereswill, Mechthild/Liebsch, Katharina (2019): Persistenz von Geschlechterdifferenz und Geschlechterhierarchie. In: Rendtorff, Barbara/Riegraf, Birgit/Mahs, Claudia (Hrsg.): Struktur und Dynamik – Un/Gleichzeitigkeiten im Geschlechterverhältnis. Wiesbaden: Springer VS, S. 11–25.
- Bereswill, Mechthild/Ehlert, Gudrun (2020): Sozialisation und Geschlecht – Strittige Positionen. In: Gesellschaft Individuum Sozialisation GiSo Bd. 1, Nr. 1: Sozialisationsforschung revisited. giso-journal.ch/article/view/GISo.2020.1.1/1294.
- Bereswill, Mechthild/Müller-Behme, Patrik (2020): Die Materialisierung und Bearbeitung sozialer Probleme im bürokratischen Schrifthandeln. Einleitung. In: Soziale Probleme 30, H. 2, S. 109–114. <https://doi.org/10.1007/s41059-019-00061-x>.
- Bereswill, Mechthild (2022a): Vulnerabilität. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Grundbegriffe Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim/Basel: BeltzJuventa, S. 639–642.

- Bereswill, Mechthild (2022b): Geschlecht und Gewalt im 20. und 21. Jahrhundert. Forschungsdiskurse und geschlechtertheoretische Befunde in den deutschsprachigen Sozialwissenschaften. In: Labouvie, Eva (Hrsg.): Geschlecht und Gewalt. Bielefeld: transcript, S. 63–75.
- Bereswill, Mechthild/Müller-Behme, Patrik/Buhr, Henrike (2022): Die Verwaltung des Falles. Weinheim/Basel: BeltzJuventa.
- Bereswill, Mechthild/Stange, Sabine/Veltin, Louisa (2024): Zumutung und Machbarkeit. Schwangerschaftskonfliktberatung zwischen rechtlichem Zwang und professioneller Umdeutung. In: Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 16, H. 1, S. 56–69. <https://doi.org/10.3224/gender.v16i1.05>
- Bereswill, Mechthild/Guerrini, Flavia/Hauss, Gisela/Leitner, Ulrich/Ralser, Michaela (Hrsg.) (2026): Reformdynamiken in der Heimerziehung 1970 bis 1990. Fallstudien aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Weinheim/Basel: BeltzJuventa.

**Kategorie Geschlecht:
Geschlechterverhältnisse,
Konstruktionen von Geschlecht,
Ansätze der Männlichkeitsforschung**

Giving Sex an Ontology. Geschlechterforschung als kritische Ontologie der Gegenwart

Sabine Hark

Im April 2024 veröffentlichte das vatikanische „Dikasterium für die Glaubenslehre“ eine Erklärung unter dem Titel „Dignitas infinita“.¹ Obwohl diese in der Öffentlichkeit nur wenig Beachtung fand, darf sie aus Sicht der Geschlechterforschung keineswegs unterschätzt werden, greift sie die Gender Studies doch auf fundamentale Weise an. Thema der Erklärung ist die „ontologische Würde der menschlichen Person, die nach dem Bild und Gleichnis Gottes geschaffen und in Christus Jesus erlöst wurde“ (DA, Abs. 1). Diese ontologisch in Gott verankerte menschliche Würde, erklärt das Dikasterium im Namen des Papstes, sei „in der heutigen Welt“ akut bedroht – beispielsweise durch Armut, Krieg und Menschenhandel sowie das Leid, das mit Flucht und Migration einhergeht. Weitere Angriffe auf die menschliche Würde, so das Dikasterium, umfassen sexuellen Missbrauch, Gewalt gegen Frauen, Frauenmorde, Abtreibung und Leihmutterschaft sowie Euthanasie, assistierten Suizid, die Ausgrenzung von Menschen mit Behinderungen und Gewalt in der digitalen Welt. Auch „jeder geschlechtsverändernde Eingriff“ birgt nach Auffassung des Vatikans die Gefahr, die „einzigartige Würde zu bedrohen, die ein Mensch vom Moment der Empfängnis an besitzt“ (DA, Abs. 60).

¹ „Erklärung Dignitas Infinita über die menschliche Würde“. Im Folgenden zitiert als DA. https://www.vatican.va/roman_curia/congregations/cfaith/documents/rc_ddf_doc_20240402_dignitas-infinita_ge.html (zuletzt aufgerufen am 20.12.2024).

S. Hark (✉)
Technische Universität Berlin, Berlin, Deutschland
E-Mail: sabine.hark@tu-berlin.de

Unter all diesen Bedrohungen der Menschenwürde aber ragt eine besonders heraus. Denn nichts gefährdet nach Ansicht des Vatikans die menschliche Würde mehr als die sogenannte „Gender-Theorie“. Ihr räumt der Heilige Stuhl in seinem Katechismus der Bedrohungen daher auch den meisten Platz ein. Während beispielsweise die Klimakatastrophe nur in einem Nebensatz erwähnt wird und Krieg, Armut oder Menschenhandel eher kurz abgehandelt werden, widmet das Dikasterium der „Gender-Theorie“ sogar ein eigenes Kapitel. Diese habe, heißt es in der Erklärung, „in den vergangenen Jahrzehnten“ erheblich zu nicht näher erläuterten „gefährlichen ideologischen Kolonisierungen“ beigetragen. Denn „mit ihrem Anspruch, alle gleich zu machen“ würde die Gender-Theorie danach trachten, alle Unterschiede, allen voran aber den Unterschied der Geschlechter auszulöschen (DA, Abs. 56). Mit ihrem Versprechen einer „Gesellschaft ohne Geschlechterdifferenz“ höhle sie gar die „anthropologische Grundlage der Familie aus“ (DA, Abs. 59). Es dürfe jedoch weder ignoriert werden, warnt der Vatikan, dass „das biologische Geschlecht (sex) und die soziokulturelle Rolle des Geschlechts (gender)“ zwar unterschieden, aber nicht getrennt werden können (ebd.), noch dass die Biologie unbedingten Vorrang vor der Kultur habe. Denn das, „was männlich und weiblich ist“, sei vom „Schöpfungswerk Gottes“ nicht zu trennen und bestehe „vor allen unseren Entscheidungen und Erfahrungen“ aus „biologischen Elementen“, die eben unmöglich ignorieren werden könnten (ebd.). „Über sich selbst verfügen zu wollen, wie es die Gender-Theorie vorschreibt“, schlussfolgert der Vatikan, bedeute daher „nichts anderes, als der uralten Versuchung des Menschen nachzugeben, sich selbst zu Gott zu machen und in Konkurrenz zu dem wahren Gott der Liebe zu treten, den uns das Evangelium offenbart“ (DA, Abs. 57).

Mit seiner fulminanten Erklärung reiht sich der Vatikan einmal mehr ein in die weltweit zunehmend aggressiver agierende Allianz jener Kräfte, die „Gender“ und „Gender-Theorie“ als größte Bedrohung der Menschheit darstellen. Dabei sind die vatikanischen Volten gegen „Gender“ längst legendär. Bereits seit der Weltfrauenkonferenz in Beijing 1995 positioniert sich der Vatikan wieder und wieder entschieden gegen das, was wahlweise „Gender-Theorie“ oder „Gender-Ideologie“ genannt wird.² Zuletzt erklärte Papst Franziskus nur wenige Wochen vor der Veröffentlichung der Erklärung, die „Gender-Theorie“ sei die schlimmste, gar die „hässlichste“ Gefahr der heutigen Zeit, da sie darauf abziele, den Geschlechterunterschied aufzuheben – und das käme einer Aushebelung der Menschlichkeit gleich.³

²Zuletzt hat sich Judith Butler (2025) in *Wer hat Angst vor Gender? Who's Afraid of Gender* intensiv mit den vatikanischen Positionen auseinandergesetzt. Siehe besonders Kap. 2, „Ansichten aus dem Vatikan“, S. 111-136.

³<https://www.spiegel.de/panorama/franziskus-verdammt-gendertheorie-a-8ac712d2-6fa5-4e5f-bf8b-de96cb0a04ec> (zuletzt aufgerufen am 14.12.2024).

Und genau diese Behauptung, die Gender Studies beabsichtigten, den unhintergehbaren und für die Menschen unverfügbaren, weil göttlich gegebenen Geschlechterunterschied aufzuheben, ist es, die die vaticanische Position mit rechtsextremen, rechtskonservativen, autokratischen, trumpistischen und proto-faschistischen Parteien und Bewegungen verbindet, die allesamt in dasselbe Horn blasen (Hark und Villa 2015; Dietze und Roth 2020). Sie stellt aber auch eine Brücke dar sowohl zur global agierenden christlichen Rechten (Lo Mascolo 2023) und anderen nicht-christlichen religiösen Bewegungen als auch zu sich selbst als radikalfeministisch verstehenden Aktivist:innen, die insbesondere gegen geschlechtliche Selbstbestimmung und die Rechte von trans Personen opponieren.⁴

Doch so beunruhigend und bedrohlich diese Allianzen auch sein mögen, sie stehen nicht im Zentrum meines Beitrags. Zwar ist es von großer Dringlichkeit, die bewusst eingegangenen politischen Verbindungen des Vatikans mit anti-demokratischen Kräften zu analysieren. Aus der Perspektive der Geschlechterforschung drängen sich allerdings weitere, ebenso drängende Fragen auf, die die Gender Studies als akademische Disziplin betreffen. Erstens: Wie stützt der Vatikan seine Behauptung, die „Gender-Theorie“ ziele darauf ab, den Geschlechterunterschied aufzuheben? Zweitens: Welche Verknüpfungen bestehen zwischen dieser Argumentation und modernen, naturalisierenden wissenschaftlichen Diskursen? Und schließlich: Welche Schlussfolgerungen ergeben sich daraus für die weitere theoretische Entwicklung der Geschlechterforschung?

1 Biologische Fundierung – naturalistische Verschiebung der Wissensordnung

Mein diesbezüglicher Vorschlag, Geschlechterforschung als kritische Ontologie der Gegenwart zu konzipieren, schließt an Überlegungen von Mechthild Bereswill und Gudrun Ehlert an. Am Beispiel der Sozialisationsforschung haben sie sich in jüngerer Zeit mehrfach kritisch mit einer naturalisierenden und ontologisierenden Verschiebung in der Wissensordnung auseinandergesetzt. Diese deuten sie unter anderem als Ergebnis einer bewussten Ignoranz gesellschaftstheoretischer Traditionen in der Geschlechterforschung, in denen Geschlecht als gesellschaftlich vermittelt begriffen und Sozialisation als dialektischer Prozess der Vergesellschaftung in einer historisch spezifischen, durch Geschlecht geprägten Situation verstanden

⁴In Deutschland ist das etwa die Initiative „Geschlecht zählt“, die gegen das geschlechtliche Selbstbestimmungsgesetz opponiert hat. <https://geschlecht-zaehlt.de> (zuletzt aufgerufen am 14.12.2024).

wird (Ehlert 2012; Bereswill 2018, 2019; Bereswill und Ehlert 2015, 2018, 2020). Stattdessen, so Bereswill und Ehlert, werde Sozialisation zunehmend als Prozess aufgefasst, „der auf natürliche Unterschiede aufsetzt“, die als unhintergebar gesetzt seien und sozialisatorisch allenfalls ausgeglichen werden könnten (Bereswill und Ehlert 2015, S. 103).

Auf einen solchen, nicht näher ausgeführten, naturalistischen Konsens in der Wissenschaft, der die biologische Zweigeschlechtlichkeit als unhintergebar betrachtet, beruft sich, wie wir gesehen haben, auch der Vatikan in seiner Erklärung. Interessant ist an dieser Stelle, dass der Vatikan zur Unterstützung seiner im Kern theologischen Argumentation „den“ wissenschaftlichen Konsens heranzieht. Ohne genaue Belege zu zitieren, heißt es entsprechend in Absatz 57 der Erklärung, in der Fachwelt sei längst erwiesen, dass Zweigeschlechtlichkeit natürlich – und das heißt im vatikanischen Verständnis letztlich göttlich – gegeben sei. Einzig die „Gender-Theorie“ verweigere sich dieser Einsicht, was weithin bereits als Beleg für deren akademische Randständigkeit angesehen werde.

Die vatikanische Verlautbarung erweist sich damit als starke Version einer Argumentationsfigur, die die US-amerikanische feministische Theoretikerin Linda Nicholson bereits in den 1980er-Jahren in Teilen des damaligen feministischen Denkens identifiziert hatte: die Figur der „biologischen Fundierung“ (Nicholson 1994, S. 190). Diese biologische Fundierung, führt Nicholson aus, basiere auf dem Glauben an „kulturübergreifende Gemeinsamkeiten von gender“ (ebd., S. 190), die in den materiellen, „biologischen Gegebenheiten“ des Körpers (ebd., S. 199) repräsentiert sind. Biologisch fundierte Argumentationen, erläutert Nicholson, sind nicht gleichbedeutend mit biologischem Determinismus; alle seine Varianten enthielten, wenn auch einige umfassender als andere, durchaus ein Element des sozialen Konstruktivismus. Dennoch differenziere letztlich „jede Theorie, die Körperunterschiede historisch für relativ unveränderlich hält und gleichzeitig ahistorisch an bestimmte psychologische und Verhaltensmerkmale koppelt“, im „Effekt zwischen ‚sex‘ und ‚gender‘ und setzt mithin mindestens einen ‚Rest‘ ahistorischer Natur voraus (ebd., S. 201). Als „biologisch fundiert“ sei daher „jede Position“ zu verstehen, „die den Körper historisch für weniger variabel hält als den Großteil anderer Persönlichkeits- oder Handlungsmerkmale und aus dieser fehlenden Variabilität kulturübergreifende Gemeinsamkeiten in Persönlichkeit und Handlung ableitet“ (ebd., S. 202).

Diese Figur der „biologischen Fundierung“, die ohnehin nie vollständig verschwunden war, hat in jüngerer Zeit ein erstaunliches Comeback hingelegt und erheblich an Gewicht und Bedeutung gewonnen. In wissenschaftlichen Diskursen, erläutern Bereswill und Ehlert (2015, S. 103), die bis tief in die Sozialwissenschaften reichen, genieße sie in Form von Behauptungen einer „biologischen De-

terminiertheit menschlichen Handelns“ sogar hohes Ansehen. Zwar wird hier, wie die Autorinnen zeigen, selten in einem absoluten Sinne biologisch-deterministisch argumentiert, dennoch finden sich zahlreiche Argumente, die wir im Sinne Nicholsons als biologisch fundiert verstehen können. Dies zeige sich beispielsweise dort, wo ein bio-psycho-soziales Modell von Sozialisation herangezogen werde, das zwar eine Interaktion von Anlagen und Umwelt berücksichtige, jedoch keinen Zugang zu Prozessen der Vergesellschaftung biete. Es zeige sich aber auch in Studien, die die Sozialisation von Menschen theoretisch relativ schlicht als „Disposition plus Umwelt“ konzipieren (ebd.).

Auch in alltagsweltlichen, populärwissenschaftlichen, politischen, ethischen und, wie die vatikanische Erklärung verdeutlicht, theologischen Debatten ist die „biologische Fundierung“ eine bis heute regelmäßig verwendete und äußerst einflussreiche Trope. Solche starren „Konzepte von Biologie und Natur in Verbindung mit bestimmten Spielarten der Evolutionstheorie“, wie Bereswill und Ehlert die Schriftstellerin Siri Hustvedt zitieren, fördern nicht nur „vermeintliche Wahrheiten über psychologische Geschlechtsunterschiede“ (Hustvedt 2018 in Bereswill und Ehlert 2020, S. 3), die als unhintergebar oder nur minimal sozial modellierbar gelten. Sie werden, wie wir gesehen haben, auch zum probaten Werkzeug der politischen Dämonisierung, akademischen Diskreditierung und wissenschaftlichen Abwertung der Geschlechterforschung.

2 Kritische Ontologie der Gegenwart

Ich will es mit diesen eher kursorischen Ausführungen zur biologischen Wende auch in Teilen der Sozialwissenschaften bewenden lassen. Wenden wir uns nun der Frage zu, wie wir vor diesem Hintergrund die Geschlechterforschung theoretisch weiter profilieren sollten – nämlich als kritische Ontologie der Gegenwart. Was bedeutet das und was vermag Geschlechterforschung als kritische Ontologie der Gegenwart zum Projekt der Dekonstruktion der herrschaftlichen Verfasstheit von Geschlecht und Zweigeschlechtlichkeit sowie der darauf gründenden heteronormativen Geschlechterordnung beizutragen?

Vergegenwärtigen wir uns dafür zunächst und in aller gebotenen Kürze, was unter Ontologie zu verstehen ist. Ganz allgemein gesprochen ist Ontologie die Lehre vom Sein oder auch die Lehre von Dingen, die existieren. Kritische Ontolog:innen beschäftigen sich allerdings nicht nur mit der Frage, *was* existiert, sondern auch mit der Art und Weise, *wie* die Dinge existieren. Sie verstehen Sein daher als ein bedingtes, historisch spezifisch konturiertes So-Sein und streben, mit einem Wort Walter Benjamins, danach, „von der Geschichte, nicht von der Natur aus, (...)“

[den] Umkreis des Lebens zu bestimmen“ (Benjamin 1991, S. 11). Der Ausgangspunkt einer kritischen Ontologie – und dies wiederum allgemein gesprochen – ist die Annahme der Wissensförmigkeit allen Seins. Die Dinge existieren, jedoch nicht unabhängig von oder unterhalb des Wissens. Sie sind das Ergebnis von Praktiken und Prozessen, die wiederum selbst durch je spezifische diskursive und materielle Bedingungen konfiguriert sind. Eine kritische Ontolog:in fragt daher nach den epistemischen Bedingungen, unter denen die Dinge uns gegeben sind und unter denen wir werden, was wir sein können. Sie bestreitet nicht „die Existenz von Gegenständen außerhalb unseres Denkens, sondern die ganz andere Behauptung, dass sie sich außerhalb jeder diskursiven Bedingung des Auftauchens als Gegenstände konstituieren könnten“, so Chantal Mouffe und Ernesto Laclau in ihrem einflussreichen Buch „Hegemonie und radikale Demokratie“ (1991, S. 157 f.).

Theoretisch-systematisch gesprochen heißt das, dass Wissensordnungen (der Gegenstand der Epistemologie) und Seinsordnungen (der Gegenstand der Ontologie) nicht getrennt voneinander existieren, sondern komplex ineinander verflochtene Dimensionen unseres Seins darstellen. Weder geht das Sein dem Wissen voraus noch umgekehrt. Und so, wie Wissen uns die Dinge zu sehen gibt, sie sich erst innerhalb des Diskurses als Gegenstände konstituieren, wie Laclau und Mouffe argumentieren, ist auch das Wissen selbst durch das gesellschaftliche Sein und die gesellschaftlichen Verhältnisse zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt geformt und reguliert. Die Art, wie wir unser Leben eingerichtet und wie wir Gesellschaft organisiert haben, ermöglicht und privilegiert bestimmte Wissensformen, während andere in den Hintergrund treten, weniger wahrscheinlich, weniger plausibel oder weniger praktisch werden. Und daraus folgt zwingend, dass wir Wissen und Sein als immer schon ineinander verflochten betrachten müssen und weder das eine noch das andere Vorrang vor der je anderen Dimension genießt.

Ich will an dieser Stelle noch zwei, für eine kritische Ontologie zentrale Begriffe kurz aufgreifen, die auch für die von Bereswill und Ehlert geforderte kritische Sozialisationsforschung unverzichtbar sind: Macht und Subjekt. Denn einer kritischen Ontolog:in ist es nicht einfach darum zu tun, die epistemischen Bedingungen freizulegen, unter denen die Dinge uns gegeben sind, sondern jene selbst als bedingt, also als Sediment sozialer Kämpfe und der Durchsetzung von sozialem Sinn zu begreifen. Die Ontolog:in fragt also nicht abstrakt nach *dem* Menschen oder *dem* Geschlecht, sondern sucht, in Michel Foucaults bekannter Formulierung, den Preis zu bestimmen, den ein Subjekt „für den Zugang zur Wahrheit zu zahlen hat“ (Foucault 2004, S. 32). Die kritische Ontolog:in erhebt, mit anderen Worten, nicht nur Einspruch gegen epistemologische Anordnungen, die sich als Unterstützung einer Strukturierungsweise der Welt herausstellen, die alternative Möglichkeiten des Ordners und des Seins verwirft. Sie fragt auch, so würde Mechthild Be-

res will es wohl formulieren, nach dem *Eigensinn* der Subjekte, also danach, wie wir trotz allem je unterschiedlich in der Welt sind – und wie wir folglich auch anders in der Welt sein können.

Kurzum: Im theoretischen Zentrum einer kritischen Ontologie der Gegenwart steht das Dreieck Macht | Wissen | Seinsweisen sowie die Frage, was das aktuelle Feld möglicher Erfahrung ist – ein Feld, das strukturiert ist durch das Gefüge von Macht (Normativitätstypen), Wissen und Seinsweisen (Subjektivitätsformen). Für die Forschung bedeutet dies, die Verschaltungen technisch-medialer, institutioneller, theoretischer, sozialer und politischer Machtverhältnisse empirisch zu untersuchen. Diese Verschaltungen sind entscheidend dafür, wie Welt entsteht und welche (vergeschlechtlichten) Weisen zu sein nahegelegt oder in den Hintergrund gedrängt werden.

3 Giving sex an ontology

Eine kritisch-ontologisch ausgerichtete Geschlechterforschung greift nun die Unterscheidung von Ontologie und Epistemologie auf, indem sie Sex und Gender zwar als separate Dimensionen behandelt, jedoch den ontischen Vorrang von Sex in Frage stellt und sich stattdessen auf die ko-konstitutiven Verflechtungen von Sex und Gender konzentriert. Geschlecht wird demnach sowohl als Wissensgegenstand als auch als Verkörperung dessen untersucht, was wir innerhalb einer bestimmten Wissensordnung sind und sein können. Es ist das Ergebnis einer kontingenten Verkettung von Materialitäten, heterogenen Praktiken, Phänomenen und Diskursen; von Wissenssystemen und Machtverhältnissen; von institutionellen Strukturen und Produktionsweisen.

Ein solches post-essenzialistisches, denaturalisierendes Nachdenken über Geschlecht ist keineswegs neu. Schon in den 1980er-Jahren hatten Historiker:innen sich aufgemacht, die Geschichtlichkeit auch der leiblichen Erfahrung begreifbar zu machen. „Es reizt mich zu verstehen, wie jener Körper entstanden ist, den wir in der Frauenbewegung in den späten 70er-Jahren ‚entdeckt‘ haben“, schreibt Barbara Duden in ihrer epochalen Schrift „Geschichte unter der Haut“ (1987). „Ich gehe der Frage nach“, fährt sie fort, „wie seit dem 18. Jahrhundert die wissenschaftliche Tatsache ‚Frau‘ so hergestellt und popularisiert wurde, daß ich sie heute an mir erlebe. Dabei steht für mich nicht der wissenschafts-, sondern der körperhistorische Ablauf im Vordergrund. Was ich verstehen will, ist die leibhaftige Selbsterstellung der Frau in zwei Vorgängen, die einander bedingen: einerseits in der Verinnerlichung von wissenschaftlichen Begriffen, andererseits in der Selbstzuschreibung technogener Bilder. Ich will zum Beispiel wissen, wie ich zu einem

Hormonspiegel kam und wie ich erlernt habe, seine Schwankungen zu erleben. Diese Distanz zu meinem erlebten Körper suche ich in der Körpergeschichte“ (Duden 1987, S. 18).

Etwa zur selben Zeit erklärte die US-amerikanische Historikerin Joan W. Scott in ihrem bahnbrechenden Essay „Gender: A Useful Category of Historical Analysis“ (1986/1994), Gender meine nicht die „festgelegten, natürlichen körperlichen Unterschiede zwischen Frauen und Männern“, sondern „das Wissen, das den körperlichen Unterschieden ihre Bedeutung verleiht“. Gender sei daher erstens zu verstehen als „konstitutives Element von gesellschaftlichen Beziehungen“, das auf „wahrgenommenen Unterschieden zwischen den Geschlechtern“ gründet und stelle zweitens eine „wesentliche Weise dar, in der Machtbeziehungen *Bedeutung* verliehen wird“ (Scott 1994, S. 53, Hervor. i. Orig.). Die Geschlechtsunterschiede – *sexual difference* – wären daher besser verstanden als Funktion unseres *Wissens* vom Körper. Sie könnten daher auch nicht der kausale Grund sein, aus dem die soziale Organisation abzuleiten wäre.

Ähnlich wie Barbara Duden oder wie die Soziologin Carol Hagemann-White (1984, 1993, 1994), die in der deutschsprachigen soziologischen Geschlechterforschung bereits in den 1980er-Jahren für ein konstruktivistisches Verständnis von Geschlecht warb, plädierte Scott damit für „die Ablehnung der festgeschriebenen und permanenten Eigenschaft des binären Gegensatzes, eine echte Historisierung und die Dekonstruktion der Bedingungen des geschlechtlichen Unterschieds“ (ebd.). Statt nach der Situation von Frauen zu fragen, so Scott an anderer Stelle, sollten wir *Prozesse der Differenzierung* untersuchen. Dabei ginge es nicht darum, anzunehmen, dass Differenzen, „die unsere sozialen Beziehungen ordnen, immer dieselben gewesen seien oder sein werden“ (Scott 1997, S. 18 f.). Die Frage sei daher nicht, *warum* die Dinge geschehen sind, vielmehr sollten wir fragen, *wie* die Dinge geschehen sind. Erst dann könnten wir herausfinden, warum sie geschehen sind.

In der Sprache einer kritischen Ontologie der Gegenwart gesprochen, verschiebt Scott damit die Frage der Ontologie von Geschlecht ins Feld des Wissens – was entgegen einem bis heute perpetuierten Missverständnis nicht bedeutet, Geschlecht zu entmaterialisieren. Doch wir verstehen die Ontologie von Sex eben nicht, wenn wir nicht in Betracht ziehen, dass das *Wissen* allen voran der natur- und lebenswissenschaftlichen Disziplinen, die das moderne Programm der heteronormativ verfügten Zweigeschlechtlichkeit einst entworfen haben, Teil dieser Ontologie ist, die uns Geschlecht und Geschlechterdifferenz als unausweichlich biologisch fundiert erscheinen lassen.

An Dudens und Scotts Überlegungen schließt unmittelbar ein Vorschlag der feministischen Technowissenschaftsforscher:in Donna Haraway an, der im Übrigen

so ‚alt‘ ist wie Joan Scotts Plädoyer, die Produktion sexueller Differenz selbst zu untersuchen. In „Gender for a Marxist Dictionary: The Sexual Politics of Words“ von 1986 schlägt Haraway vor, *Sex* und *Gender* als Instanzen zweier unterschiedlicher, aber vielfältig miteinander verflochtener *Wissenssysteme* verstehen zu lernen. Und dazu gehört in erster Linie, jenem, was vermeintlich natürlich gegeben, also ohne Geschichte ist – und dies ist unter allen Dingen, die uns gegeben sind, vielleicht vor allem Sex –, seine Geschichte und seine Medialität, seine Herkunftsfaktoren auch aus Wissenschaft und Ökonomie, aus Technik und Kultur, aus Ideologien und Praktiken zurückzugeben. Und das heißt nichts anderes, als *Sex* ebenso wie *Gender* eine *materiale Ontologie* zu geben.

Eine solche Rückbindung der Ontologie von *Sex* und *Gender* an Wissenssysteme und institutionelle Formationen wie Familie und Verwandtschaft, an Produktionsverhältnisse und Produktionsweisen, an Technik und Technologien, an juristische Praxen und mediale Diskurse, an Bildtraditionen und literarische Imaginationen, an Machtordnungen und Regierungsweisen, macht die Annahme unmöglich, es gäbe eine Kultur und Geschichte vorausliegende Natur, die nicht ihrerseits auch Produkt einer Artikulation ist – Ergebnis einer kontingenten Verkettung also von heterogenen Praxen, Materialitäten, Phänomenen, Diskursen und Wissen, die gleichwohl selbst zur Produktion von Kultur und Geschichte beiträgt. Vergeschlechtlichte Körper – und das ist der aufregende Kern der Gender Studies – sind mithin mehr als passive Objekte, in die Ideologien willkürlich ihre Bedeutungen einritzen, sie stellen vielmehr selbst handelnde, den Möglichkeitsraum gestaltende Realitäten im semiotischen *und* materiellen Produktionsprozess von Welt dar. Sie sind aber auch nicht – und es ist wichtig, dies immer wieder zu betonen – als ursächliches Agens zu denken, eben weil Geschichte und Natur längst ein untrennbares Mischmasch bilden.

4 Was auf dem Spiel steht

Ich komme zum Schluss. Die unverwüstliche Kraft der „biologischen Fundierung“ stellt ein bis heute mächtiges Archiv der Wahrheit dar, das als Reaktion auf Brüche in der asymmetrischen Textur von Geschlecht und Gesellschaft, auf Infragestellungen dieser Textur und in Reaktion auf Emanzipationsgewinne ständig aktualisiert und fortgeschrieben wird. Wie aktuell die päpstliche Erklärung zur menschlichen Würde, *Dignitas Infinita*, zeigt, ist Geschlecht offenkundig, wie Judith Butler argumentiert, ein privilegierter Ort, „an dem wieder und wieder eine Frage in Bezug auf das Verhältnis des Biologischen zum Kulturellen gestellt wird“ (Butler 2009, S. 299). Doch so sehr sich offenkundig anbietet, diese Frage am Ort der

Geschlechterdifferenz zu stellen, sie kann an diesem Ort nicht beantwortet werden – wenn sie denn überhaupt beantwortet werden kann oder gar sollte. Und dies vor allem, weil auf dem Terrain von Geschlecht nicht zuletzt die Frage des Menschlichen verhandelt wird, insofern es insbesondere die kulturelle Norm des „biologischen Geschlechts“ ist, die bestimmt, welche Körper gesellschaftlich bedeutsam sind oder ausgegrenzt werden, was für ein Mensch jemand werden kann – und welche Rechte diesem Mensch als Person folglich zustehen. Es ist daher von nicht unerheblicher Tragik, dass die vatikanische Dämonisierung der Gender Studies genau diese differenzielle Distribution von moralischer – und politischer – Gleichheit und Würde gerade im Namen der Verteidigung der menschlichen Würde befördert.

Bei der Dämonisierung und Diskreditierung der Gender Studies als antiwissenschaftliche Ideologie und groß angelegtes gesellschaftliches Umerziehungsprogramm steht allerdings noch weit mehr auf dem Spiel. Denn die Angriffe richten sich nicht nur gegen die Würde und Rechte von Menschen und sie zielen nicht nur darauf, Wissenschaftler:innen und ihre wissenschaftliche Arbeit zu beschädigen sowie das interdisziplinäre Feld der Geschlechterforschung zu diskreditieren und als unwissenschaftlich zu denunzieren. Auf dem Spiel steht auch die explizite Diskreditierung von Wissenschaft und Universität als Ort eines unbedingten Fragens und Verhandelns von Wirklichkeit, als Teil einer offenen, demokratischen und polyperspektivischen Gesellschaft.

Der autoritär-fundamentalistische Reflex des „Anti-Genderismus“, der in diesem zutiefst antidemokratischen Angriff des Vatikans auf die Freiheit von Forschung und Lehre deutlich zu Tage tritt, liefert in diesem Zusammenhang auch einen Hinweis, warum es gerade die Gender Studies sind, die zur Zielscheibe der Anfechtung geworden sind. Denn wie in kaum einem anderen Theorieprojekt der Gegenwart manifestiert sich hier die Essenz kritischen Denkens, nämlich eine hohe Bereitschaft und Fähigkeit „zur Befragung der eigenen politischen und epistemischen Grundlagen“ (Knapp 2013, S. 106). Das Bewusstsein, dass die Möglichkeiten der Kritik immer durch die zu kritisierenden Verhältnisse hervorgebracht werden, ist dabei gerade mit der spezifischen Grenzgänger:innenschaft feministischer Theorie verwoben, die in dem paradoxen Bewusstsein gründet, dass die Frau* ein „exzentrisches“ Subjekt (de Lauretis 1990) ist – ein Subjekt, dessen Status im Prozess beständiger Objektivierung als definierendes minderes Anderes des Mannes begründet ist und das sich somit immer einer positiven Bestimmbarkeit entzieht. Die Geschichte des Feminismus ist reich an Beispielen dieser Grenzgänger:innenschaft, die eben auch vor den „very premises that have tried to secure our subordination from the start“, wie Judith Butler (1992, S. 19) sagt, nicht Halt macht.

Doch die binäre Geschlechterordnung der Moderne war in ihrer Platzanweiserfunktion nie unangefochten. Frauen* (und andere Andere) haben immer wieder Gleichheit, Teilhabe und überhaupt Daseinsberechtigung und körperliche Unversehrtheit eingefordert. Auch in den modernen Wissenschaften war die hegemoniale Praktik der Suche nach der Differenz und der Begründung von sozialen Differenzen durch körperliche Zuschreibungen historisch nie unumstritten. Heute stellen Medizin und Humanbiologie die eindeutige Zweigeschlechtlichkeit in Frage, während trans Personen exkludierende Feministinnen mit einem kruden Biologismus argumentieren.

Wenn jedoch gezeigt werden kann, dass grundlegend scheinende Gewissheiten und Normen von Kontext zu Kontext variieren und einem historischen Wandel unterliegen, können wir sie auch hinter uns lassen. Geschlecht ist keine naturgegebene Notwendigkeit und kann und muss demokratisiert, zum Gegenstand von Überlegungen und Debatten gemacht und in seiner Funktionalität für soziale Beziehungen und Machtasymmetrien kritisch hinterfragt werden. Geschlecht zu hinterfragen und zu untersuchen, wie Geschlecht, so die US-amerikanische Soziologin Celia Ridgeway, als „kulturelles Superschema“ (Ridgeway 2011, S. 24) funktioniert, und welche Konsequenzen dies für das Verständnis von Körpern, gelebten Erfahrungen, intimen Beziehungen und Wünschen, für Freuden und Gefahren hat, bedeutet daher, sich auf eine Form der demokratischen Untersuchung und Erforschung einzulassen, während wir uns zugleich dogmatischen Positionen widersetzen, die versuchen, emanzipatorische Veränderungen aufzuhalten und umzukehren. Werden Normen und Kategorien dagegen als unvermeidlich, natürlich oder einfach gegeben behauptet, ist das ein Herrschaftsgestus, der bestehende Machtverhältnisse stabilisiert. Die biologische – gar göttliche – Unhintergebarkeit und Objektivität von Geschlecht zu behaupten, ist ein solcher Herrschaftsgestus.

Angesichts des Wiederauflebens faschistischer Ressentiments und Rachegehlüste, der Aushöhlung demokratischer Rechte und Institutionen, angesichts von Krieg und Völkermord müssen wir nach neuen, weniger gewaltförmigen und Herrschaft entsagenden Antworten auch in der akademischen Arbeit, in Forschung und Lehre suchen. Eine ebenso einfache wie immer wieder unbeachtete Einsicht kann hier als Richtschnur dienen: Es sind die Menschen im Plural, die die Erde bewohnen, wie Hannah Arendt (1993, S. 9) sagt, und alle haben das gleiche Recht, sich in der Welt zu entfalten. Und das bedeutet, dass wir lernen, die Welt zu teilen und in der Gesellschaft aller zu leben, oder wir leben nicht. Eine Aufgabe mit ungewissem Ausgang, zu der es gleichwohl keine Alternative gibt.

In diesem Zusammenhang kann von queeren Kulturen, in denen Geschlecht anders gelebt wird, gelernt werden, dass dies eine Praxis ist, die weder die soziale Ordnung destabilisiert noch individuelle Orientierungen bedroht. Ambivalenz,

Ambiguität und Unbestimmtheit können so umgedeutet werden in das Versprechen vielfältigerer Existenzweisen, neuer Formen des Zusammenlebens und neuer Beziehungen der Fürsorge für uns selbst und für andere statt als Indikator dramatischer Krisen zu gelten. Eingedenk dieser Überlegungen ist es daher unerlässlich, wachsam zu bleiben gegenüber den Schäden, die durch die Verteidigung vermeintlich biologischer Wahrheiten und die Verweigerung von Anerkennung entstehen. Zugleich müssen wir den Grundsatz verteidigen, dass wir ‚die‘ Wahrheit des Geschlechts nicht kennen und nicht kennen wollen.

Literatur

- Arendt, Hannah (1993): Was ist Politik? Fragment aus dem Nachlass. München: Piper.
- Benjamin, Walter (1991): Gesammelte Schriften IV. I. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bereswill, Mechthild (2018): Geschlecht als Konfliktkategorie und als soziale Konstruktion. Überlegungen zu einer grundlegenden Spannung. In: Ahrbeck, Bernd/Dörr, Margret/Gstach, Johannes (Hrsg.): Der Genderdiskurs in der Psychoanalytischen Pädagogik. Eine notwendige Kontroverse. Jahrbuch für Psychoanalytische Pädagogik, Band 26. Gießen: psychosozial, S. 26–41. <https://doi.org/10.30820/9783837974263-26>
- Bereswill, Mechthild (2019): Geschlecht als sensibilisierendes Konzept. Weinheim/Basel: BeltzJuventa.
- Bereswill, Mechthild/Ehlert, Gudrun (2015): Sozialisation im Kontext des Krisendiskurses über Jungen. In: Dausien, Bettina/Thon, Christine/Walgenbach, Katharina (Hrsg.): Geschlecht – Sozialisation – Transformation. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft 11. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 93–108. <https://doi.org/10.3224/jfgfe.v11i1.05>
- Bereswill, Mechthild/Ehlert, Gudrun (2018): Geschlecht. In: Graßhoff, Gunther/Renker, Anna/Schröer, Wolfgang (Hrsg.): Soziale Arbeit. Eine elementare Einführung. Wiesbaden: SpringerVS, S. 31–42. https://doi.org/10.1007/978-3-658-15666-4_3
- Bereswill, Mechthild/Ehlert, Gudrun (2020): Sozialisation und Geschlecht – Strittige Positionen. In: Gesellschaft – Individuum – Sozialisation (GISo). Zeitschrift für Sozialisationsforschung 1, H. 1, S. 1–15. 10.25595/2041.
- Butler, Judith (1992): Contingent Foundations: Feminism and the Question of “Postmodernism”. In: Butler, Judith/Scott, Joan W. (Hrsg.): Feminists Theorize the Political. York/London: Routledge, S. 3–21.
- Butler, Judith (2009): Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2025): Wer hat Angst vor Gender? Berlin: Suhrkamp.
- Dietze, Gabriele/Roth, Julia (Hrsg.) (2020): Right-Wing Populism and Gender. European Perspectives and Beyond. Bielefeld: transcript.
- Duden, Barbara (1987): Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Ehlert, Gudrun (2012): Gender in der Sozialen Arbeit. Konzepte, Perspektiven, Basiswissen. Schwalbach/Taunus: Wochenschau.

- Foucault, Michel (2004): *Hermeneutik des Subjekts*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hagemann-White, Carol (1984): *Sozialisation: Weiblich – männlich?* Opladen: Leske+Budrich.
- Hagemann-White, Carol (1993): Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht. In: *Feministische Studien* 11, H. 2, S. 68–78.
- Hagemann-White, Carol (1994): Der Umgang mit Zweigeschlechtlichkeit als Forschungsaufgabe. In: Diezinger, Angelika/Kitzer, Hedwig/Anker, Ingrid/Bingel, Irma/Haas, Erika/Odierna, Simone (Hrsg.): *Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung*. Freiburg: Kore, S. 301–320.
- Haraway, Donna (1986): Gender for a Marxist Dictionary: The Sexual Politics of a Word. In: dies.: *Simians, Cyborgs, and Women*. New York/London: Routledge, S. 127–148.
- Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (Hrsg.) (2015): *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze politischer Auseinandersetzungen*. Bielefeld: transcript.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2013): Für einen Weltbegriff feministischer Kritik. In: *feministische studien* 31, H. 1, S. 105–112.
- Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal (1991): *Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus*. Wien: Passagen.
- Lauretis, Teresa de (1990): Eccentric Subjects: Feminist Theory and Historical Consciousness. In: *Feminist Studies* 16, H. 1, S. 115–147.
- Lo Mascolo, Gionthan (Hrsg.) (2023): *The Christian Right in Europe. Movements, Networks, and Denominations*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.25595/2041>.
- Nicholson, Linda (1994): Was heißt „gender“? In: Institut für Sozialforschung (Hrsg.): *Geschlechterverhältnisse und Politik*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 188–220.
- Ridgeway, Cecilia L. (2011): *Framed by Gender. How Gender Inequality Persists in the Modern World*. New York: Oxford University Press.
- Scott, Joan Wallach (1994): Gender: eine nützliche Kategorie der historischen Analyse. In: Kaiser, Nancy (Hrsg.): *Selbst Bewusst: Frauen in den USA*. Leipzig: Reclam, S. 27–75.
- Scott, Joan Wallach (1997): Nach der Geschichte. In: *Werkstatt Geschichte* 17, S. 5–23.

Autoritär-rechte Männlichkeiten. Metapolitische Strategien in Deutschland und Österreich

Birgit Sauer

Die Erfolge autoritär-rechter Parteien¹ bei den Wahlen zum Europäischen Parlament im Mai 2024, die Wahlgewinne der Alternative für Deutschland (AfD) bei drei Landtagswahlen im Herbst 2024 und der Bundestagswahl im Februar 2025 sowie der Freiheitlichen Partei Österreichs (FPÖ) bei den Parlamentswahlen Ende September 2024 zeigen, dass mit diesen Parteien in Zukunft zu rechnen ist.

Autoritär-rechte Parteien in Deutschland und Österreich, aber auch in anderen Weltregionen, scheinen vor allem ein Thema zu haben – Migration und die Verschärfung von Asyl- und Integrationsgesetzen, in Europa insbesondere seit dem „Sommer der Migration“ 2015 (Hess et al. 2016). Eine zentrale Kommunikations- und Mobilisierungsstrategie dieser Parteien ist das Schüren von anti-migrantischen und in jüngster Zeit vor allem anti-muslimischen Ressentiments. Dies zeigte Wirkung und ließ den Soziologen Wilhelm Heitmeyer (2018) von „roher Bürgerlichkeit“ als ein bundesdeutsches Einstellungsmuster sprechen.

¹ Die Bezeichnung der neuen rechten Parteien variiert in der Literatur: Als rechtsextrem gelten Parteien mit einer Ideologie, die (soziale, ethnische) Ungleichheit als natürlich propagiert; rechtspopulistisch bezeichnet eine (Modernisierungs-)Strategie rechter Parteien, die darauf abzielt, durch Antagonismen (z. B. wir gegen die da oben, wir gegen andere) eine Imagination ‚des Volkes‘ herzustellen, in der Regel mit nationalistischen Vorstellungen verbunden. Die Bezeichnung rechtsautoritär, die ich bevorzuge, weist darauf hin, dass diese Konstruktion des Volkes mit autoritären Vorstellungen verbunden ist.

B. Sauer (✉)

Institut für Politikwissenschaft, Universität Wien, Universitätsstraße, Wien, Österreich

E-Mail: Birgit.sauer@univie.ac.at

Doch das politische Projekt der autoritären Rechten geht über den Ausschluss von Migrant:innen hinaus: Rechtsautoritäre Akteur:innen zielen auf die Beseitigung liberaler Demokratie, ja auf die Beseitigung demokratischer Selbstbestimmung überhaupt. Um dies zu realisieren, bedienen sie sich einer Strategie, die sie als „Metapolitik“ (Sellner 2017) bezeichnen. Diese Strategie zur Eroberung politischer Macht zielt zunächst darauf, kulturelle Hegemonie zu erlangen. Das heißt, die autoritäre Rechte will den Alltagsverstand, den common sense der Menschen erreichen und verändern, will ihre politischen Projekte nicht nur in die Köpfe, sondern auch in die Körper und Herzen der Menschen einschreiben. Für diesen ‚Kulturkampf‘, der sich vor allem gegen die Errungenschaften der 68er-Bewegungen sowie gegen sozialdemokratische Liberalisierungs- und Gleichstellungspolitiken der 1970er-Jahre wendet, eignen sich Geschlecht und Sexualität besonders gut, sind diese doch somatisiert, also in die Körper mehr oder weniger vorbewusst eingeschrieben (Bourdieu 2012) und bilden ein die Gesellschaft strukturierendes Phänomen, das stets „gesellschaftlichem Wandel unterliegt“ (Bereswill und Ehlert 2022, S. 215).

Seit den letzten 20 Jahren rückten neben dem Migrationsthema daher Geschlecht und Sexualität ins Zentrum rechtsautoritärer Kämpfe um Hegemonie und politische Macht, und autoritär-rechte Parteien schlossen sich der globalen Mobilisierung gegen ‚Gender‘ an, ein Diskurs, der ursprünglich von den großen monotheistischen Kirchen gegen die Abschlusserklärung der UN-Welt-Frauenkonferenz in Beijing 1995 lanciert wurde (Kuhar und Paternotte 2017), und der sich gegen dekonstruktivistische Gender-Konzepte ebenso wie gegen Gender Studies, Gleichstellungspolitik und reproduktive Rechte von Frauen richtet.

Dass rechte Parteien ein besonderes Interesse an Geschlecht haben, ist historisch nicht neu, spielten doch beispielsweise Mütter in rechten und rechtsextremen nationalistischen Ideologien stets eine bedeutende Rolle für die Reproduktion der heterosexuellen Kleinfamilie und der Nation bzw. des Staates (Birsl 1994; Bitzan 1997; Rommelspacher 2011). Wie allerdings die autoritär-neurechten Parteien und Organisationen den Geschlechterdiskurs formen, damit er sich in ihren Kampf um kulturelle Hegemonie und politische Macht einfügt, hat durchaus partiell Neuigkeitswert. Rechte Parteien und Organisationen in Deutschland und Österreich – neben den beiden genannten Parteien sind dies Gruppierungen wie die *Identitären* oder die kurzlebige österreichische Partei *Team Stronach* – geben nämlich dem Anti-Gender-Diskurs eine spezifische Wendung.

Rechte Parteien werden in der wissenschaftlichen Literatur als „Männerparteien“ bezeichnet (Amesberger und Halbmayer 2002), auch wenn diese Zuschreibung durchaus kontrovers diskutiert wird (Mudde und Rovira Kaltwasser 2015). Diese Charakterisierung umfasst mehr als die Unterrepräsentation von

Frauen in rechten Parteigruppierungen demokratischer Entscheidungsgremien, sondern vor allem die maskulinistische Programmatik² und die nach wie vor eher männliche Wählerschaft. Auch das männliche Führungspersonal ist ein Merkmal von Männerparteien, in dem sich rechte Parteien von Mainstreamparteien allerdings kaum unterscheiden.

Doch hat sich an den maskulinistischen Parteiverhältnissen der autoritären Rechten in den letzten Jahren einiges verändert: Manche Parteien vertreten „modernisiert traditionelle“ Geschlechterbilder (Amesberger und Halbmayer 2002, S. 308), und nicht zuletzt das weibliche Führungspersonal ist bemerkenswert. Allerdings rufen rechtsautoritäre Parteien, auch jene mit Frauen an der Spitze, weitere Formen von politischer Männlichkeit auf, denn sie versuchen mit ihrer Mobilisierung ganz unterschiedliche Männertypen anzusprechen.

Das Ziel meines Textes ist es, am Beispiel Deutschlands und Österreichs herauszuarbeiten, dass und wie die Thematisierungen von Geschlecht, Männlichkeit und Sexualität in der rechtsautoritären Mobilisierung ein Modus des Regierens der Bevölkerung im Foucaultschen Sinne (Foucault 2004a, b), also der Unterwerfung und Selbstunterwerfung, werden. Auseinandersetzungen um Geschlecht und Männlichkeit fügen sich also in den rechtsautoritären Kampf um kulturelle Hegemonie ein. Auseinandersetzungen um „hegemoniale Männlichkeit“ (Connell 1999), in die rechte Akteur:innen eingreifen, beziehen sich sowohl auf die Auseinandersetzung von Männern untereinander als auch um deren Relation zu Frauen (Meuser 2022a, S. 256).

Meine These ist, dass die autoritäre Rechte in ihrem Gender- oder besser Anti-Gender-Diskurs darauf zielt, das rechte anti-egalitäre Regierungsprojekt in den Menschen zu verankern, sodass diese gleichsam freiwillig dieses Projekt unterstützen. Durch die Proklamation einer *Krise weißer Männlichkeit*, die Viktimisierung, aber auch Verunglimpfung weißer Männer der Mehrheitsgesellschaft und das Versprechen einer *maskulinistischen Identitätspolitik* werden nicht nur unterschiedliche Männertypen aufgerufen, um vielfältige Männer- aber auch Frauengruppen als potenzielle Wähler:innen zu adressieren, vielmehr bietet diese Strategie auch vielfältige Anknüpfungspunkte für die Metapolitik der autoritären Rechten in beiden Ländern.

Im ersten Schritt meines Textes werde ich die Beschwörung einer Krise weißer Männlichkeit in der Kommunikation autoritär-rechter Akteur:innen darlegen. Dieses Krisen-, Bedrohungs- und Viktimisierungsszenario mündet, so zeige ich im

²Männlichkeit ist eine relationale Vorstellung, ein Verhältnis zwischen Männern sowie zwischen Männern und Frauen. Mit maskulinistisch bzw. Maskulinismus will ich auf eine übersteigerte Form von Männlichkeit verweisen.

nächsten Schritt, in einer maskulinistischen Identitätspolitik, die die nationalistische Identitätspolitik der autoritären Rechten nicht nur befeuert, sondern mit hervorbringt. Beide Strategien kreieren diskursiv und affektiv unterschiedliche Typen von Männlichkeit, die den common sense in Richtung (Selbst-)Unterwerfung verschieben sollen.

1 Viktimisierung und die *Krise weißer Männlichkeit*

Neoliberale Transformationen in Richtung soziale Ungleichheit und Prekarisierung – nicht allein der Geschlechter- und Sexualitätsverhältnisse – werden von der autoritären Rechten als Erschütterungen im männlichen Alltag umgedeutet, als Bedrohung und Verlust eines traditionellen Maskulinismus, von souveräner Männlichkeit, aufgrund von Geschlechtergleichstellung.³

Die autoritäre Rechte kritisiert in den Anti-Gender-Debatten die Dekonstruktion von hierarchischer Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität und beharrt demgegenüber auf der Natürlichkeit von Zweigeschlechtlichkeit, auf einem klaren Unterschied zwischen zwei distinkten Geschlechtern und deren heterosexuellem Begehren, so zum Beispiel die frühere FPÖ-Politikerin Barbara Rosenkranz, die als erste rechte Politikerin das Geschlechterthema aufgriff. Die Dekonstruktion der binär-hierarchischen Geschlechter- und Sexualitätsordnung, so das Bedrohungsszenario, bringe die tradierte Ordnung der Familie sowie der Nation und des Staates ins Wanken (Rosenkranz 2008, S. 11). Hier führt die autoritäre Rechte den Geburtenrückgang ins Feld und beschwört die Gefahr, dass die autochthone Bevölkerung aussterbe. Thilo Sarrazins (2010) Buch „Deutschland schafft sich ab“ enthält ähnliche Argumente, verknüpft wie im autoritär-rechten Diskurs mit dem rassistischen Argument, dass vor allem Migrant:innen mit ihrem Kinderreichtum eine Gefahr bildeten. In einer FPÖ-Publikation beklagt Michael Howanietz, dass „Zuwanderer“ aus muslimischen Ländern beginnen, „die ansässige Bevölkerung“ „demographisch zu vertreiben“ (Howanietz 2013, S. 19).

Im Kontext ihrer Anti-Gender-Strategie beschwört die autoritäre Rechte insbesondere den Verlust von Männlichkeit und von männlichen Werten in der Mehrheitsgesellschaft und formt daraus eine *Krise weißer Männlichkeit*. In diesem Diskurs geht es um das Ende männlicher Vormachtstellung in der Familie durch die Erosion des männlichen Familienernährer-Modells. Diese Gefahr der Auflösung

³Vgl. Bereswill 2010. Mechthild Bereswill und Anke Neuber (2011, S. 8) diskutieren die Problematik einer „Krise der Männlichkeit“ im Kontext gesellschaftlicher Veränderungen und weisen, Edgar Forster folgend, auf den antifeministischen Gestus hin.

traditioneller zweigeschlechtlicher Familienverhältnisse impliziere einen Verlust der privaten Liebe, die ja, so die tradierte bürgerliche Vorstellung, in der heterosexuellen Familie bzw. Partnerschaft walten solle. Maximilian Krah, der AfD-Spitzenkandidat zur EP-Wahl, beklagte in einem Twitter-Video, dass heterosexuelle Männer keine Freundinnen mehr fänden.⁴

Weißer Männer der Mehrheitsgesellschaften werden als Opfer von Frauen- und Gleichstellungspolitik, von Feministinnen, ja von Frauen überhaupt präsentiert.⁵ Sie seien schwach und unmännlich. Insgesamt, so resümiert Andreas Unterberger (2015, S. 152) in einer Publikation des *Team Stronach*, seien weiße Männer zunehmend verunsichert, ja feige. Maximilian Krah (2024, S. 39 f.) schreibt, dass „schwache, ‚post-heroische‘ und unmännliche Männer und kühle, einseitig berufsorientierte und unweibliche Frauen einander gegenüber [stehen]“.

Männer gelten auch als von benachteiligenden Scheidungsgesetzen bedroht, die Frauen im Scheidungsprozess bevorzugten und Männern ihre Kinder raubten (Unterberger 2015, S. 153). Auch gesetzliche Maßnahmen gegen Partnergewalt und sexuelle Belästigung bildeten eine Bedrohung der Position von Männern gegenüber Frauen und machten sie anfällig für Verleumdung (ebd., S. 152 ff.). Eine generelle „Antigewalt- und Antikörperlichkeitserziehung“ mache aus 80 % der weißen Männer in Deutschland „Weicheier“, so Björn Höcke (2018, S. 114). Dies beginne bereits in der Schule. Jungen, so die rechtsautoritäre Erzählung, würden Opfer von Lehrerinnen und Gleichstellungsmaßnahmen, denn sie müssten sich an die Verhaltensweisen von Mädchen anpassen und könnten auf diese Weise männliche Werte wie „Mut“ und „Risiko“ nicht mehr erlernen, so Werner Reichel (2015, S. 109) ebenfalls in der Buchpublikation des *Team Stronach*.

Insgesamt beschwören autoritär-rechte Akteur:innen eine „Feminisierung“ der Gesellschaft (Reichel 2015, S. 109), die die Ordnung westlicher Gesellschaften durch die Sichtbarkeit von Frauen und ihre gestiegene Entscheidungsmacht in Frage stelle.

Das Narrativ der Feminisierung schließt an weitere Verschwörungserzählungen an, z. B. die des überbordenden Einflusses der sogenannten „Homo-Lobby“ auf Kinder und Jugendliche (Mayer und Sauer 2017, S. 32 f.). In diesem Topos wird die vermeintliche Gefahr durch eine als anders deklarierte Sexualität im rechten Diskurs sichtbar – nämlich die Bedrohung heterosexueller Männer durch Homosexualität (Unterberger 2015, S. 151). Homosexualität wird als Bedrohung von

⁴<https://twitter.com/cbgspender/status/1685343919943364608?s=48&t=BEjmi6Vf07Fqg-Jf92br8oA>, 25. September 2023.

⁵Diese Opferdarstellung ist ein gängiges rechtes Narrativ; vgl. z. B. auch Garcia Mingo und Diaz Fernandez 2023.

Kindern durch Diversität im Sexualkundeunterricht präsentiert (Schmincke 2015). Die „weiblich-schwule Sexualerziehung“, die durch „Schwulenaktivisten“ an österreichischen Schulen eingeführt worden sei, ziele darauf, „möglichst jungen und knackigen Nachwuchs heranzuziehen“ (Unterberger 2015, S. 151).

Zunehmend gerät Trans*Gender ins Blickfeld rechtsautoritärer Abwertung. Sowohl Homosexualität wie auch Trans*Personen stehen im rechtsautoritären Denkschema für die Gefahr des Uneindeutigen, für die Zerstörung polarer Gewissheiten und den Verlust von Identität, vor allem von weißer männlicher Identität. „Wir sagen weiterhin die Wahrheit“, so auf der Website der österreichischen Tarnorganisation der *Identitären*, der *Patrioten in Bewegung*: „Ein Mann bleibt ein Mann, eine Frau eine Frau und eure Propaganda bleibt Abfall“ (Patrioten 2022). Im Juni 2022 riefen die Aktivist:innen einen „Patrioten Monat“ gegen den „Pride Monat“, der von der Wiener Stadtregierung mitorganisiert wird, aus (Schmid 2022). Ein Vertreter der Wiener FPÖ sekundierte und kritisierte die „Globohomo-Ideologie“ (APA 2022), ein Begriff, der auf eine vermeintlich „globale Homogenisierung“ durch Multikulturalismus sowie eine globale homosexuelle Verschwörung hindeuten will.

Mit der Strategie der Stigmatisierung von Migrant:innen ist die Erzählung von der Bedrohung verbunden, die von migrierten Männern, von deren ‚anderer‘ Sexualität ausgehe. Die politische Rechte nutzte die sexuellen Übergriffe in der Silvesternacht 2015/16 in deutschen Städten, um Ressentiments gegen muslimische Migranten zu schüren (Dietze 2016). Ein die Bildsprache der feministischen Anti-Gewalt-Bewegung adaptierendes Beispiel ist das Video der Frauengruppe der *Identitären*, *120 Dezibel*, mit dem Titel *Frauen wehrt Euch!* – eine deutsch-österreichische Koproduktion.⁶ In persönlich klingenden Statements klagen junge Frauen die bundesdeutsche Regierung an, sie nicht vor „importierter Gewalt“ migrantischer Männer zu schützen.

Aber auch weiße Männer gelten als Opfer dieser wilden, nicht gezügelten Sexualität – wurde ihnen doch die vermeintlich natürlich männliche Aggressivität durch Gleichstellungspolitiken ausgetrieben. Sie könnten daher ihre Frauen nicht mehr schützen vor migrantischer Gewalt. Höcke formulierte plakativ, dass männliches Selbstbewusstsein „verkümmert“ sei (Höcke 2018, S. 113). Die rechte bundesdeutsche Journalistin Bettina Röhl (2015) schwadroniert in einer Publikation des *Team Stronach* über die „hodenlose Gesellschaft“, und Krah (2024, S. 41) beklagt den sinkenden Testosteronpegel als Indiz für den Verlust von Männlichkeit. In ähnlicher Weise wirft Martin Sellner nach den Silvester-Ereignissen weißen Männern vor, „verweichlichte“ und „verweiblichte“ „Softies“ zu sein, die „europä-

⁶ <https://www.youtube.com/watch?v=FSXphiFknyQ> (Zugriff 30.9.2021).

ische Frauen“ nicht mehr schützen könnten (Sellner in *Compact* 2018, zit. in Jäger et al. 2019, S. 49 f.).

Die Angst vor dem Verlust von gesellschaftlicher Ordnung wird im autoritär-rechten Diskurs mit Wut gegen Gleichstellungspolitikern, aber auch Hass auf jene, die von diesen Politiken vermeintlich profitieren, kombiniert.

Kurzum: Die autoritäre Rechte in Deutschland und Österreich befeuert eine moralische und affektive Geschlechter- und Sexualitätspanik, indem sie Männlichkeit als gefährdet, fragil, prekär und vulnerabel zeichnet und so Emotionen wie Angst, Bedrohung und Furcht verknüpft mit Opfer- und Feindbildern. Auf der Grundlage dieser Bedrohungs- und Viktimisierungsthesen propagiert die autoritäre Rechte einen umfassenden Verlust von Ordnung und Sicherheit, von Kontrolle über das eigene Leben und generell von Handlungsmacht.

2 Maskulinistische Identitätspolitik – alternative Männlichkeitstypen

Dieser vermeintlichen Krise der Männlichkeit will Höcke mit einer heroischen, ja militaristischen Männlichkeit begegnen. Auf einem AfD-Aufmarsch in Erfurt im November 2015, also nach dem Sommer der Migration, schwor er seine Zuhörer:innen entsprechend ein:

„Ich sage: Wir müssen unsere Männlichkeit wieder entdecken. Denn nur wenn wir unsere Männlichkeit wiederentdecken, werden wir mannhaft. Und nur wenn wir mannhaft werden, werden wir wehrhaft, und wir müssen wehrhaft werden, liebe Freunde!“⁷

Autoritär-rechte Akteur*innen inszenieren sich vor diesem Krisenszenario als Retter von Männlichkeit und Maskulinität. In der diskursiven Anti-Gender-Geste macht die autoritäre Rechte ein Angebot der Selbstaffirmierung, der Selbstbestärkung von Männlichkeit und betreibt damit aktiv maskulinistische Identitätspolitik. Rechtsautoritäre Anti-Gender-Anrufungen bieten Anknüpfungspunkte für eine Re-Etablierung alter Gewissheiten, nämlich traditioneller Geschlechterkonstellationen und -hierarchien sowie traditioneller Männlichkeitsimaginationen, für eine Resouveränisierung von Männlichkeit (zum Begriff: Forster 2006). Unterschiedliche Männlichkeitstypen werden für diese Resouveränisierung ins Spiel

⁷<https://www.youtube.com/watch?v=dvFJiPv93gc> (Zugriff 30.7.2024).

gebracht, Männlichkeiten, die sich sowohl zu Frauen wie auch zu anderen Männern ins Verhältnis zu setzen haben (Meuser 2022b, S. 380).

Die ‚Wiedererringung‘ von Männlichkeit in ihren unterschiedlichen Ausprägungen enthält die Festigung hierarchischer Zweigeschlechtlichkeit sowie männlicher Suprematie. Dies impliziert einen patriarchal-paternalistischen Männertyp, den männlichen Familiernährer, der wieder in sein Recht gesetzt werden soll und für ‚seine‘ Ehefrau und die Familie, aber auch für größere Dinge wie die Nation sorgen kann (Höcke 2018, S. 118 f.). Mit der Resouveränisierung ist freilich auch eine Aufwertung maskulinistisch kodierter Eigenschaften verbunden: Höcke spricht von „Wehrhaftigkeit“, Werner Reichel (2015, S. 109) von „Mut“ und „Risiko“, die Männer wieder erlernen sollen – also die Wiederherstellung eines autonomen, heroischen, aggressiven, militaristischen und kriegersoldatischen männlichen Subjekts. Damit geht auch eine emotionale Resouveränisierung von Maskulinismus einher – nämlich das Recht darauf, aggressiv, wütend und hasserfüllt zu sein, insbesondere gegenüber den als ‚Andere‘ Identifizierten sowie gegenüber der politischen Elite.

Vor allem Männer werden durch die autoritäre politische Rechte ermutigt, leidenschaftlich zu sein, ihre Angst in Wut zu modulieren und diese Wut zu äußern. Männer werden also ermächtigt, Feministinnen, gut ausgebildete Frauen, freilich auch Migrant:innen und Muslim:innen sowie die politische Elite zu hassen.

Marc Jongen (2017), der selbst wie auch der österreichische *Identitäre* Martin Sellner, einen intellektuellen Männertyp performiert, propagierte im rechten Think Tank *Institut für Staatspolitik* ein „Thymos-Training im Zeitalter der Migration“, ein Trainieren maskulinistischer Aggressivität, also die rechtmäßige Betonung von Mut und Zorn.⁸

Gleichzeitig werden Männer im rechtsautoritären Diskurs davon befreit, sich um andere Menschen zu kümmern – wie sie dies eigentlich schon immer waren. Rechtsautoritäre Mobilisierung berechtigt zu ‚Sorglosigkeit‘ und dazu, Leben und Gefühle anderer zu missachten. Diese Sorglosigkeit erlaubt Exklusion und ist mit einem Männlichkeitstyp verknüpft, den ich im Anschluss an Achille Mbembes (2003) Konzept der „necropolitics“, also die Macht und der Wunsch Menschen sterben zu lassen, Nekro-Männlichkeit nenne.

Doch das rechtsautoritäre Hegemonieprojekt geht über das Kanalisieren von Affekten wie Angst, Ärger und Wut hinaus, denn es bietet auch positive Gefühle der Zugehörigkeit und der Liebe. Auch maskulinistische Identitätspolitik enthält ein Versprechen der Sorge, reduziert Sorge aber auf die (heterosexuelle) Kleinfam-

⁸ Jongen bezieht sich hier auf Platon, vor allem aber auf seinen Lehrer Peter Sloterdijk (2008) und dessen Schrift „Zorn und Zeit“.

milie und deren Liebesversprechen sowie Sorge um das ‚eigene Volk‘, das ‚eigene Land‘ und die ‚eigene Nation‘. Die antagonistische Mobilisierung des Wir einer wiedergewonnenen Männlichkeit enthält also ein Solidaritäts- und Liebesversprechen – und die ‚Heimat‘ wird zur Metapher dieser Solidargemeinschaft. Die FPÖ beispielsweise bezeichnet sich als „soziale Heimatpartei“ – freilich handelt es sich dabei um eine exklusive und exkludierende Zugehörigkeit, die Empathie nur innerhalb einer Gruppe von vermeintlich Gleichen verspricht.

Maskulinistische Identitätspolitik beinhaltet zudem die Dimension des Stolzes: Auch der vielbeschworene ‚kleine Mann auf der Straße‘ kann sich als Beschützer von Frauen und Retter unterdrückter muslimischer Frauen sehen, der zudem stolz auf sein modernes Vaterland sein kann.

Durch maskulinistische Identitätspolitik sollen, so ein Zwischenfazit, Männer Handlungsmacht und Kontrolle über ihr Leben zurückerhalten. Die Geschlechterideologie der autoritären Rechten verspricht die Re-Etablierung traditioneller Geschlechterverhältnisse: einen Mann, der stark, militaristisch, aggressiv ist, und eine Frau, die zu beschützen und zu versorgen ist. Dies wird als *natürliche Ordnung* präsentiert und diese Verortung in der Natur enthält wiederum ein Sicherheitsversprechen.

Das rechtsautoritäre Angebot einer maskulinistischen Selbstvergewisserung ist freilich nicht nur für Männer, sondern auch für Frauen attraktiv (Dietze 2020) – für jene Frauen, die von der Doppelbelastung der neoliberalen Emanzipation erschöpft sind, oder für jene, die in maskulinistischen Geschlechterkonstellationen neue Formen der Handlungsfähigkeit suchen und sich nach traditionellen Geschlechterrollen, nach einem männlichen Helden und Retter, nach starker Männlichkeit sowie einem männlichen Ernährer sehnen.

3 **Fazit – Maskulinismus, Männlichkeit und Metapolitik**

Maskulinistische Identitätspolitik der autoritären Rechten verspricht eine Resourcenveränisierung des Alltags und Lebens, verbunden mit der Idee, dass ein charismatischer Führer das Selbstvertrauen krisengebeutelter Männlichkeiten in der Zukunft steigern könnte. Mit Lauren Berlant (2011) können wir dies als „grausamen Optimismus“ bezeichnen – als ein widersprüchliches und zugleich uneinlösbares Versprechen angesichts von vermeintlich natürlicher Ungleichheit und der permanenten Gefahr drohender Exklusion.

Angeboten werden im autoritär-rechten Diskurs unterschiedliche Männlichkeitstypen, die Anknüpfungen für die metapolitische Strategie bieten und unterschiedliche

Männergruppen ansprechen sollen. In der hegemonialen Auseinandersetzung wertet die autoritäre Rechte Frauen ab – als zu beschützende und schwache Personen – und sie fügt Männlichkeit in einen Wettbewerb ein⁹ – nicht zuletzt, indem sie Männer abwertet, lächerlich macht und feminisiert und so einen Niedergang beschwört.¹⁰

Die im Material identifizierten Männlichkeitstypen sind widersprüchlich: Der unterworfene und schwache Männlichkeitstyp wird besonders drastisch und sarkastisch gezeichnet, um aus dieser niederschmetternden Situation dann die rechts-autoritären ‚Lösungsvorschläge‘ umso attraktiver erscheinen zu lassen. Dennoch, patriarchal-paternalistische Männlichkeit und eine nach Sorge sich sehnde Männlichkeit stehen durchaus im Widerspruch zur aggressiv-soldatischen oder zur Nekro-Männlichkeit. Diese Widersprüche will und muss die autoritäre Rechte nicht glätten oder auflösen, machen sie doch vielmehr unterschiedliche Lebenserfahrungen und -entwürfe einleuchtend und plausibel und somit zum Teil des common sense. Mit dieser Form von widersprüchlichem Wettbewerb unterschiedlicher Männlichkeitstypen kreiert die autoritäre Rechte Anknüpfungspunkte für ihr Regierungsprojekt im Alltag der Menschen.

Literatur

120 Dezibel (2018): Frauen wehrt euch! <https://www.youtube.com/watch?v=FSXphiFknyQ> (Abfrage: 30.09.2021).

APA (2022): Austria Presse Agentur, FPÖ – Kohlbauer. Vorlesung von Dragqueen vor Kindern stoppen, OTS0062, https://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20220603_OTS0062/fpoe-kohlbauer-vorlesung-von-dragqueen-vor-kindern-stoppen (Abfrage: 14.05.2024).

Amesberger, Helga/Halbmayer, Brigitte (2002): Rechtsextreme Parteien – eine mögliche Heimat für Frauen? Opladen: Leske + Budrich.

Bereswill, Mechthild (2010): Männer unter sich? Zum Verhältnis von gesellschaftlichem Wandel und geschlechtertheoretischen Prämissen. In: *Erwägen – Wissen – Ethik* 21, H. 3, S. 340–342.

Bereswill, Mechthild/Ehlert, Gudrun (2022): Geschlecht. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): *Grundbegriffe Soziale Arbeit und Geschlecht*. Weinheim/Basel: BeltzJuventa, S. 214–218.

Bereswill, Mechthild/Neuber, Anke (2011): Einleitung. In: Bereswill, Mechthild/Neuber, Anke (Hrsg.): *In der Krise? Männlichkeiten im 21. Jahrhundert*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 7–17.

⁹Vgl. zu den beiden Dimensionen von hegemonialer Männlichkeit Meuser 2022a, S. 258.

¹⁰Ganz ähnlich die *Alt-right-Gruppen* in den USA, vgl. Vandiver 2020, S. 170 ff.

- Berlant, Lauren (2011): *Cruel Optimism*. Durham und London: Duke University Press.
- Birsl, Ursula (1994): *Rechtsextremismus: weiblich – männlich? Eine Fallstudie zu geschlechtsspezifischen Lebensverläufen, Handlungsspielräumen und Orientierungsweisen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Bitzan, Renate (Hrsg.) (1997): *Rechte Frauen. Skingirls, Walküren und feine Damen*. Berlin: Elefanten Press.
- Bourdieu, Pierre (2012): *Die männliche Herrschaft*. Berlin: Suhrkamp.
- Connell, Raewyn (1999): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Opladen: SpringerVS.
- Dietze, Gabriele (2016): *Ethnosexismus. Sex-Mob-Narrative um die Kölner Sylvesternacht*. In: *Movements. Journal for critical migration and border regime studies* 2, H. 1. <https://movements-journal.org/issues/03.rassismus/10.dietze%2D%2DEthnosexismus.html> (Abfrage: 03.08.2024).
- Dietze, Gabriele (2020): *Why are women attracted to right-wing populism? Sexual exceptionalism, emancipation fatigue, new maternalism*. In: Dietze, Gabriele/Roth, Julia (Hrsg.): *Right-Wing Populism and Gender. European Perspectives and Beyond*. Bielefeld: transcript, S. 147–165.
- Forster, Edgar (2006): *Männliche Resouveränisierungen*. In: *Feministische Studien* 2, S. 93–107.
- Foucault, Michel (2004a): *Geschichte der Gouvernementalität I. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesungen am Collège de France [1977–1978]*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2004b): *Geschichte der Gouvernementalität II. Die Geburt der Biopolitik. Vorlesungen am Collège de France [1978–1979]*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Garcia Mingo, Elisa/DiazFernandez, Silvia (2023): *Wounded men of feminism: Exploring regimes of male victimhood in the Spanish manosphere*. In: *European Journal of Cultural Studies* 26, H. 6, S. 897–915.
- Hess, Sabine/Kosporek, Bernd/Kron, Stefanie/Radatz, Mathias/Schwertl, Maria/Sontowski, Simon (Hrsg.) (2016): *Der lange Sommer der Migration. Grenzregime III*. Berlin/Hamburg: AssoziationA.
- Heitmeyer, Wilhelm (2018): *Autoritäre Versuchungen: Signaturen der Bedrohung 1*. Berlin: Suhrkamp.
- Höcke, Björn (2018): *Nie zweimal in denselben Fluss. Björn Höcke im Gespräch mit Sebastian Henning*. Lüdinghausen: Manuscriptum Verlagsbuchhandlung.
- Howanietz, Michael (2013): *Für ein freies Österreich. Souveränität als Zukunftsmodell*. Wien: Freiheitlicher Parlamentsklub. www.fpoe-parlamentsklub.at <https://wklingenbeck.files.wordpress.com/2016/09/fc3bcr-ein-freies-c3b6sterreich-souverc3a4niti3a4t-als-zukunftsmodell.pdf> (Abfrage: 03.08.2024).
- Jäger, Margarete/Kroppenberg, Max/Nothardt, Benno/Wamper, Regina (2019): *#120Dezibel: Frauenrechte oder Antifeminismus? Populistische Diskursstrategien der extremen Rechten und Anschlussstellen im politischen Mainstream*. Düsseldorf: Forschungsinstitut für gesellschaftswissenschaftliche Weiterentwicklung.
- Jongen, Marc (2017): *Migration und Thymos-Training. Vortrag auf der Winterakademie des Instituts für Staatspolitik*. https://www.youtube.com/watch?v=cg_KuESI7rY (Abfrage: 05.07.2019).
- Krah, Maximilian (2024): *Politik von rechts. Ein Manifest*. Schnellroda: Antaios.

- Kuhar, Roman/Paternotte, David (Hrsg.) (2017): *Anti-Gender Campaigns in Europe. Mobilizing against Equality*. London/New York: Rowman & Littlefield.
- Mayer, Stefanie/Sauer, Birgit (2017): "Gender ideology" in Austria: Coalitions around an empty signifier. In: Kuhar, Roman/Paternotte, David (Hrsg.): *Anti-Gender Campaigns in Europe. Mobilizing against Equality*. London/New York: Rowman & Littlefield, S. 23–40.
- Mbembe, Achille (2003): *Necropolitics*. In: *Public Culture* 15, H. 1, S. 11–40.
- Meuser, Michael (2022a): *Hegemoniale Männlichkeit*. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): *Grundbegriffe Soziale Arbeit und Geschlecht*. Weinheim/Basel: BeltzJuventa, S. 256–258.
- Meuser, Michael (2022b): *Männlichkeit(en)*. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): *Grundbegriffe Soziale Arbeit und Geschlecht*. Weinheim/Basel: BeltzJuventa, S. 380–383.
- Mudde, Cas/Rovira Kaltwasser, Cristobal (2015): *Vox populi or vox masculini? Populism and gender in Northern Europe and South America*. In: *Patterns of Prejudice* 49, H. 1–2, S. 16–36.
- Patrioten (2022): *Patrioten in Bewegung*. <https://patrioten-in-bewegung.info/wp/uberuns/> (Abfrage: 10.10.2022).
- Reichel, Werner (2015): *Der Genderismus und seine Opfer*. In: Günther, Christian/Reichel, Werner (Hrsg.): *Genderismus(s). Der Masterplan für die geschlechtslose Gesellschaft*. Wien: Frank&Frei, S. 99–128.
- Röhl, Bettina (2015): *Die hodenlose Gesellschaft. Die Zweigeschlechtlichkeit und das ewige Leben*. In: Günther, Christian/Reichel, Werner (Hrsg.): *Genderismus(s). Der Masterplan für die geschlechtslose Gesellschaft*. Wien: Frank&Frei, S. 45–97.
- Rommelspacher, Birgit (2011): *Frauen und Männer im Rechtsextremismus – Motive, Konzepte und Rollenverständnisse*. In: Birsl, Ursula (Hrsg.): *Rechtsextremismus und Gender*. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 43–68.
- Rosenkranz, Barbara (2008): *MenschInnen. Gender Mainstreaming. Auf dem Weg zum geschlechtslosen Menschen*. Graz: Ares.
- Sarrazin, Thilo (2010): *Deutschland schafft sich ab. Wie wir unser Land aufs Spiel setzen*. München: DVA.
- Schmid, Fabian (2022): *Wie Rechtsaußen und die FPÖ Stimmung gegen den Regenbogen machen*, in: *Der Standard* vom 4.6. <https://www.derstandard.at/story/2000136308927/wie-rechtsaussen-und-die-fpoe-stimmung-gegen-den-regenbogen-machen> (Abfrage: 03.08.2024).
- Schmincke, Imke (2015): *Das Kind als Chiffre politischer Auseinandersetzung am Beispiel neuer konservativer Protestbewegungen in Frankreich und Deutschland*. In: Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (Hrsg.): *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*. Bielefeld: transcript, S. 93–108.
- Sellner, Martin (2017): *Politische Paradoxien*. In: *Sezession* vom 1.8., <https://sezession.de/59638/politische-paradoxien> (Abruf: 01.08.2024).
- Sloterdijk, Peter (2008): *Zorn und Zeit. Politisch-psychologischer Versuch*. Berlin: Suhrkamp.
- Unterberger, Andreas (2015): *Die Männer: verunsichert, feige und perspektivenarm*. In: Günther, Christian/Reichel, Werner (Hrsg.): *Genderismus(s). Der Masterplan für die geschlechtslose Gesellschaft*. Wien: Frank&Frei, S. 145–160.
- Vandiver, Josh (2020): *Alt-Virilities, Masculinism, Rhizomatics and the Contradictions of the American Alt-Right*. In: *Politics, Religion & Ideology* 21, H. 2, S. 153–176.



Un/Gleichzeitigkeit revisited

Birgit Riegraf und Barbara Rendtorff

Unser Beitrag nimmt die im Rahmen einer Reihe von Werkstattgesprächen mit dem Titel „Rhetorische Modernisierung? Ungleichzeitigkeiten im Geschlechterdiskurs“ vor einigen Jahren an der Universität Paderborn begonnenen und sehr fruchtbaren Diskussionen erneut auf, an denen sich neben anderen Kolleginnen und Kollegen aus der Geschlechterforschung auch Mechthild Bereswill mit großem Engagement beteiligt hat (Rendtorff et al. 2019). Das von der Thyssen-Stiftung finanziell unterstützte Projekt ging zunächst von dem Befund aus, dass die mit der Bürgerlichen Gesellschaft herausgebildeten Weiblichkeits- und Männlichkeitskonzeptionen in den letzten Jahrzehnten auf verschiedenen Ebenen sehr grundlegend in Bewegung geraten sind. Wir diskutierten die beobachtbaren Neubestimmungen und teilweise Verschiebungen traditioneller Geschlechterarrangements, von normativen geschlechtsbezogenen Erwartungen und Zuschreibungen, die auf einen grundlegenden historischen Bruch mit überkommenen Geschlechterkonstruktionen hinzudeuten scheinen – aber zugleich lassen sich vielzählige Hinweise auf ein Überdauern alter, verfestigter Strukturen und sogar auf (Re)Traditionalisierungstendenzen erkennen. Wir stellten uns die Frage, ob die beobachtbaren offensichtlichen gesellschaftlichen Veränderungen in den Geschlechterkonstruktionen als Ausdruck einer Deinstitutionalisierung der Geschlechterungleichheit und -differenz gewertet werden sollten, auch eines

B. Riegraf (✉)
Universität Paderborn, Paderborn, Deutschland
E-Mail: birgit.riegraf@uni-paderborn.de

B. Rendtorff
Goethe Universität Frankfurt, Frankfurt, Deutschland

Brüchigwerdens der ‚Heterosexuellen Matrix‘ der Geschlechterordnung, die nur noch keine ausgestalteten Formen der Selbstpositionierung und Praxen jenseits der Entgegensetzung von Männlichkeit und Weiblichkeit hervorgebracht hat. Sind also die Gegenteilstendenzen gewissermaßen als letzte ‚Zuckungen‘ einer überkommenen Geschlechterordnung zu analysieren? Oder müssen die erkennbaren Persistenzen und zum Teil Rücknahmen bereits erreichter Geschlechtergleichheiten in den Grundzügen gesellschaftlicher Geschlechterbilder als Hinweis darauf gelesen werden, dass wir es lediglich mit oberflächlichen und moderaten Verschiebungen und Umverteilungen zu tun haben, mit eher überschätzten Umgewichtungen, die jedoch die Grundstruktur der (heteronormativen) Geschlechterordnung nicht tangieren – etwa, weil die Gesellschaft auf die Grundlegung von ‚gendered substructures‘ nicht verzichten will (oder kann)? Oder ist es notwendig, die beobachtbaren Entwicklungen mit ganz neuen Interpretationsfolien zu betrachten, um ihrer Bedeutung gerecht zu werden?

Im Verlauf des damaligen Diskussionsprozesses wurden einige problembeschreibende Begriffe gewissermaßen ‚aussortiert‘ – so schienen etwa Konzepte wie Rhetorische Modernisierung, Diskontinuität und Ungleichzeitigkeit die komplexe Gemengelage nicht zureichend auszudrücken – am Ende blieb der „etwas unentschlossene“ (ebd., S. 2) Begriff „Un/Gleichzeitigkeiten“, der die widersprüchliche Sachlage als ‚noch nicht ganz fassbar‘ kennzeichnen sollte. Diesen gewissermaßen vorläufigen Ausdruck greifen wir in den nachfolgenden Überlegungen erneut auf. Während in der Einleitung zum bereits erwähnten Projektband „Struktur und Dynamik – Un/Gleichzeitigkeiten im Geschlechterverhältnis“ der Begriff ‚Struktur‘ zentral erschien, gehen wir in unseren Überlegungen den Weg über ‚Institution‘ und verfolgen damit die Spur, die Mechthild Bereswill und Katharina Liebsch in ihrem Aufsatz „Persistenz von Geschlechterdifferenz und Geschlechterhierarchie“ (Bereswill und Liebsch 2019) in diesem Projektband mit Bezug auf die Schrift „Wie Institutionen denken“ von Mary Douglas (1991) gelegt haben. Wir wollen damit, ebenfalls mit Bezug auf die Arbeit von Mary Douglas, im Folgenden die Frage prüfen, ob es sich bei der Geschlechterordnung um eine ‚Institution‘ handelt, und ob eine solche Auffassung einen Ansatz für das Verständnis von jenem Zugleich von Veränderung und Persistenz bieten kann. Dazu werden wir in einem ersten Schritt fragen, was Mary Douglas unter ‚Institution‘ versteht, und ob eine solche Perspektive für unsere Fragestellung fruchtbar gemacht werden kann. Dabei soll die Frage im Zentrum stehen: Wo gäbe es in ihrem Konzept ein Potenzial für Veränderung? Danach werden wir, einigen Hinweisen von Douglas folgend, unterschiedliche mögliche Antworten skizzieren.

1 Wie Institutionen denken – Mary Douglas

Auf der Grundlage eigener ethnologischer Forschungsarbeiten in Zentralafrika und in Anlehnung an die Arbeiten des Soziologen Emile Durkheim und des Biologen und Wissenschaftstheoretikers Ludwik Fleck beschäftigte sich die britische Sozialanthropologin Mary Douglas mit der Frage, wie sich das Zustandekommen kollektiven Verhaltens und damit letztlich der Zusammenhalt von arbeitsteilig organisierten Gesellschaften erklären lässt. In den Arbeiten von Douglas nimmt der in vielerlei Hinsicht vage bleibende Begriff Institution einen zentralen Platz ein. Douglas wendet sich mit ihrer Argumentation zunächst gegen die Rational Choice Theorie und vor allem gegen deren starke Betonung des rational, nutzenmaximierend und entlang egoistischer Prämissen handelnden Individuums. Mary Douglas kritisiert das der Rational Choice Theorie zugrunde liegende Menschenbild des Homo Oeconomicus. Sie argumentiert dagegen, dass sich auf dieser Grundlage selbstloses Verhalten von Gesellschaftsmitgliedern, wie solidarische oder altruistische Handlungen, nicht erklären lässt, und somit die Frage offenbleibt, weshalb Individuen durchaus „auf höchst großzügige und offenbar uneigennützte Weise zum öffentlichen Wohl beitragen“ (Douglas 1991, S. 26). Letztlich könne die Rational Choice Theorie die grundlegende Frage nicht beantworten, wie Gesellschaften als handelnde Kollektive überhaupt zustande kommen und was sie zusammenhält. Um der Frage nach der gesellschaftlichen Ordnung und dem gesellschaftlichen Zusammenhalt auf den Grund zu gehen, betrachtet Mary Douglas die Verknüpfung zwischen individueller Kognition und sozialer Ordnung, sie stellt das Verhältnis zwischen Denken und Institutionen ins Zentrum ihrer Gesellschaftsanalysen.

Um das Verhältnis von individueller Kognition und sozialer Ordnung, von Denken und Institutionen in den Arbeiten von Douglas verstehen zu können, gilt es zunächst in Rechnung zu stellen, dass aus ihrer Perspektive für die Begründung von kollektivem Handeln vor allem zwei Dimensionen grundlegend sind, die sie wiederum den Gesellschaftsanalysen von Durkheim und Fleck entnimmt: Solidarität und Vertrauen. Mit Durkheim diskutiert Douglas den Begriff der Solidarität, wonach Solidarität auf einem kollektiven Bewusstsein basiert, das wiederum das verbindende und verbindliche Element von Gesellschaften herstellt. Das kollektive Bewusstsein bildet ein integratives Prinzip, das nach Durkheim (1992) wiederum soziale Ordnungen begründet, die ihrerseits auf der Solidarität der Gesellschaftsmitglieder beruhen. Solidarität zwischen Gesellschaftsmitgliedern ist auf gegenseitiges Vertrauen angewiesen und das wiederum ist nur in dem Maße möglich, wie die beteiligten Individuen in denselben Kategorien denken. Um die über das Denken in gemeinsamen Kategorien entfalteten sozialen Bindungen erfassen zu kön-

nen, greift Douglas auf den Begriff des Denkstils von Fleck zurück. Gemeinschaften von Menschen, die „im Gedankenaustausch oder in gedanklicher Wechselwirkung stehen“ (Fleck 1935/1980, S. 54), entwickeln einen spezifischen gemeinsamen Denkstil, der eine „gerichtete Denkbereitschaft“ (Fleck 1929/1983, S. 78) zur Folge hat. Sie bilden, heißt es bei Fleck, ein Denkkollektiv, das ihre soziale Ordnung fundiert, und er betont mit Verweis auf Durkheim (1992) den Zwang, den die „sozialen Gebilde“ mit ihren „Kollektivvorstellungen“ auf den Einzelnen ausüben (Fleck 1935/1980, S. 62). Mitglieder einer solchen Denkgemeinschaft tendieren deshalb zu einer Gleichförmigkeit des Denkens – denn „die stilgemäße Einheitlichkeit“ des Denkens wirke viel stärker als dessen „logischer Aufbau“, heißt es bei Fleck (ebd., S. 144).

In der Auseinandersetzung mit den Arbeiten von Durkheim und Fleck entwickelt Douglas ihren eigenen Ansatz, in dem die auf Gruppenkonventionen basierenden Institutionen einen zentralen Stellenwert bei der Frage erhalten, was Gesellschaften zusammenhält. Institutionen werden über gemeinsame Handlungen der Individuen gebildet, die im ständigen Gebrauch sich selbst bestätigen, zunächst zu Konventionen gerinnen und sich über einen längeren Zeitraum zu Institutionen verfestigen. Diese Institutionen bilden dann eine Struktur, über die der gesellschaftliche Zusammenhalt hergestellt wird. Insbesondere im vierten Kapitel des Buches „Wie Institutionen denken“ entfaltet Mary Douglas ihren Institutionenbegriff ausführlicher: Demnach gründen Institutionen „in Analogien“ (Douglas 1991, S. 79 ff.) und, so Douglas weiter: „Im Minimum ist eine Institution lediglich eine Konvention“ (ebd., S. 80). Konventionen können sich im Laufe der Zeit stabilisieren und sich in legitime soziale Institutionen verwandeln, die „jede legitimierte soziale Gruppierung“ umfassen, „ob es sich dabei um eine Familie, ein Spiel oder eine Zeremonie handelt“ (ebd.). Um sich als Institution zu legitimieren, greifen sie auf Analogien zurück, die „in Natur und Vernunft verankert“ (ebd., S. 181) sind und ihrerseits die soziale Ordnung legitimieren. So „bietet sie ihren Mitgliedern eine Reihe von Analogien, mit denen sie die Welt erkunden sowie die Natürlichkeit und Vernünftigkeit der institutionellen Regeln rechtfertigen können; auf diese Weise vermag sie eine beständige und identifizierbare Form zu erlangen und zu bewahren“ (ebd.).

Institutionen werden also durch Analogiebildungen in der Weise legitimiert und stabilisiert, dass soziale Klassifizierungen mit einer natürlichen Ordnung „in Übereinstimmung“ gebracht werden und so zu gesellschaftlichen Institutionen gerinnen. Douglas führt in ihren Arbeiten mehrere Beispiele an, durch die deutlich wird, in welcher Weise komplementär gedachte Gegensatzpaare und soziale Beziehungen durch Naturalisierung als Teil der natürlichen Weltordnung klassifiziert werden (ebd., S. 91). Solche Beispiele sind weiblich-männlich, links-rechts,

Volk-König. „In diesem Sinne eignet sich bspw. der Bezug auf eine ‚natürliche Arbeitsteilung‘ der Geschlechter hervorragend als Analogie zur Legitimation von Institutionen“ (Budde et al. 2014, S. 14). Diese Institutionen bringen wiederum gesellschaftliche Wissens- und Ordnungssysteme hervor, die zunächst als unhintergebar, weil natürlich, scheinende Ordnungen bilden und damit Veränderungen nur schwer zugänglich sind.

Institutionalisierungsprozesse brauchen einen gesellschaftlichen Konsens über die Notwendigkeit und Nützlichkeit institutionalisierter sozialer Praxis. Folglich beziehen sich Institutionen grundsätzlich auf ein legitimierendes Sinn- und Wertesystem. Mit Blick auf die Analyse von Fleck zieht Douglas in dieser Hinsicht die Konsequenz, dass sich etablierte Auffassungen erst ändern werden, wenn sie durch eine massive Irritation unglaublich werden. Sie veranschaulicht ihre Überlegungen am Beispiel des Kochens: Erst ab einem bestimmten Quantum an Energiezufuhr verwandelt sich der Zustand des Wassers – es wird dampfförmig. Übertragen auf unsere Fragestellung hieße das, dass das Ansinnen einer wirklichen Veränderung der Geschlechterverhältnisse so lange ignoriert werden kann, bis es eine solche Provokation darstellt, dass sich der Aggregatzustand der Gesellschaft ändert und es notwendig wird, sich dazu (auch theoretisch) zu positionieren. Um diesen Zustand zu erreichen, so Douglas, brauchen wir jedoch eine „Technik, durch die wir uns neben unsere eigene Gesellschaft stellen können“ (Douglas 1991, S. 123) – während, so ließe sich provokativ ergänzen, reformistische Bemühungen zum Scheitern verurteilt sind, weil sie den androzentrischen Denkstil nicht in den Grundfesten irritieren oder gar erschüttern können.

2 Erkenntnismöglichkeiten und Begrenzungen

Institutionen bilden nach Douglas eine normative Struktur, die, von Konventionen getragen, das gemeinsame Handeln von Individuen begründet. Konventionen wiederum fußen in Analogien, die ihre Legitimität und Stabilität durch ihren Naturbezug erhalten. Die „Polarisierung der Geschlechtscharaktere“ (Hausen 1976), mithin die Geschlechterordnung, kann mit Bezug auf Douglas als zur Institution geronnene soziale Beziehung gelesen werden, die in modernen Gesellschaften über die Analogiebildung zur Natur legitimiert, über Vernunft schließlich rechtlich kodifiziert und verfestigt wird und so auch das Handeln und die Selbstwahrnehmung der Individuen leitet. In Bezug auf sittlich-moralische Vorstellungen wie auch in den Religionen bildet ebenfalls der Naturbezug die Basis. Mit Douglas betrachtet wäre das geschlechterbezogene ‚Wissens- und Ordnungssystem‘ deshalb so mächtig, weil es in Natur und Vernunft begründet erscheint (und nicht als

Institution erkannt wird) – denn „seinen größten Triumph feiert das durch Institutionen gelenkte Denken, wenn es ihm gelingt, die Institutionen völlig unsichtbar zu machen“ (Douglas 1991, S. 161). Bezogen auf die Geschlechterkonstruktionen bedeutet dies, dass die Zweigeschlechtlichkeit eben deshalb als natürlicher Ausgangspunkt gelesen wird – und damit als unhintergebar gilt, da gesellschaftlichen Veränderungen nicht zugänglich –, weil die Institutionenförmigkeit der Geschlechterordnung nicht erkannt, sondern sie als fragloser Bestandteil der sozialen Ordnung angesehen wird.

Weitere für die Fragestellung dieses Beitrags wesentliche Einsatzpunkte liegen nach unserem Eindruck in den zwischen Durkheim, Fleck und Douglas recht unterschiedlichen Auffassungen von Zeitlichkeit und Dynamik, ihrer Bezugnahme auf Macht(verhältnisse), der Vorstellung von Veränderbarkeit und Zukunft. Wenn die Geschlechterordnung uns vor allem mit Blick darauf interessiert, wie sie sich verändert und/oder verändert werden kann, dann ist auch die Frage ihrer Geschichte und ihrer Zukunft zentral.

Die Geschlechterkonstruktionen durch die Perspektive der kulturwissenschaftlichen Arbeiten von Douglas zu betrachten, kann durchaus weiterführend sein: Zum einen ermöglicht es, zu verdeutlichen, wie tief die Zweigeschlechtlichkeit in die symbolische Ebene von Gesellschaften eingewoben ist. Damit bietet sie einen Erklärungsansatz für die Stabilität von Geschlechterdualismen, da diese – wie oben ausgeführt, in Douglas' Perspektive – zur Institution geronnen sind, die wiederum wesentlich zum Zusammenhalt von Gesellschaften beitragen; oder anders formuliert: die ein wichtiger sozialer Kitt von Gesellschaften sind. Zum anderen wird aber auch sichtbar, dass erfolgreiche Umgestaltungsprozesse in der Geschlechterordnung ausgesprochen voraussetzungsvoll sind: Um Veränderungen in der dualistischen Geschlechterkonstruktion herbeiführen zu können, muss diese als eigenständige Institution und insofern als ‚separierbar‘ erkannt werden, es müssen die ihnen zugrunde liegenden Konventionen in langwierigen Prozessen aufgebrochen, verändert oder zumindest verschoben werden, was wiederum lediglich dann gelingen könnte, wenn die als plausibel angenommene Analogiebildung zu Natur und Vernunft durchbrochen oder zumindest grundlegend in Frage gestellt werden kann. Zugleich gelingt es mit dem Ansatz zwar, die Gesellschaft als Ganzes in den Blick zu nehmen, er bietet jedoch wenig Erklärungsmöglichkeiten für die Beobachtung von Un/Gleichzeitigkeiten in der Geschlechterdifferenz, also der Gleichzeitigkeit von Auflösung und Verfestigung der Zweigeschlechtlichkeit auf unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen und in unterschiedlichen gesellschaftlichen Sphären. Auch gelingt es mit den Arbeiten von Douglas nicht, die sozialstrukturelle Verankerung der Geschlechterungleichheiten und damit ihre Verwobenheit etwa mit den ökonomischen Grundlagen der Gesellschaft zu erfassen. An

dieser Stelle könnte etwa eine Verbindung der Arbeiten von Douglas mit denen von Pierre Bourdieu weiterführend sein. Wir greifen deshalb einige Hinweise auf, die in Douglas' Text enthalten sind, aber nicht weiterverfolgt werden – so zum Beispiel den mehrfach wiederkehrenden Hinweis auf Ludwik Fleck und Robert Merton (dem sie ihr Buch gewidmet hat; Douglas 1991, S. 11).

3 Geschlechterordnungen im Plural?

Ludwik Fleck beginnt seinen Aufsatz „Zur Krise der ‚Wirklichkeit‘“ (Fleck 1929/1983) mit der entmutigenden Einschätzung, dass „wir“ die „Eigenheit“ hätten, „alte, gewohnte Gedankengänge als besonders evident zu betrachten, so dass dieselben keines Beweises bedürfen und ihn nicht einmal zulassen. Sie bilden ein eisernes Fundament, auf dem ruhig weitergebaut wird“ (ebd., S. 46). Dazu komme, dass neue Erkenntnistätigkeiten stets „vom früheren Erkenntnisbestande abhängig“ sind, sodass die „Last des bereits Erkannten die inneren und äußeren Bedingungen“ für neue Erkenntnisprozesse dominiert (ebd.). Doch wenig später fährt er fort – und das ist die andere, ermutigende Seite der These –, das Denken sei „eine kollektive Tätigkeit wie der Chorgesang oder das Gespräch“ (Fleck 1935/1983, S. 89). Dies gibt uns einen wesentlichen Ansatzpunkt für unsere Frage an die Hand – und zwar sowohl in Bezug auf die Beharrungskraft der Geschlechterordnung als auch auf ihre mögliche Veränderung. Chormusik lebt vom stimmigen Zusammenwirken aller Beteiligten, und angesichts der Vielstimmigkeit des Chorgesangs lässt sich leicht erkennen, dass sich der gesamte Klang verändert, wenn auch nur eine Stimmengruppe (etwa der Sopran, die hohen Frauenstimmen) ausscheren und eine eigene melodische Figur verfolgen würde. Die anderen Stimmen könnten nun lauter werden, auf dem notierten Satz beharren, oder aber sie nehmen die Irritation auf, modifizieren den Gesamtklang oder wechseln ebenfalls in eine andere Tonart. So beschreibt Katja Sabisch die Veränderung im medizinischen Denken über Zweigeschlechtlichkeit durch den Einfluss „exoterischen“ Wissens, mithin von außen kommender Einwände und Impulse aus den gesellschaftlichen Diskussionen über diese Thematik (Sabisch 2017, o. S.). Diese hätten, schreibt sie ebenfalls mit Bezug auf Fleck, zu einer wenigstens partiellen Denkstilumwandlung geführt, trotz gleichzeitig weiter bestehender Beharrungstendenzen in Teilen des Diskurses – was Sabisch ebenfalls als „Ungleichzeitigkeit“ bezeichnet (ebd.).

Auch von Mary Douglas selbst lassen sich einige hilfreiche Hinweise aufgreifen – denn um die von ihr (s. weiter oben) vorgeschlagene „Technik“ anzuwenden, sich ‚neben‘ die eigene Gesellschaft zu stellen, müsste vor allem gefragt werden, „welche Gedanken das System ausschließt“, welches also die „unmöglichen

Gedanken“ sind (Douglas 1991, S. 124). An dieser Stelle bezieht sie sich auf Merton, der deutlich und ausdrücklich betont hatte, dass Gesellschaften niemals von „völligem Konsensus“ getragen sind, sondern soziale Strukturen immer Widersprüche und divergierende Interessen aufweisen und deshalb notwendigerweise Konflikte hervorrufen (Merton 1975, S. 38). Jede neue, irritierende, störende Erfahrung, die individuell und aktiv wahrgenommen wird, kann (mit Fleck gesprochen) als „Erfahrenheit“ denkstilverändernd und -umwandelnd wirken (Fleck 1935/1980, S. 123) – und sei es, wie Norbert Elias es für das antike Rom beschreibt, dass sich die „Gebräuche“ innerhalb einer Gesellschaft durch die „allmähliche Ansammlung von Reichtümern“ ändern und verheiratete Frauen dadurch eine bessere Rechtsstellung erlangen (Elias 1986, S. 440 f.). Aber wie lassen sich Douglas’ ‚unmögliche‘ Gedanken denken? ‚Unmöglich‘ könnte wörtlich gemeint sein (*nicht möglich*), oder im Sinne von Konventionen (*Du benimmst Dich unmöglich*), oder, und darauf zielt Douglas ab, als Gedanken, „die das System ausschließt“ (Douglas 1991, S. 124), im Sinne von ‚*das kann und darf nicht sein*‘, denn diese Gedanken würden die Logik des Systems erschüttern. Die unmöglichen Gedanken sind es also, die Hoffnung geben.

Aus der anfänglichen Ratlosigkeit und auf der Suche nach Erklärungen für die Ungleichheiten in der Geschlechterordnung haben viele Texte aus dem Spektrum der Geschlechterforschung eher funktionalistisch angesetzt und nach logisch (ökonomisch, machbezogen) begründbaren Faktoren und gesellschaftlichen Figurationen gesucht: das Fernhalten der Frauen von der Erwerbsarbeit, die Freisetzung der Männer von der Kindersorge usw., sich dabei oft den vorhandenen theoretischen Denkgebäuden angeschlossen und haben auch häufig nach einer alle diese Facetten umfassenden und verbindenden Struktur oder einem ihr zugrunde liegenden Zentralaspekt gesucht.

Wenn man aber Mertons Mahnung folgt, weniger auf das Ganze der Gesellschaft und eher auf „Muster“ sozialer Organisationen (Mackert und Steinbicker 2013, S. 60) zu achten, und wenn man sich den Chorgesang in Erinnerung ruft, dann ließe sich probeweise statt von einer kohärenten, logisch durchstrukturierten Geschlechterordnung von *Geschlechterordnungen* im Plural sprechen. Damit ließe sich dem mit dem Ausdruck Un/Gleichzeitigkeit angesprochenen Problem und seiner Widersprüchlichkeit näherkommen und die „Eigenlogiken ungleichzeitiger Entwicklungen“ (Rendtorff et al. 2019, S. 5) könnten stärker in den Blick genommen werden. Diese könnten nach „institutionellen Sektoren“ (Douglas 1991, S. 156) unterschieden werden oder nach Formen der Arbeitsteilung, sie könnten je situativ oder segmenthaft unterschiedliche Stile aufweisen – und vielleicht ließe sich mit einer Anleihe an Ian Hackings „Making up People“ sogar sagen, dass dabei unterschiedliche Geschlechter(formen) ‚gemacht‘ werden (Hacking

1986/2000). Deren Verbindung und ihr Zusammenwirken wäre jeweils in dem Maße gegeben, in dem funktionale und dysfunktionale, offensiv widerständige oder irritierende Aspekte begrenzt bleiben – oder durch Einwirkung anderer, benachbarter Segmente soweit abgeschwächt und ausbalanciert werden können, dass sie nicht auch auf andere Segmente übergreifen können. So bliebe jene von Fleck im Eingangszitat angesprochene, alles dominierende Gewohnheit und Trägheit, in den gewohnten, für plausibel und wahr gehaltenen Gedankenmustern zu bleiben, unberührt und unerschüttert. Dennoch wird hier deutlich, dass auch unter Beibehaltung von Douglas' Postulat der (in Natur und Vernunft verankerten) Kohärenz von Denkfiguren, die notwendig sind, um ein Denkgebäude (eine Institution) insgesamt aufrecht zu halten, sich große Brüche zeigen und sich sogar fundamental widersprüchliche Strukturen entwickeln können.

4 Wie weiter?

Wenn wir Douglas wie vorgeschlagen lesen, dann wäre der entscheidende, alle verschiedenen Geschlechterordnungen verknötende Punkt die Verankerung in den Denkgewohnheiten, die als „Leitfaden“ dafür dienen, wie sich die Beteiligten zu verhalten und was sie zu erwarten haben (Douglas 1991, S. 83). Diese Denkgewohnheiten als eine Institution aufzufassen, würde ihren Status als eigenständiges, wenn auch aufs Engste mit anderen sozialen Ordnungen verknüpftes (Denk)Muster betonen und damit die Möglichkeit eröffnen, mit dessen Hilfe die Geschlechter- wie auch die gesellschaftliche Ordnung zu erschüttern – statt resignativ anzunehmen, die Geschlechterordnung werde sich erst nach Veränderung der gesamten Gesellschaft ändern lassen. Mit Fleck gesprochen würde der Hebel also weniger darin liegen, ‚besseres‘ Wissen mit (oftmals moralischen) Mitteln zu verbreiten und andere von diesem besseren Wissen überzeugen zu wollen, als eher darin, ‚Erfahrenheit‘ entstehen zu lassen, die als unpassend erscheinendes Element Wissensordnung und Denkgewohnheit durcheinanderbringen kann. Dann wäre ‚gelebte Irritation‘ der erfolgversprechende Weg, und weniger die Konzentration auf formale oder gesetzförmig ausgedrückte Anordnungen.

Mit Merton allerdings ließe sich der Blick auf die *Verschiedenheit* geschlechterbezogener Muster in unterschiedlichen „institutionellen Sektoren“ (ebd., S. 156) richten. Wir müssten Mertons „kleines kybernetisches Modell in ein großes verwandeln“, schreibt Mary Douglas (ebd., S. 123), „mit vielen Abteilungen, die von den Leidenschaften handeln, die den verschiedenen Formen sozialer Organisation innewohnen, und in denen die Herrschaft deutlich wird, die sozial verstärkte Motivationen über unsere Sichtweise ausüben“.

Sicherlich würden sich Gemeinsamkeiten und Verbindungen zwischen den Mustern unterschiedlicher Geschlechterordnungen zeigen, aber möglicherweise könnte gerade die Analyse ihrer Unterschiede jene von Mary Douglas für entscheidend gehaltenen ‚unmöglichen Gedanken‘ entstehen lassen.

Literatur

- Bereswill, Mechthild/Liebsch, Katharina (2019): Persistenz von Geschlechterdifferenz und Geschlechterhierarchie. In: Rendtorff, Barbara/Riegraf, Birgit/Mahs, Claudia (Hrsg.): Struktur und Dynamik – Un/Gleichzeitigkeiten im Geschlechterverhältnis. Wiesbaden: SpringerVS, S. 11–25.
- Budde, Jürgen/Thon, Christine/Walgenbach, Katharina (2014): Männlichkeiten – Geschlechterkonstruktionen in pädagogischen Institutionen. In: Budde, Jürgen/Thon, Christine/Walgenbach, Katharina (Hrsg.): Männlichkeiten – Geschlechterkonstruktionen in pädagogischen Institutionen. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft, Bd. 10. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 11–26.
- Douglas, Mary (1991): Wie Institutionen denken. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Durkheim, Emile (1992): Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Elias, Norbert (1986): Wandlungen der Machtbalance zwischen den Geschlechtern. Eine prozeßsoziologische Untersuchung am Beispiel des antiken Römerstaats. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 38, S. 425–449.
- Fleck, Ludwik (1929/1983): Zur Krise der ‚Wirklichkeit‘. In: Fleck, Ludwik: Erfahrung und Tatsache. Gesammelte Aufsätze. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 46–58.
- Fleck, Ludwik (1935/1980): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre von Denkstil und Denkkollektiv. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fleck, Ludwik (1935/1983): Über die wissenschaftliche Beobachtung und die Wahrnehmung im allgemeinen. In: Fleck, Ludwik: Erfahrung und Tatsache. Gesammelte Aufsätze. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 59–83.
- Hacking, Ian (1986/2000): Leute{ zurecht }machen (Orig.: Making up People). Frankfurt a.M.: Axel Dielmann.
- Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung der Dissonanz von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hrsg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 363–393.
- Mackert, Jürgen/Steinbicker, Jochen (2013): Zur Aktualität von Robert K. Merton. Wiesbaden: SpringerVS.
- Merton, Robert K. (1975): Strukturelle Analyse in der Soziologie. In: Blau, Peter M. (Hrsg.): Theorien sozialer Strukturen. Ansätze und Probleme. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 27–55.
- Rendtorff, Barbara/Riegraf, Birgit/Mahs, Claudia (2019) (Hrsg.): Struktur und Dynamik – Un/Gleichzeitigkeiten im Geschlechterverhältnis. Wiesbaden: SpringerVS.
- Sabisch, Katja (2017): Die Denkstilanalyse nach Ludwik Fleck als Methode der qualitativen Sozialforschung – Theorie und Anwendung. In: Forum Qualitative Sozialforschung/ Forum: Qualitative Social Research 18, H. 2. www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/2710/4094 (Abfrage: 03.08.2024).

Sind Väter für Söhne das wichtigste Vorbild? Einspruch aus einer psychodynamischen Konfliktperspektive auf Männlichkeit

Sylka Scholz

Der Ruf nach aktiven Vätern wird im geschlechter- und bildungspolitischen Krisendiskurs über Jungen damit begründet, dass Jungen ein männliches Vorbild brauchen, um sich im Sozialisationsprozess Männlichkeit und Geschlechtsidentität anzueignen. Aufgrund vom gesellschaftlichen Wandel der Familienbeziehungen seien Väter abwesend oder würden nach einer Trennung der Eltern ganz fehlen, da die Jungen bei den alleinerziehenden Müttern aufwachsen.¹ Wie Mechthild Bereswill und Gudrun Ehlert (2015) in einer Rekonstruktion dieses Diskurses zeigen, wird in diesen Annahmen von ausgesprochen unterkomplexen Vorstellungen zur Geschlechtersozialisation ausgegangen: „Zugespitzt gesagt, kann Männlichkeit nur durch den Mann in den Jungen gelangen, Geschlechtsidentität beruht auf einer gleichgeschlechtlichen Spiegelung, die durch Geschlechterdifferenz flankiert wird“ (Bereswill und Ehlert 2015, S. 99). Anders ausgedrückt: „Männlichkeit entsteht, weil Jungen sich mit männlichen Vorbildern identifizieren und ihr Verhal-

¹Ein zweiter Strang in diesem Krisendiskurs sind die fehlenden männlichen Bezugspersonen in der frühkindlichen Bildung in Kitas und Grundschulen, die von weiblichen Arbeitskräften sozusagen beherrscht werden und zu einer Benachteiligung von Jungen gegenüber Mädchen führen (Bereswill und Ehlert 2015). Dieser Debattenstrang wird im Aufsatz nicht weiterverfolgt.

S. Scholz (✉)
Universität Jena, Jena, Deutschland
E-Mail: sylka.scholz@uni-jena.de

ten übernehmen würden“ (Bereswill 2006, S. 157). Zwar ist der Höhepunkt des von der ersten PISA-Studie im Jahr 2000 ausgelösten Krisendiskurses über Jungen mittlerweile überschritten, jedoch finden sich die Argumente weiter im (populär-) wissenschaftlichen Diskurs. So heißt es bei Klaus Hurrelmann und Heidrun Bründel, „Väter sind für ihren Sohn das erste Vorbild an Männlichkeit“ (Bründel und Hurrelmann 2021, S. 64). Sie plädieren für eine „Erziehung zur Männlichkeit“, so der Buchtitel, in der Mütter und Väter unterschiedliche geschlechterdifferente Aufgaben übernehmen, und warnen vor gesundheitlichen Risiken für Jungen, die bei alleinerziehenden Müttern aufwachsen. Hinzu kommt, dass in der erziehungswissenschaftlichen Jungenforschung das Thema Geschlechtersozialisation nur randständig bearbeitet wird. Das Forschungsinteresse der meisten Autor:innen richtet sich auf die strukturelle (Re-)Produktion von Machtverhältnissen und nicht auf die Subjekte (Budde und Rieske 2022).

Diesen verengten Vorstellungen setzt Mechthild Bereswill ein anspruchsvolles subjekttheoretisches Konzept von „Männlichkeit als Konfliktkategorie“ (Bereswill 2014, S. 189) entgegen und zeigt darauf aufbauend in ihren empirischen Arbeiten, wie komplex Vater-Sohn-Beziehungen sind. Diese anregenden Analysen nehme ich zum Ausgangspunkt meiner würdigenden Beschäftigung mit der Autorin. Sie sind nicht nur wichtig, um den Krisendiskurs über Jungen zu korrigieren, sondern auch für die sozialwissenschaftliche Väterforschung von großer Bedeutung. Deren Fokus richtet sich darauf, wie stark Väter in die Betreuung ihrer Kinder involviert sind, wie sie das Spannungsverhältnis zwischen Erwerbsarbeit und Sorgearbeit ausbalancieren und welche Auswirkungen Vaterschaft auf Männlichkeitskonstruktionen haben (Behnke et al. 2019). Sehr wenig wird aber zu den Beziehungen zwischen Vätern und Söhnen geforscht, und dies gilt ganz besonders in der Adoleszenz, einer Zeit, die mit Vera King als „heiße Phase der Produktion von Geschlechtlichkeit“ (King 2013, S. 67) bezeichnet werden kann. Nur wenige Beiträge liegen zu dieser Konstellation vor (Bereswill 2006; King 2013; Flaake 2015; Schwarzenbacher und Başer 2023). Vor dem Hintergrund eines fast 30 Jahre andauernden geschlechterpolitischen Diskurses über aktive oder involvierte Väter und einer bildungspolitischen Debatte über die Wichtigkeit von Vätern für die Geschlechtersozialisation ihrer Söhne soll im Folgenden untersucht werden, wie sich die Beziehungen zwischen adoleszenten Söhnen und ihren Vätern gestalten und welche psychodynamischen Konflikte sich rekonstruieren lassen.

In einem ersten Schritt stelle ich Bereswills Ansatz vor, Männlichkeit als eine psychodynamische Konfliktkategorie zu verstehen (Abschn. 1). Anschließend wende ich mich ihren Studien zu Vater-Sohn-Beziehungen zu, die als empirische Umsetzung dieses Konzeptes gelesen werden. Erforscht wurden junge marginali-

sierte Männer mit Erfahrungen des Freiheitsentzuges (Abschn. 2). Diese Ergebnisse werden anschließend mit denen aus einem eigenen Forschungsprojekt über Fürsorgeerfahrungen männlicher Jugendlicher erweitert (Abschn. 3). Abschließend beziehe ich die Ergebnisse auf die geschlechter- und bildungspolitischen Diskurse zurück und halte zentrale Einsichten fest.

1 Geschlecht/Männlichkeit als psychodynamische Konfliktkategorie

Im Krisendiskurs werden die negativen Auswirkungen mangelnder männlicher Vorbilder und des dominanten weiblichen Einflusses mit Rekurs auf psychoanalytische, bindungstheoretische und entwicklungspsychologische Ansätze begründet.² Exemplarisch lässt sich dies an den Arbeiten des Psychotherapeuten Frank Dammasch zeigen. Er argumentiert, dass aufgrund der Gegengeschlechtlichkeit der Junge „den Vater früher als das Mädchen [braucht], um sich aus der primären Identifikation von der Mutter zu lösen“ (Dammasch 2018, S. 118). Mit Bezug auf Ralph Greenson schreibt er, „der Junge müsse sich von der Mutter und ihrer Weiblichkeit ent-identifizieren, um eine männliche Identität entwickeln zu können“ (ebd., S. 118). Ein Junge könne sich in einem als von Dammasch „gesund“ (ebd., S. 118) bezeichneten Entwicklungsverlauf „der primären Mutterbeziehung, die auch Teil der Selbstrepräsentanz geworden ist, nur dadurch ihrer magischen Allmacht entziehen, indem ihr eine stabile libidinöse Vaterbeziehung zur Seite gestellt wird“ (ebd., S. 118), wozu ein präsenter Vater benötigt wird.

Diese Argumentationsfigur einer notwendigen Ablösung oder Ent-Identifizierung findet sich mit unterschiedlichen theoretischen Bezügen und meist sehr vereinfacht in vielen Diskursfragmenten, wie die Analysen von Bereswill und Ehlert (2015) zeigen. Auch Rolf Pohl (2023) argumentiert, dass insbesondere bei Dammasch eine „Reduktion des mütterlichen Einflusses auf eine zu überwindende und aus Körper und Seele des Jungen gleichsam wie in den klassischen Initiationen auszutreibende urweibliche Substanz“ (Pohl 2023, S. 491) erfolgt. Als Voraussetzung einer stabilen männlichen Identität gilt demnach „die größtmögliche Entfernung zur Mutter“ (ebd., S. 491). Pohl fasst diese Argumentationsfigur pointiert als „Mutterüberwindungsschema“ (ebd., S. 491) zusammen.

²Des Weiteren findet ein Rekurs auf neurobiologische und evolutionsbiologische Befunde statt (vgl. dazu Bereswill und Ehlert 2015).

Bereswill und Ehlert argumentieren, dass die „aus psychoanalytischer Sicht entscheidende Triangulierung zwischen einem Kind, seiner Mutter und einer weiteren Bezugsperson fraglos heteronormativ festgeschrieben [wird]“ (Bereswill und Ehlert 2015, S. 99). Die Erkenntnisse psychoanalytischer Geschlechtertheorie zu konflikthaften, umwegigen und ungleichzeitigen Prozessen der Aneignung von Geschlechterdifferenz werden ausgeblendet.

Bereswill nutzt ein psychodynamisches Subjekt-konzept, das in Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse von Sigmund Freud entstanden ist und im Anschluss an die Kritische Theorie soziologisch fundiert sowie mit einer sozialpsychologischen Geschlechterforschung verknüpft wurde (vgl. dazu Bereswill 2014). Sie rekurriert des Weiteren auf Raewyn Connell, die in ihren Arbeiten dafür plädiert, in der Männlichkeitsforschung mit Rekurs auf Sigmund Freud oder Alfred Adler die Psychodynamiken in der Aneignung von Männlichkeit stärker zu beachten (Connell 2015). Die Psychoanalyse ist jedoch kein homogenes Theoriekonzept, sondern besteht aus „heterogene[n] Denktraditionen, die kontroverse Sichtweisen und Konzepte hervorgebracht haben“ (Bereswill 2018, S. 27).

In der psychoanalytischen Denktradition wird davon ausgegangen, dass es im Sozialisationsprozess zu Spannungen zwischen gesellschaftlichen Normen und Zwängen auf der einen Seite und den individuellen Begehren und Wünschen auf der anderen Seite kommt. Diese sind dem Individuum oftmals nicht bewusst, das heißt sie können nicht verbalisiert werden. Subjektivität bildet sich demnach in einem Wechselverhältnis mit gesellschaftlichen Zwängen und psychosozialen „Möglichkeitsräumen“ (King 2013) heraus. Im Prozess der Sozialisation setzt sich das Individuum mit gesellschaftlichen Normen und kulturellen Symbolisierungen auseinander, die seit der frühesten Kindheit vermittelt über Andere, insbesondere die frühkindlichen Bezugspersonen, an das Kind herangetragen werden. Ausgegangen wird von einer „spannungsreichen Dialektik zwischen inneren und äußeren Realitäten“ (Bereswill 2018, S. 312). Das Kind entwickelt auch Wünsche und Begehren, die gesellschaftlich nicht anerkannt sind und deshalb in das Unbewusste verschoben werden müssen. In einer psychoanalytischen Perspektive geht es immer auch um das damit verbundene Leid für das Individuum, Wünsche und Begehren nicht realisieren zu können.

Der Prozess der Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Strukturen und den damit verbundenen Normen und Anforderungen an das Individuum wird als lebenslanger und konfliktreicher Prozess gedacht. Entsprechend ist Subjektivität aus dieser Forschungsperspektive immer konflikthaft, ausgegangen wird von alltäglichen Spannungen. Denn gesellschaftliche und subjektive Dynamiken stehen in einem „vielfach gebrochenen undurchsichtigen Verhältnis zu-

einander“ (Bereswill 2014, S. 196). Dies gilt insbesondere in Bezug auf die Geschlechterdifferenz, diese ist eine besonders wirkmächtige Ordnungskategorie im Sozialisationsprozess.

Die Geschlechterdifferenz wird jedoch nicht als „feste Größe“ (Bereswill 2018, S. 30) vorausgesetzt, Bereswill geht davon aus, dass „die Erfahrungen und Selbstdeutungen von Menschen grundlegend vergeschlechtlicht sind“ (Bereswill 2018, S. 30). Im Anschluss an die poststrukturalistischen Arbeiten von Ilka Quindeau (2019) ist der Geschlechtskörper nicht biologisch binär strukturiert, sondern mit einem breiten Verständnis von „Differenz und Differenzierung“ (Bereswill 2018, S. 32) wird er als multipler Geschlechtskörper konzipiert. Dies ermöglicht es, konzeptionell auch Identifizierungsprozesse als trans* oder queere Person zu erfassen, solche Prozesse werden in der Männlichkeitsforschung bisher kaum erforscht.

Die Identifizierung mit einer binären und zugleich an Heterosexualität orientierten Geschlechtsidentität, die im Zentrum des frühen psychoanalytischen Denkens stand, wird somit aufgegeben zugunsten der Idee einer eigensinnigen Aneignung und Verarbeitung von Geschlecht in einem lebensgeschichtlichen Kontext. Geschlecht wird somit als eine „Konfliktkategorie“ (Bereswill 2014, S. 189) verstanden. Um es an einem Beispiel zu erläutern: Die von den Elternteilen an das Kleinkind herangetragenen Geschlechterzuordnungen als ‚Junge‘ oder ‚Mädchen‘ sind keineswegs einfach verständlich, denn sie sind immer mit den biografischen Erfahrungen der frühkindlichen Bezugspersonen verknüpft. Es handelt sich daher im Anschluss an Jean Laplanche um „rätselhafte Botschaften“ (Bereswill 2018, S. 33; Quindeau 2019), die oftmals widersprüchlich sind und mit denen sich das Kind kreativ auseinandersetzen muss. Intra- und innerpsychische Prozesse spielen bei allen beteiligten Personen eine Rolle und überschneiden sich.

2 Die Bedeutung der Vater-Sohn-Beziehung für adoleszente Männlichkeitskonflikte

Adoleszenz versteht Bereswill in Anlehnung an King (2013) als psychosozialen Möglichkeitsraum. In der Adoleszenz erfolgen eine Ablösung und Trennung von der kindlichen Beziehung zur Elterngeneration und die Neugestaltung der Bindung. In diesem Kontext setzen sich die Adoleszenten auch mit Geschlecht und Geschlechterdifferenz auseinander, indem sie sich mit den Geschlechterprojekten der älteren Generation beschäftigen. Der Möglichkeitsraum ist abhängig von den ökonomischen, kulturellen und sozialen Ressourcen der älteren Generation. Gerade für die von Bereswill untersuchten marginalisierten jungen Männer mit Er-

fahrungen des Freiheitsentzuges³ bestehen aufgrund der geringen Ressourcen nur eingeschränkte Möglichkeitsräume, verbunden mit erheblichen Desintegrationsrisiken. Sie resultieren aus dem gesellschaftlichen Wandel von Erwerbsarbeit, der zu einem „zunehmenden Bedeutungsverlust des männlichen Arbeiters [geführt hat]“ (Bereswill 2006, S. 156). Während die Väter der Befragten die geschlechtlich konnotierte Position des Arbeiters noch erreichen konnten, steht den Söhnen dieser Weg nicht mehr in gleicher Weise offen.

Männlichkeit wird in einer „doppelten Perspektive“ (ebd., S. 156) konzipiert: Zum einen handelt es sich um eine gesellschaftliche Position mit normativen Vorgaben und Erwartungshorizonten. Dies gilt insbesondere bezüglich der unmittelbaren Verknüpfung zwischen Männlichkeit und Erwerbsarbeit. Zum anderen ist Männlichkeit „Ausdruck eines lebenslangen, widersprüchlichen Aneignungsprozesses, in dem Momente der Identifikation mit und solche der Abgrenzung von signifikanten Anderen in ständiger Spannung zueinander stehen“ (ebd., S. 156). Gesellschaftliche Erwartungshorizonte werden also eigensinnig biografisch bearbeitet. Männlichkeit ist somit ein „kulturell widersprüchliches und subjektiv ambivalentes Identitätsprojekt“ (ebd., S. 157) und keine einmal erworbene und abgeschlossene ‚reife Geschlechtsidentität‘, wie sie etwa Dammasch konzipiert (Bereswill und Ehlert 2015, S. 99).

Solche Identitätsprojekte können mittels rekonstruktiv-tiefenhermeneutischer Methode⁴ erforscht werden. Denn sie erlaubt es, aus den Interviewerzählungen die unbewussten Verarbeitungen der Vater-Sohn-Beziehung herauszuarbeiten. In ihren kontrastierenden Fallanalysen zeigt Bereswill auf, wie unterschiedlich und komplex sich die Vater-Sohn-Beziehungen gestalten können (vgl. im Folgenden die analysierten Fälle in Bereswill 2006). Dabei spielen die Idealisierungen der Väter durch die Söhne eine wichtige Rolle. Sie können dazu führen, dass sich die Söhne in Abhängigkeitskonflikte verstricken.

So ist für den 18-jährigen Lukas Maier der Vater „sein einziges Vorbild. Er hat sich etwas aufgebaut im Leben“ (Bereswill 2006, S. 160), während er selbst Drogen konsumiert und eine Freiheitsstrafe verbüßt hat. Weil er in seinen Augen den Anforderungen des Vaters nicht gerecht wird, empfindet er ihm gegenüber „Angst und Schuldgefühle[.]“ (ebd., S. 158). Da der Vater als Vorbild gilt, müssen schmerz-

³Die Jugendlichen wurden im Rahmen mehrerer Forschungsprojekte in den Jahren 1998 bis 2007 mehrfach in- und außerhalb des Gefängnisses nach ihren lebensgeschichtlichen Erfahrungen befragt (vgl. u. a. Bereswill 2006, 2023 [2007]; Bereswill et al. 2008).

⁴Auf die Darstellung der Methode wird in diesem Aufsatz verzichtet. Zur Anwendung der tiefenhermeneutischen Forschungsperspektive siehe Bereswill 2007.

hafte Erfahrungen wie etwa die Trennung von Lukas Mutter oder der unerfüllte Wunsch von Lukas, zu ihm zu ziehen und bei ihm zu leben, ausgeblendet werden. Für Lukas ist das Leben seines Vaters durch Erwerbsarbeit strukturiert, was die Familienarbeit unmöglich macht. Der Vater wird als „erfolgreicher ‚Macher‘“ idealisiert, „der sich als Migrant in der deutschen Gesellschaft hochgearbeitet hat“ (ebd., S. 161). Entsprechend sind seine massiven Vorwürfe gegenüber dem Sohn aufgrund der Drogen und der Kriminalität aus dessen Sicht gerechtfertigt.

Für Bereswill steckt Lukas Maier in einer wütenden und vorwurfsvollen Abhängigkeitsbeziehung zu seinem Vater fest. Deren Grundstruktur wiederholt sich in seinen Autoritätskonflikten im Gefängnis, dort lebt er seine Wut, die er vor dem Vater verbirgt, aus und nimmt Sanktionen in Kauf. Bereswill sieht in der „Idealisierung des Vaters und den wütenden Vorwürfen gegenüber dem Jugendstrafvollzug“ (ebd., S. 162) den „Ausdruck eines ungelösten Autonomiekonflikts zwischen Vater und Sohn, der sich in einer inneren Verklammerung des Sohnes mit dem Vater manifestiert“ (ebd., S. 162).

Im Fall des 21-jährigen Freddy Grote eröffnet die Inhaftierung und das Gefängnis hingegen einen adoleszenten Möglichkeitsraum. Auch in seinen Erzählungen nimmt die Vaterfigur eine herausgehobene Position ein. Die Besonderheit ist, dass er sich nicht auf seinen leiblichen Vater bezieht, sondern auf einen ‚selbstausgewählten‘ Vater, d. h. auf den Vater seines älteren Bruders. Dieser war bis zu seinem frühen Tod Freddys väterliches Gegenüber. Er ist sehr stolz auf die gehobene Position, die sich sein sozialer Vater erarbeitet hatte und bezeichnet ihn als „fleißigen Arbeiter“ (ebd., S. 166). Dies sagt er mit gleichem Stolz auch über seine Mutter, er differenziert also nicht zwischen den Geschlechtern. Durch den Tod des Vaters kann Freddy Grote seine Adoleszenzkonflikte nicht mehr mit seiner ausgewählten Vaterfigur austragen. Der Verlust verstärkt dessen Idealisierung und eine Ablehnung des neuen Mannes seiner Mutter. Das Abdriften in die Party- und Drogenszene wird durch die Verlusterfahrung des Vaters erklärt.

Das Gefängnis wird von ihm als Erziehungsinstitution positiv verstanden und er entwickelt ein Identitätsprojekt, welches auf Erwerbsarbeit im Handwerk und Körperarbeit als Bodybuilder ausgerichtet ist. Das Gefängnis fungiert als väterlicher Ersatz in Freddys Beziehungsgefüge, das ihm auch dabei hilft, sein Leben in den Griff zu bekommen. Bereswill hält fest: Der „regressive Beziehungsmodus im Gefängnis“ erlaubt in diesem Fall „einen biografischen Schritt nach vorn“ (ebd., S. 164). Diese positive Entwicklung wird durch die anerkennenden Beziehungen zur Mutter und zu seiner Freundin gestützt.

Anhand der Einzelfälle können gesellschaftliche Wandlungsprozesse in ihrer widersprüchlichen Dynamik erfasst werden. Denn die marginalisierten jungen

Männer halten kulturell an einem „brüchig werdenden Bild von Männlichkeit fest, das ihre Väter noch ungebrochen verkörpern“ (ebd., S. 169). Erwerbsarbeit ist nicht mehr eindeutig männlich oder weiblich konnotiert, notwendig wäre demnach eine Loslösung von diesem dominanten gesellschaftlichen Männlichkeitsideal. Damit dieser Prozess gelingen kann, sind die jungen Männer auf „Anerkennung und Fürsorge von Vaterfiguren angewiesen. Sie brauchen aber zugleich weiter gespannte Beziehungsnetzwerke, in denen sie ihre Wünsche nach Bindung und nach Loslösung ausagieren können“ (ebd., S. 169).

3 Fürsorge in den adoleszenten Vater-Sohn-Beziehungen

Im Folgenden werden die Ergebnisse in Bezug gesetzt zu einem von mir geleiteten Forschungsprojekt über adoleszente männliche Jugendliche, in dem Mechthild Bereswill die methodische Beratung übernommen und das Projektteam in die tiefenhermeneutische Analysemethodik eingeführt hat.⁵ Ausgangspunkt war die Diagnose der Jungenforschung, dass eine Wettbewerbsorientierung verbunden mit einer Bereitschaft, den Körper in den homosozialen Spielen des Wettbewerbs zu riskieren als Voraussetzung gilt, um den adoleszenten Prozess der männlichen Individuation erfolgreich zu bewältigen (vgl. den Überblick in Meuser 2018; Budde und Rieske 2022). Doch Wettbewerbs- und Risikobereitschaft erfassen die Komplexität der Lebenswelten von männlichen Jugendlichen nicht hinreichend. Sie sind auch durch vielfältige Fürsorgebeziehungen geprägt, die wiederum die Rahmenbedingungen für Adoleszenzprozesse bilden. Ungewollt wird mit der Fokussierung auf Wettbewerb und Risikobereitschaft auch die Zuschreibung von Fürsorge(-arbeit) an Frauen und die weibliche Vergeschlechtlichung dieser Tätigkeiten fortgeschrieben. Damit ist auch eine implizite Abwertung weiblicher Fürsorgetätigkeit verbunden.

Befragt wurden männliche Jugendliche in 9. Klassen, die Altersspanne lag zwischen 13 bis 16 Jahren. Sie besuchten unterschiedliche Schulformen in einer west- und einer ostdeutschen kleineren Großstadt (ca. 100.000 Einwohner:innen). Geachtet wurde auf ein heterogenes Sample bezüglich der sozialen Herkunft, angestrebter Bildungsabschlüsse und Migrationserfahrungen. Im Folgenden fokussiere ich auf unsere Forschungsergebnisse hinsichtlich der Vater-Sohn-Beziehungen (Korn und

⁵Das DFG-Projekt war an der Friedrich-Schiller-Universität Jena angesiedelt (Förderzeitraum 02/2019–12/2022). In dem Projekt arbeiteten die wissenschaftlichen und studentischen Mitarbeiter:innen Nadine N. Baßer, Jessica Just, Aaron Korn, Kevin Leja, Patrick Schönherr, Iris Schwarzenbacher und Robin Wittrien.

Scholz 2022; Schwarzenbacher und Baßer 2023) und kontrastiere zwei Fälle. Dabei handelt es sich um zwei Jugendliche, die durch ein starkes Autonomiestreben charakterisiert sind.⁶

Der 14-jährige Sven Trautmann wächst gemeinsam mit den Eltern und zwei jüngeren Schwestern ökonomisch wohlbehütet auf. Da die Eltern eine eigene Firma gegründet haben, sind beide in hohem Maß erwerbstätig und Sven übernimmt nach eigener Aussage Fürsorgeaufgaben für die sechsjährige Schwester. Der Vater gilt Sven als Vorbild und es lassen sich starke Idealisierungen rekonstruieren. Dies gilt im Hinblick auf die politischen Werte, er sieht sich „in der Tradition seines Vaters, der sich in der Jugend ebenfalls stark politisch engagiert hat“ (Korn und Scholz 2022, S. 17). Der Vater ist für ihn der Chef der Firma, er hat sie in seinen Augen aufgebaut, während die Mutter nur als „Assistenz der Geschäftsführung“ (ebd., S. 17) bezeichnet und latent abgewertet wird. Auch bezüglich der Fürsorgearbeit wird der Vater „ins Zentrum“ (ebd., S. 17) gesetzt und ausführlich erzählt, wie er die Arbeit an seine Kinder verteilt und sie verbal bei Nichtumsetzung mit Strafen bedroht. Sven tritt in Aushandlung mit seinem Vater und setzt stattdessen Belohnungen durch. Aus dem Interview ließ sich eine väterliche Haltung einer „familialen Reziprozität“ (ebd., S. 18) rekonstruieren, das heißt, alle Familienmitglieder müssen etwas zur Familie beitragen.

Sven erzählt, dass er zusätzliche Tätigkeiten im Haushalt übernimmt, damit sein Vater sich nach der überlangen Arbeitszeit ausruhen kann. Zugleich macht er ihm Vorwürfe, dass er nicht genug Zeit für die Familie hat. „Dieser Aspekt ist für Sven sehr schmerzlich und macht ihn traurig. Auf der Latenzebene des Interviewtextes zeigt sich ein unerfüllter Fürsorgewunsch, der sich ausschließlich an den Vater richtet. Er kann manifest nur angedeutet werden, auf Nachfrage der interviewenden Person möchte Sven darüber nicht weitersprechen“ (ebd., S. 18). Die Beziehung zur kleinen Schwester wird als emotionale Bindung erzählt; weil er sie liebt und ihr Wohlbefinden für ihn wichtig ist, übernimmt er Fürsorgetätigkeiten wie das Abholen aus der Kita und gemeinsames Spielen am Nachmittag. Eine Kritik bezüglich seiner Einbeziehung in alltägliche Betreuungsaufgaben an die Eltern wird nicht formuliert. Stattdessen kann sich Sven gerade durch die Verantwortungsübernahme gegenüber der kleinen Schwester, aber auch gegenüber dem Vater im Interview als unabhängig und fast schon erwachsen erzählen. Indem die Mutter

⁶Zur Einordnung der beiden Fälle in das Gesamtsample vgl. Scholz et al. 2024. Insgesamt konnten wir vier Fürsorgeorientierungen differenzieren. Sven Trautmann und Berad Esser gehören zum Muster „Fürsorge als Identitätsentwurf“, ein zweites Muster ist „Fürsorge als alltägliches Phänomen“, ein drittes „Sorgen als Hindernis für Fürsorge“. In einem vierten Muster „Fokus auf das Selbst“ hat Fürsorge weder als Haltung noch als Praxis eine Bedeutung für die adoleszenten männlichen Jugendlichen.

bezüglich der Fürsorgearbeit dethematisiert wird, kann er narrativ „eine männliche Familiengenealogie mit dem Vater, der als zentraler Caregiver⁷ dargestellt wird“ (ebd., S. 19), konstruieren. Dass der Vater die Carearbeit eher umverteilt, spielt für Sven keine Rolle. Fürsorge ist ein wichtiges Element seiner männlich vergeschlechtlichten Identitätskonstruktion, verdeckt werden hingegen die eigenen Fürsorgebedürfnisse.

Der 15-jährige Berat Esser wächst ohne Geschwister gemeinsam mit seinen Eltern auf, die mit ihm als Kleinkind nach Deutschland migriert sind. Die Mutter ist in Vollzeit erwerbstätig, der Vater arbeitet im Ausland und ist über längere Zeiträume abwesend. Die Familie lässt sich entsprechend der Aussagen im Interview und soziodemografischen Fragebogen dem unteren Mittelstand zuordnen. Berat Esser erzählt im Gegensatz zu Sven Trautmann über eine intensive und emotionale Beziehung zur Mutter, die Verbindung zum Vater ist durch dessen Abwesenheit hoch ambivalent. Sein Selbstbild ist durch „Autonomiestreben, dem Erwerb von Status beziehungsweise Anerkennung durch eine berufliche Karriere und dem Wunsch nach finanziellem Wohlstand“ (ebd., S. 19) geprägt. Durch die Abwesenheit des Vaters hat er in seinen Augen die Verantwortung für das Wohlbefinden der Mutter und muss sich um sie kümmern, was als eine paternalistische Haltung interpretiert werden kann. Trotz ihrer umfänglichen Erwerbsarbeit wird sie von ihm „durch die Abwesenheit des Vaters als einsam beziehungsweise passiv dargestellt“ (ebd., S. 19). Auf der Latenzebene verweist die zugeschriebene Vernachlässigung der Mutter jedoch auf Berats eigenes Bedürfnis nach Nähe in der Beziehung zum Vater, das „verdeckt“ (ebd., S. 19) werden muss. Auch gegenüber der Mutter zeigt sich ein Bedürfnis nach Nähe und Intimität, das „als einseitiges Fürsorgebedürfnis der Mutter externalisiert“ (ebd., S. 21) wird.

Mit Bezug auf diese und weitere Fälle lässt sich die Theoretisierung männlich vergeschlechtlichter Adoleszenz um die Fürsorgedimension erweitern. Die Übernahme von Fürsorgeverantwortung ermöglicht es den Befragten, „sich aus der kindlichen Lebenswelt zu lösen und den Übergang in eine erwachsene Lebenswelt zu prozessieren“ (ebd., S. 22). Fürsorge wird in der aktiven Position eines Caregivers erzählt und kann damit mit gesellschaftlichen Männlichkeitsanforderungen verbunden werden. Die tiefenhermeneutische Analyse belegt aber, dass die Anerkennung des eigenen Bedürfnisses nach Fürsorge mit ihrer Orientierung an Unabhängigkeit kollidiert und Spannungen hervorruft. Die passive Position im Sinne eines Carereceivers wird aus dem Lebensentwurf ausgeschlossen und wird nur auf der Latenzebene im Interview präsent.

⁷Die Begriffe Caregiver und Carereceiver werden im Anschluss an Joan Trontos Theoretisierung von Care-Beziehungen genutzt (vgl. Korn und Scholz 2022).

4 Wider der einfachen Vorbildthese

Die empirische Untersuchung von Vater-Sohn-Beziehungen mit einer rekonstruktiv-tiefenhermeneutischen Analyse­methode kann die diesem Verhältnis inhärenten Spannungen und Ambivalenzen aufzeigen. Sie belegt eindrücklich, dass die im geschlechter- und bildungspolitischen Diskurs, aber auch Teilen der Jungenforschung, vertretene These zur zentralen Vorbildfunktion von Vätern für die Aneignung von Männlichkeit und Identität unterkomplex ist. Zwar belegen die untersuchten Fälle, dass die befragten männlichen Jugendlichen ihre Väter idealisieren und durchaus als Vorbild verstehen, jedoch sind die Beziehungen mit vielschichtigen Autonomie- und Abhängigkeitskonflikten verbunden.

Die individuellen Wünsche der Adoleszenten werden zudem durch den sich seit den 1990er-Jahren vollziehenden langfristigen Wandel im Erwerbssystem hin zu einer Wissens- und Dienstleistungsgesellschaft herausgefordert. Wie Bereswill empirisch belegt, kann das männlich vergeschlechtlichte Leitbild des Erwerbsarbeiters von den befragten jungen Männern mit Hafterfahrungen nicht mehr bruchlos angeeignet und realisiert werden. Für die in unserem Projekt befragten Jugendlichen zeigte sich gut 15 Jahre später, wie auch im Projekt von Bereswill (vgl. auch Bereswill et al. 2008), eine starke Orientierung an einer erfolgreichen Erwerbskarriere. Weitere Spannungen resultieren aus dem Verhältnis von Erwerbs- und Fürsorgearbeit. Die Integration insbesondere der migrantischen und ost-deutschen Mütter in die Erwerbsarbeit macht eine Umverteilung der Fürsorgearbeit notwendig, in die auch die befragten Jugendlichen einbezogen sind. Auch dabei handelt es sich um einen langfristigen gesellschaftlichen Transformationsprozess, der in der Geschlechterforschung unter dem Stichwort einer Fürsorgekrise diskutiert wird (vgl. etwa Winker 2011). Zu erwarten ist, dass die Spannungen zwischen Erwerbs- und Fürsorgearbeit sich weiter erhöhen und zunehmend beide Geschlechter betreffen.

Die Väter, und dies zeigt sich in unserem Projekt nicht nur in den beiden untersuchten Fällen, erfüllen die Fürsorgebedürfnisse der adoleszenten Jugendlichen bisher nicht. Weitere Fallanalysen belegen, dass sie mit ihren Söhnen in ein Konkurrenzverhältnis treten und leistungsorientierte Wettbewerbslogiken in den Beziehungen zu den Söhnen einsetzen, die bei den Söhnen Spannungen bis zu Ohnmachtsgefühlen auslösen (vgl. dazu Schwarzenbacher und Başer 2023). Statt also in der Geschlechtersozialisation von vereinfachten Übernahmen väterlicher Vorbilder auszugehen, gilt es, eine unkomplizierte Vater-Sohn-Beziehung nicht vorauszusetzen, sondern in ihren ambivalenten Psychodynamiken genauer in den Blick zu nehmen und in den Kontext gesellschaftlicher Transformationsprozesse

zu setzen. Nur auf diese Weise lässt sich auch die in den Diskursen eingeschriebene Abwertung von Weiblichkeit aufdecken und ein langfristiger Wandlungsprozess hin zu einer Orientierung von beiden Geschlechtern an Erwerbsarbeit und fürsorglichen Beziehungen, einschließlich Verteilung der notwendigen Carearbeit, anstoßen.

Literatur

- Behnke, Cornelia/Lengersdorf, Diana/Meuser, Michael (2019): Vaterschaft: familiäre Geschlechterordnung im Fokus. In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: SpringerVS, S. 1131–1139.
- Bereswill, Mechthild (2006): Die Bedeutung der Vater-Sohn-Beziehung für die biographischen Selbstbilder männlicher Heranwachsender. In: Bereswill, Mechthild/Scheiwe, Kirsten/Wolde, Anja (Hrsg.): *Vaterschaft im Wandel – Multidisziplinäre Analysen und Perspektiven aus geschlechtertheoretischer Sicht*. Weinheim/München: Juventa, S. 155–170.
- Bereswill, Mechthild (2007): Fighting like a wildcat. A deep hermeneutic interpretation of The Jack-Roller. In: *Theoretical Criminology* 11, H. 4, S. 469–484.
- Bereswill, Mechthild (2014): Geschlecht als Konfliktkategorie. In: Behnke, Cornelia/Lengersdorf, Diana/Scholz, Sylka (Hrsg.): *Wissen – Methode – Geschlecht: Erfassen des fraglos Gegebenen*. Wiesbaden: SpringerVS, S. 189–199.
- Bereswill, Mechthild (2018): Geschlecht als Konfliktkategorie und als soziale Konstruktion. Überlegungen zu einer grundlegenden Spannung. In: Ahrbeck, Bernd/Dörr, Margret/Gstach, Johannes (Hrsg.): *Der Genderdiskurs in der Psychoanalytischen Pädagogik*. Gießen: psychosozial, S. 26–41.
- Bereswill, Mechthild (2023) [2007]: Sich auf eine Seite schlagen. Die Abwehr von Verletzungsoffenheit als gewaltsame Stabilisierung von Männlichkeit. In: Jungwirth, Ingrid/Gruhlich, Julia/Klingenberg, Darja/Scholz, Sylka/Schwenken, Helen/Vollmer, Lina (Hrsg.): *Revisiting Forum Frauen- und Geschlechterforschung. Impulse aus 20 Jahren*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 467–483.
- Bereswill, Mechthild/Ehlert, Gudrun (2015): Sozialisation im Kontext des Krisendiskurses über Jungen. In: Dausien, Bettina/Thon, Christine/Walgenbach, Katharina (Hrsg.): *Geschlecht – Sozialisation – Transformation*. Opladen: Barbara Budrich, S. 93–108.
- Bereswill, Mechthild/Koesling, Almut/Neuber, Anke (2008): Umwege in Arbeit. Die Bedeutung von Tätigkeit in den Biographien junger Männer mit Hafterfahrungen. Baden-Baden: Nomos.
- Bründel, Heidrun/Hurrelmann, Klaus (2021): Erziehung zur Männlichkeit?! Auf dem Weg zur geschlechtersensiblen Persönlichkeitsentwicklung. Weinheim/Basel: BeltzJuventa.
- Budde, Jürgen/Rieske, Thomas Viola (2022): Erziehungswissenschaftliche Jungenforschung – Systematisierung eines Forschungsfeldes. In: Budde, Jürgen/Rieske, Thomas Viola (Hrsg.): *Jungen, männliche Jugendliche und junge Männer in Bildungskontexten*. Opladen: Barbara Budrich, S. 35–63.
- Connell, Raewyn (2015) [1999]: *Der gemachte Mann. Männlichkeitskonstruktionen und Krise der Männlichkeit*. Wiesbaden: SpringerVS.

- Dammasch, Frank (2018): Entwicklungsprozesse des männlichen Kindes und Jugendlichen. Gespräch mit einer psychoanalytisch gebildeten Studentin (fiktive Studentin). In: Ahrbeck, Bernd/Dörr, Margret/Gstach, Johannes (Hrsg.): *Der Genderdiskurs in der Psychoanalytischen Pädagogik*. Gießen: psychosozial, S. 112–131.
- Flaake, Karin (2015): Neue Konstellationen für Männlichkeitsentwürfe – Potentiale einer in der Paarbeziehung geteilten Elternschaft für Entwicklungsmöglichkeiten von Jungen und Männern. In: Dausien, Bettina/Thon, Christina/Walgenbach, Katharina (Hrsg.): *Geschlecht – Sozialisation – Transformation*. Opladen: Barbara Budrich, S. 147–161.
- King, Vera (2013): Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften. Wiesbaden: SpringerVS.
- Korn, Aaron/Scholz, Sylka (2022): Fürsorge sichtbar werden lassen – eine tiefenhermeneutische Analyse der Lebenswelten männlicher Jugendlicher. In: *Gender* 14, H. 2, S. 11–25.
- Meuser, Michael (2018): Jungen und Männlichkeit. In: Lange, Andreas/Reiter, Herwig/Schutter, Sabina/Steiner, Christine (Hrsg.): *Handbuch Kindheits- und Jugendsoziologie*. Wiesbaden: SpringerVS, S. 365–377.
- Pohl, Rolf (2023) [2007]: Genitalität und Geschlecht. Überlegungen zur Konstitution männlicher Sexualität. In: Jungwirth, Ingrid/Gruhlich, Julia/Klingenberg, Darja/Scholz, Sylka/Schwenken, Helen/Vollmer, Lina (Hrsg.): *Revisiting Forum Frauen- und Geschlechterforschung. Impulse aus 20 Jahren*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 484–503.
- Quindeau, Ilka (2019): Von normativen Identitätsvorstellungen zur Ambiguitätstoleranz. In: Ahrbeck, Bernd/Dörr, Margret/Gstach, Johannes (Hrsg.): *Der Genderdiskurs in der Psychoanalytischen Pädagogik*. Gießen: psychosozial, S. 12–25.
- Scholz, Sylka/Schwarzenbacher, Ines/Leja, Kevin/Başer, Nadine N. (2024): Caring Boyhood? A Qualitative Study of the Complex Relation Between Care, Adolescence, and Masculinity. In: *Men and Masculinities*, 0(0). <https://journals.sagepub.com/doi/10.1177/1097184X241256357> (Abfrage: 13.08.2024).
- Schwarzenbacher, Iris/Başer, Nadine N. (2023): Männlichkeiten erben: Vergeschlechtlichte Habitusbildung und Erbprozesse in Vater-Sohn-Beziehungen. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 43, H. 1, S. 40–55.
- Winker, Gabriele (2011): Soziale Reproduktion in der Krise – Care Revolution als Perspektive. In: *Das Argument* 53, H. 3, S. 333–344.

Buzzword oder notwendige Komplexität? Plädoyer für Intersektionalität als feministische Forschungsperspektive

Johanna Neuhauser

Intersektionalität ist eines der wichtigsten Konzepte in den Gender Studies und erfreut sich auch darüber hinaus zunehmender Beliebtheit. Dabei dient Intersektionalität aber oft nur als Buzzword, im Dunkeln bleibt, auf welcher Grundlage das Konzept beruht. So sind intersektionale Arbeiten theoretisch und methodisch häufig unzureichend ausgearbeitet und bewegen sich auf sehr unterschiedlichen Analyse- und damit Abstraktionsebenen (Anthias 2012, S. 127; Bereswill et al. 2015). Insbesondere wird kritisiert, dass sich die meisten Studien auf die Mikro- bis Mesoebene und damit auf Identitätskonstruktionen oder Diskriminierungsfragen konzentrieren, während strukturelle Dimensionen vernachlässigt werden (Knapp 2012; McKinzie und Richards 2019).

Nach einem Überblick über die Potenziale und Fallstricke von Intersektionalität schlägt dieser Beitrag eine Konzeption vor, in der die gesellschaftliche Arbeitsteilung als theoretischer Dreh- und Angelpunkt der Analyse genutzt wird, da durch diese Grundmuster sozial relevante Ungleichheiten erzeugt werden. Zugleich soll die intersektionale Perspektive auch den Blick auf alltägliche Erfahrungen von Prekarität und sozialer Ungleichheit schärfen. Anhand von empirischen Forschungen zu prekärer Arbeit von Migrant:innen in Spanien und Österreich wird gezeigt, dass

J. Neuhauser (✉)

Forschungs- und Beratungsstelle Arbeitswelt (FORBA), Wien, Österreich

E-Mail: neuhauser@forba.at

© Der/die Autor(en), exklusiv lizenziert an Springer Fachmedien

Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2025

G. Ehlert et al. (Hrsg.), *Perspektivwechsel: das Hinterfragen des Selbstverständlichen*, https://doi.org/10.1007/978-3-658-49227-4_6

eine intersektionale Heuristik eine differenzierte Analyse von Prekarität und Arbeitsausbeutung ermöglicht, indem sie strukturelle Mechanismen und subjektive Wahrnehmungen von Prekarität in Beziehung setzt.

1 Vielfalt, Fallstricke und Potenziale von Intersektionalität¹

Forschungen, die einem intersektionalen Ansatz folgen, sind sich grundsätzlich über die Mehrdimensionalität und Vernetzung sozialer Kategorien oder Ungleichheitsachsen einig. Sie widersetzen sich damit der häufig anzutreffenden Tendenz, eine soziale Ungleichheit gegen eine andere auszuspielen oder Ranglisten aufzustellen. Dies bedeutet eine Abkehr von soziologischen Ansätzen, die eine Masterkategorie sozialer Ungleichheit definieren. Ein intersektionaler Ansatz ist für die Arbeitsforschung insofern besonders wertvoll, als es ein alleiniger Fokus auf Klasse verabsäumt, die vielschichtigen sozialen Prozesse aufzudecken, die Arbeitnehmer:innen auf dem Arbeitsmarkt und am Arbeitsplatz positionieren (Holgate et al. 2006, S. 325). Ebenso profitiert feministische Forschung davon, Gender durch den gleichwertigen Blick auf andere Ungleichheitsachsen zu dezentrieren (Lutz et al. 2010, S. 13, 17). Damit wird auch der Überfokussierung von Geschlecht begegnet, die nicht zuletzt dazu führen kann, einen eurozentristischen Bias fortzuschreiben. Ein weiterer Grundsatz besteht darin, dass die meisten bedeutsamen Beiträge zu Intersektionalität „einem emanzipatorisch motivierten, kritisch-transformativen Anspruch verpflichtet“ sind (Meyer 2019, o. S.).

Abgesehen von diesen basalen Gemeinsamkeiten gibt es jedoch wenig, was als Grundkonsens für die zahlreichen Studien verschiedener Disziplinen, die sich eines intersektionalen Ansatzes bedienen, gelten könnte. Die Forschungen unterliegen sehr unterschiedlichen theoretischen und methodischen Konzeptionen von Intersektionalität. Kathy Davis (2013) zufolge liegt nicht zuletzt in genau dieser Mehrdeutigkeit und Unvollständigkeit die Beliebtheit des Intersektionalitätsbegriffs. Intersektionalität verspreche universelle Anwendbarkeit, sowohl für empirische Forschung als auch für Theorie (Davis 2013). Wenngleich die Bezeichnung von Intersektionalität als „Buzzword“ von Davis deutlich positiver konnotiert ist,

¹ Im Folgenden beziehe ich mich vor allem auf die akademische Kritik am Konzept Intersektionalität. Aus feministischer Sicht wurde aber auch kritisiert, dass die Ursprünge von Intersektionalität als politische Strategie, die von *Feminists of Color* entworfen wurde, oft unerwähnt bleiben (Collins und Bilge 2016).

als der Begriff suggeriert, liegen darin entscheidende Fallstricke, durch die – so meine Argumentation – die intellektuelle wie politische Schlagkraft des Konzepts beschränkt wird.

Eine Schwierigkeit intersektionaler Ansätze zeigt sich insbesondere darin, dass sich diese oft auf sehr unterschiedlichen Analyse- und Abstraktionsebenen bewegen (Anthias 2012, S. 127; Bereswill et al. 2015).² Dabei wird häufig kritisch angemerkt, dass sich die meisten Studien auf die Mikro- bis Mesoebene und damit auf Identitätskonstruktionen oder Diskriminierungsfragen konzentrieren, während die strukturellen Dimensionen von Intersektionalität kaum beleuchtet werden (Knapp 2012; McKinzie und Richards 2019). In diesem Zusammenhang wird von feministischen Wissenschaftler:innen des Öfteren eine „soziale Rückkehr“ (Soiland 2008) oder ein „social relaunch“ (McCall 2001, 2005) gefordert, bei der die Analyse sozialer Strukturen gegenüber dem Dekonstruktivismus Vorrang erhält. Auch wenn die strukturelle Ebene von Intersektionalität noch intensiver erforscht werden muss, ist ebenso ein Ansatz notwendig, der die empirische Untersuchung alltäglicher Erfahrungen nicht vernachlässigt, sondern nach Verbindungspunkten zwischen subjektiven und objektiven Dimensionen sozialer Ungleichheit sucht (Rodriguez et al. 2016, S. 204; Neuhauser 2020, S. 431).

Eine weitere Streitfrage in Debatten um Intersektionalität ist jene nach der Anzahl der zu bestimmenden Ungleichheitsachsen bzw. Differenzkategorien. Während die ursprüngliche Trias class-gender-race sicherlich die meiste Anwendung findet, wird diese in vielen Studien um weitere Dimensionen wie Alter, Sexualität und Nation erweitert (Davis 2008). Wie Judith Butler prominent kritisierte, können derartige Aufzählungen relevanter Kategorien jedoch nur durch ein „embarrassed etc. at the end of the list“ (Butler 2008, S. 143) abgeschlossen werden. Laut Anthias (2012) besteht insbesondere bei einem identitätsbasierten Ansatz die Gefahr, unendlich viele interferierende Kategorien einzubeziehen, was letztlich zur alleinigen Untersuchung individueller Unterschiede führe. Dieser breite Ansatz mag zwar der Komplexität der sozialen Realitäten vieler Menschen Rechnung tragen, neigt jedoch dazu, den Fokus auf die Frage der sozialen Ungleichheit zu verlieren.

²Um die unterschiedlichen Ebenen intersektionaler Analysen zu systematisieren, identifizieren Winker und Degele (2015) soziale Strukturen, interpersonale Subjektivierungen und symbolische Repräsentationen. Die am häufigsten verwendete Systematisierung unterschiedlicher Konzeptionen von Intersektionalität ist sicherlich die Differenzierung in intra-, inter- und antikategoriale Ansätze durch McCall (2005). Während in poststrukturalistischen und dekonstruktivistischen Ansätzen antikategoriale Ansätze vorherrschen, konzentrieren sich intrakategoriale Ansätze auf Ungleichheiten oder Unterschiede innerhalb einer Kategorie, wohingegen interkategoriale Ansätze vor allem auf die Wechselwirkungen zwischen den Ungleichheitsachsen bzw. Kategorien zielen (ebd.).

Um dies zu vermeiden, ist es meiner Ansicht nach sinnvoll, bei der Trias class-gender-race zu bleiben und damit den Blick auf Strukturen zu richten, die – wenn auch kontextspezifisch – Gesellschaften raumübergreifend durchdringen. Ich schließe mich daher dem Ansatz von Cornelia Klinger (2003) an, die gesellschaftliche Arbeitsteilung als Angelpunkt heranzuziehen, da durch diese Grundmuster gesellschaftlich relevanter Ungleichheiten generiert werden. Nach Klinger stimmen unter Bezug auf die gesellschaftliche Arbeitsteilung nämlich die drei Achsen Klasse, Geschlecht und Race/Ethnizität/Citizenship mehr als andere Kategorien darin überein, dass über sie „ein Ungleichheit begründender und legitimierender Fremdheitseffekt, d. h. eine Ausgrenzung (Externalisierung) erzeugt wird, mit dem Ziel oder mindestens mit dem Resultat, eine Reduzierung des für die geleistete Arbeit zu entrichtenden Preises herbeizuführen, d. h. Ausbeutung stattfinden zu lassen“ (Klinger 2003, S. 26). Dies bedeutet beispielsweise, dass durch die Prekarisierung von Arbeitsverhältnissen, den Einsatz (unbezahlter) Reproduktionsarbeit oder die Hierarchisierung von Arbeitsrechten entlang des Migrationsstatus kontinuierlich billige Arbeitskräfte für besonders prekäre, sozial abgewertete und schlecht bezahlte Arbeit mobilisiert werden können (Dörre et al. 2009, S. 562 f.). Das wichtigste Ziel einer intersektionalen Analyse von Arbeitsteilung ist es, herauszuarbeiten, wie diese „Externalisierung“ auf praktischer Ebene stattfindet und wie verschiedene Abwertungsmechanismen ineinandergreifen.

2 Intersektionale Perspektive auf Arbeitsteilung

Eine Konzeption von Intersektionalität, die es erlaubt, strukturelle Analysen prekärer Verhältnisse mit den subjektiven Erfahrungen von Prekarität zu verknüpfen, ist insofern herausfordernd, als auf der Ebene der Subjekte die „Achsen der Differenz“ potenziell in einer anderen Weise zueinander in Beziehung stehen als in der theoretischen Analyse sozialer Strukturen (Knapp 2012, S. 210). Um zu untersuchen, wie sich makrosoziologische Ungleichheitsverhältnisse entlang von Geschlecht, Klasse und Race/Ethnizität/Citizenship in die alltäglichen Erfahrungen und Handlungen der Subjekte übersetzen und wie sie von ihnen reproduziert, aber auch herausgefordert werden, bedarf es einer dynamischen Analyse, in der ein Wechselspiel deduktiver und induktiver Verfahren durchgeführt wird (Winker und Degele 2015). Ich schlage daher einerseits vor, die Achsen der Ungleichheit als theoretischen Horizont vorauszusetzen, vor dem das empirische Material untersucht und eingeordnet wird. Andererseits gilt es auch, die ungleichheitsrelevanten Kategorien aus den Interviews induktiv herauszuarbeiten und in Bezug zum gesellschaftstheoretischen Rahmen zu setzen (Neuhauser 2020).

Dabei nutze ich das Konzept der „intersektionalen Unsichtbarkeit“ von Gudrun-Axeli Knapp (2013) als Heuristik für meine empirische Analyse. Einer marxistischen Perspektive folgend geht es Knapp dabei darum, die Mechanismen aufzudecken, die ein „Unsichtbarwerden und Unsichtbarmachen sozialer Zusammenhänge von Macht, Herrschaft und Ungleichheit“ (ebd., S. 252) hervorbringen. In ihrer Klassenanalyse konzentriert sich Knapp dabei auf die Mechanismen, durch die das ungleiche Verhältnis zwischen Arbeit und Kapital für die Arbeiter:innen oder die Arbeiterklasse verschleiert wird. Bei der Frage der Geschlechterverhältnisse greift sie auf theoretische Ansätze zurück, die zeigen, dass in modernen Gesellschaften Produktion und Reproduktion und infolgedessen bezahlte und unbezahlte Arbeit so ineinander verschränkt sind, dass damit verbundene soziale Widersprüche unsichtbar werden (ebd., S. 237). Die tief verwurzelte geschlechtsspezifische Arbeitsteilung bedeutet, dass „Frauenarbeit“ als bloß reproduktiv und damit als ungelernt, freiwillig und ohne wirtschaftlichen Wert definiert wurde/wird. Wichtig ist hier hervorzuheben, dass diese Abwertung weit über die Haushaltsarbeit hinausgeht und sich auf alle feminisierten Arbeiten bezieht, und einen niedrigeren Status und eine niedrigere Bezahlung für diese Arbeiten (z. B. Pflege oder personenbezogene Dienstleistungen) erzeugt, unabhängig davon, ob sie von Frauen oder Männern (z. B. Armen, Minderheiten, Migrant:innen) ausgeführt werden (Peterson 2010, S. 274). Am wenigsten theoretisch ausgearbeitet sind in Knapps Konzeption die unsichtbar gemachten Zusammenhänge im Verhältnis von Race/Ethnizität/Citizenship. Hierzu greife ich auf Perspektiven der Postcolonial Studies und der Migrationsforschung zurück, die zeigen, dass die globale Arbeitsteilung nur vor dem Hintergrund des Kolonialismus und seiner bis heute andauernden rassistischen Strukturen verstanden werden kann (Quijano 2016). Nicht zuletzt dienen Migrationspolitiken auch dazu, die Ausbeutung der Arbeitskräfte der Peripherie im Sinne einer „globalen Arbeitsmarktpolitik“ (Gutiérrez Rodríguez 2005, S. 74) voranzutreiben. Die Schichtung der Rechte durch Migrationsregime sowie rassistische Hierarchien sind damit zentrale, aber oft verborgene Mechanismen der Abwertung und Deklassierung migrantischer Arbeitskräfte.

Nach Knapp (2013) sind Generalisierungen, Naturalisierungen oder Verdinglichungen in Interviewaussagen aufschlussreich, um soziale Strukturen zu identifizieren, da sie den Subjekten häufig als Erklärungen und Rechtfertigungen für Ungleichheitssituationen dienen und diese damit unsichtbar machen. Sie dienen dazu, ein unmittelbares Gegebenes herzustellen, das den gesellschaftlichen Charakter von Erfahrungen von Prekarität und sozialer Ungleichheit verbirgt (ebd., S. 252). Darüber hinaus erscheint der Fokus auf Widersprüche und Ambivalenzen methodisch sinnvoll, da diese Hinweise auf (krisenbedingte) Veränderungen der Arbeitsverhältnisse der Betroffenen liefern können. Schließlich kann auch die

singuläre Betonung oder Überbelichtung einer Kategorie intersektionale Unsichtbarkeit erzeugen. Um dieser Überbelichtung entgegenzuwirken und die Mehrdimensionalität von Machtverhältnissen herauszuarbeiten, ist es analytisch aufschlussreich – wie Mari Matsuda (1991) es nennt – „die andere Frage zu stellen“, indem man die Aufmerksamkeit auf die jeweils unterbelichtete Kategorie lenkt. Im Folgenden möchte ich diese abstrakten theoretischen Ausführungen und damit den Mehrwert einer intersektionalen Perspektive auf Arbeitsteilung anhand von zwei Beispielen aus meiner Forschung zu prekärer Arbeit von Migrant:innen verdeutlichen.

3 Intersektionalität in der Forschung zu prekärer Arbeit von Migrierten

In meiner 2014 und 2017 durchgeführten Feldforschung in Madrid/Spain interessierte ich mich vor allem für die geschlechts- und ethnizitätsspezifischen Langzeiteffekte der Finanzkrise 2008/09 auf Arbeitsmigrant:innen aus Lateinamerika, die im Baugewerbe (hauptsächlich Männer), im Gastgewerbe (beide Geschlechter) oder in Privathaushalten (hauptsächlich Frauen) arbeiteten. Zu diesem Zweck untersuchte ich zum einen die politisch-ökonomischen Hintergründe der Krise anhand von Sekundärliteratur und befragte zum anderen lateinamerikanische Arbeitsmigrant:innen zu ihren Wahrnehmungen der Krise.³ Eine große Gemeinsamkeit in den Erzählungen der interviewten Migrant:innen, die in den drei untersuchten Sektoren arbeiteten, bestand darin, „Krise“ als universelles Phänomen darzustellen, das alle Arbeitnehmer:innen auf dem spanischen Arbeitsmarkt betreffe. Indem sie die Prekarität aller Arbeitnehmer:innen – Migrant:innen und in Spanien geborene Angehörige der Arbeiterklasse – hervorhoben, betonten die Interviewten das Klassenargument stärker als die ethnisierete und geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Diese starke Verallgemeinerung spiegelt nicht zuletzt quantitative Befunde wider, die zeigen, dass der GINI-Index als Maß für soziale Ungleichheit von 2007 bis 2015 um 15,6 % gestiegen ist (Oxfam Intermón 2017, S. 11). Spanien war damit nach Zypern das Land in der Europäischen Union, in

³Insgesamt habe ich 20 semi-strukturierte Gruppen- und Einzelinterviews mit lateinamerikanischen Arbeitsmigrant:innen sowie 10 Expert:inneninterviews mit Nichtregierungsorganisationen, Migrant:innenselbstorganisationen und Gewerkschaften geführt. Die Daten wurden mit Hilfe der dokumentarischen Methode ausgewertet, die sich besonders gut eignet, um die kollektiven Deutungsmuster und Orientierungen zu rekonstruieren, die für das Handeln der Befragten relevant sind (Bohnsack 2010).

dem die wirtschaftliche Ungleichheit am stärksten zugenommen hatte (ebd.). Auf die Krise der spanischen Wirtschaft von 2008 reagierte die konservative Regierung 2011 mit der Umsetzung von Sparmaßnahmen, um den Arbeitsmarkt zu reformieren, darunter die Senkung des Mindestlohns, die Lockerung des Kündigungsschutzes und die Aushöhlung der Tarifverhandlungen (Cruces et al. 2015, S. 100). Vor dem Hintergrund dieser zunehmenden sozialen Polarisierung zogen die Interviewpartner:innen eine besonders scharfe Grenze zwischen Arbeitnehmer:innen und Arbeitgeber:innen. Sie kritisierten ihre (ehemaligen) Arbeitgeber:innen dafür, die Krise zu nutzen, um Lohnkürzungen zu legitimieren und die Ausbeutung der Arbeitnehmer:innen zu verstärken (Neuhauser 2018, S. 457).

Allerdings wurde im Laufe der Interviews die angenommene Allgemeingültigkeit der Kriseneffekte auf die Arbeiterklasse insofern relativiert, als häufig eingewandt wurde, diese treffe soziale Gruppen unterschiedlich stark und die Fähigkeit, sich gegen wirtschaftliche Abschwünge zu wehren, variere je nach sozioökonomischer Stellung der Akteur:innen (Neuhauser 2018). So hatten die meisten Befragten den Eindruck, dass Migrant:innen – etwa im Hinblick auf Arbeitslosigkeit – stärker betroffen seien als gebürtige Spanier:innen. Dies entspricht dem strukturellen Hintergrund der Krise. Auf dem stark segmentierten spanischen Arbeitsmarkt wirkten sich die Rezession und die umgesetzten Arbeitsmarktreformen besonders negativ auf jene Sektoren aus, in denen kleinere Unternehmensstrukturen, Saisonarbeit und Leiharbeit vorherrschen, die Gewerkschaftsbeteiligung gering und informelle Beschäftigungsverhältnisse weit verbreitet sind (Banyuls und Recio 2017). Da Migrant:innen aus Nicht-EU-Ländern vor allem in diese Segmente des Arbeitsmarktes integriert sind, traf sie die krisenbedingte Arbeitslosigkeit besonders hart (Orrenius und Zavodny 2009).

Während die Befragten stark betonten, dass krisenbedingte Arbeitslosigkeit alle Arbeitnehmer:innen betreffe, wobei Migrant:innen besonders gefährdet seien, wurde eine klare Unterscheidung zwischen Männern und Frauen vorgenommen. Alle Befragten – sowohl Frauen als auch Männer – stimmten darin überein, dass es für *Migrantinnen* auch in Krisenzeiten einfacher sei, Arbeit zu finden. Die folgenden beiden Aussagen von Jimena⁴ und Zoila, die beide in Privathaushalten spanischer Familien arbeiteten, sind hierfür anschauliche Beispiele:

„Und natürlich ist es für den Mann schwieriger, einen Job zu bekommen. Für die Frau ist es so: Auch wenn sie eine Haushaltsarbeiterin ist – sie hat alternative Auswege.“
(Interview Jimena, 03.02.2017)

⁴Dieser und alle anderen Namen wurden anonymisiert.

„Ich glaube, für die Männer ist es schwerer, da es keine Arbeit für Männer gibt. Für die Frau, sage ich, wir haben immer die Möglichkeit... wir schauen hier, wir schauen da – es gibt was [Arbeit]!“ (Interview Zoila, 29.01.2017)

Wie ich an anderer Stelle ausführlich gezeigt habe (Neuhauser 2020), weist diese Verallgemeinerung der unterschiedlichen Auswirkungen von Arbeitslosigkeit je nach Geschlecht auf intersektionale Unsichtbarkeiten hin. Aus makrosoziologischer Perspektive wird deutlich, dass die Aussagen vor dem Hintergrund einer sektorspezifischen Differenzierung eingeordnet werden müssen. Gerade in der ersten Phase der Krise waren aufgrund ihrer hohen Volatilität Sektoren mit einem sehr hohen Männeranteil – wie etwa das Baugewerbe – stärker von der Wirtschaftskrise betroffen als feminisierte Arbeitsbereiche im Dienstleistungssektor (Gil-Alonso und Vidal-Coso 2015). Die Alterung der Bevölkerung, der gestiegene Bildungsstand und die massive Eingliederung von Frauen in den Arbeitsmarkt sowie die Unzulänglichkeit der öffentlichen Infrastruktur haben in Spanien eine Nische für die Haushalts- und Care-Arbeit von Migrantinnen geschaffen (Araujo und González-Fernández 2014; Martínez Buján 2005). Die daraus resultierende konstante, relativ unelastische Nachfrage nach Haushaltsarbeit von Migrantinnen gilt nicht nur für Phasen wirtschaftlichen Wohlstands, sondern auch für Krisen. Die weit verbreitete Verallgemeinerung der Interviewpartner:innen, dass es für Frauen immer Arbeit gebe, ignoriert jedoch die Tatsache, dass aufgrund der stärkeren Konzentration von Frauen im öffentlichen Sektor die geringere Krisenwirkung auf feminisierte Arbeitsfelder im Zuge der austeritätsbedingten Kürzungen der öffentlichen Ausgaben sukzessive umgekehrt wurde (Rubery 2015). Zudem wird vernachlässigt, dass wenngleich in Spanien in einer ersten Phase der Krise migrantische Männer einen höheren Anstieg der Arbeitslosigkeit erlitten, migrantische Frauen davor auch schon schlechter gestellt waren (Herrera 2012, S. 127). Das Konzept der „intersektionalen Unsichtbarkeit“ sensibilisiert also dafür, dass häufige Aussagen wie „es gibt immer Arbeit für Migrantinnen“ die strukturellen Zusammenhänge verschleiern, die – auch in „krisenfreien“ Zeiten – zu einer dauerhaften Entwertung feminisierter und migrantisierter Reproduktionsarbeit führen.

In einer weiteren qualitativen Studie im Jahr 2021 untersuchten wir die prekären und gesundheitsschädlichen Arbeitsbedingungen in der Maskenproduktion und Paketlogistik (in einem Verteilzentrum) auf dem Höhepunkt der COVID-19-Krise in Österreich, indem wir qualitative Interviews mit migrantischen Leiharbeiter:innen führten (Neuhauser et al. 2021).⁵ Alle Interviewpartner:innen empfanden die

⁵Die Untersuchung wurde im Rahmen eines von der Arbeiterkammer Wien geförderten Forschungsprojekts an der Universität Wien durchgeführt. Insgesamt wurden 15 qualitative

oft unvorhersehbaren Arbeitszeiten, den Druck zu Überstunden, die fehlenden Lohnzahlungen, die Hire-and-Fire-Politik sowie das von (teilweise ethnisierten) Hierarchien und Erniedrigungen geprägte Arbeitsklima als äußerst belastend. Ein Leiharbeiter schilderte uns die kräftezehrenden Arbeitsbedingungen und die hierarchisierte Arbeitsteilung im Verteilzentrum wie folgt:

„Die sahen, dass wir Araber sind und dachten, weil wir Araber sind, müssen wir alles arbeiten. [...] Sie haben uns sehr erschöpft. Stell dir vor, alle Ausländer [gemeint sind Türken oder Osteuropäer, die zur Stammebelegschaft gehörten; Anm.d.V.] durften drinnen arbeiten und uns Araber haben sie draußen in der Sonne arbeiten lassen.“ (Interview Abdul, 14.06.2021)

Und ein Leiharbeiter beim Maskenhersteller zog aus seiner Erfahrung extremer Arbeitsausbeutung das Fazit: „Sie haben uns als Maschinen behandelt, nicht als Menschen“ (Interview Haias, 25.05.2021). Trotz dieser negativen Erfahrungen von außerordentlicher Arbeitsausbeutung, Prekarität und Diskriminierung betonten die interviewten Leiharbeiter immer wieder, dass sie „gute Arbeiter“ seien, und hoben beispielsweise ihre Leistung beim raschen Entladen von Containern oder beim effizienten Bedienen von Maschinen zur Maskenproduktion hervor. Der Topos des „guten Arbeiters“ und eine hohe Motivation in einem Arbeitsumfeld, das wenig Handlungsspielraum lässt, sondern als ausbeuterisch und unterdrückend erlebt wird, scheint auf den ersten Blick widersprüchlich. Die Aussagen lassen sich allerdings besser verstehen, wenn man berücksichtigt, dass Arbeitslosigkeit für alle befragten Leiharbeiter:innen ein großes Thema war, da ihre Erwerbsbiografien von extremer Fragilität geprägt sind. Die Interviewten berichteten von wechselnden, meist kurzfristigen Arbeitsverhältnissen, die sich immer wieder mit (teilweise längeren) Phasen von Arbeitslosigkeit abwechselten. Die Pandemie verschärfte diesen Effekt noch, da viele Arbeitnehmer:innen, etwa im Gastgewerbe, entlassen wurden und teilweise monatelang arbeitslos waren. Zudem wurde die zentrale Bedeutung, die viele Interviewte der Möglichkeit, überhaupt Arbeit zu haben, zuschrieben, nicht zuletzt durch einen gesellschaftlichen Diskurs forciert, der den Topos „Arbeit um jeden Preis“ ganz oben auf die politische Agenda setzte. Das Muster des „guten Arbeiters“ lässt sich daher auch als eine Verteidigungsstrategie der Interviewten

Interviews mit migrantischen Leiharbeiter:innen (überwiegend männliche Geflüchtete aus arabischsprachigen Ländern) geführt. Ergänzt wurden diese Interviews durch acht Expert:inneninterviews mit Arbeitnehmer:innen- und Arbeitgeber:innenvertreter:innen sowie Expert:innen des Arbeitsinspektorats und des Arbeitsministeriums. Die Daten wurden inhaltsanalytisch ausgewertet, wobei bei besonders dichten Interviewpassagen Feinanalysen durchgeführt wurden (Neuhauser/El-Roumy/Wexenberger 2021).

gegen Klassismus und den Vorwurf lesen, beim Bezug von Sozialleistungen in der „sozialen Hängematte“ des Staates zu ruhen, der in Österreichs politischem Diskurs um „Wohlfahrtspopulismus“ besonders vehement geäußert wird (Van Hoote-gem et al. 2021).

Die Überbetonung der eigenen Arbeitsbereitschaft lässt sich allerdings nicht allein mit dem Druck erklären, der auf Arbeitslose ausgeübt wird. Im Sinne einer intersektionalen Heuristik ist auch nach den auf den ersten Blick unterbelichteten Aspekten von Ethnizität/Migration und Geschlecht zu fragen. Im Hinblick auf den stark vom Rechtspopulismus geprägten politischen Diskurs in Österreich zeigt sich etwa, dass Wohlfahrt und das rassifizierte „Andere“ eng miteinander verwoben sind, indem Vorstellungen des „hart arbeitenden Mannes“ gegen Familien aus dem arabischen und afrikanischen Raum ausgespielt werden (Schadauer 2022, S. 309). Es ist offensichtlich, dass sich die interviewten Geflüchteten von diesem Diskurs abgrenzen wollten, indem sie ihre ausgeprägte Arbeitsmoral betonten. In Bezug auf die herrschenden Migrationsverhältnisse muss das Narrativ des „guten“ oder „harten“ Arbeiters auch in Zusammenhang mit der oft langen Phase der erzwungenen Arbeitslosigkeit gesetzt werden, die der Arbeitsbiografie vieler geflüchteter Arbeiter:innen aufgrund des de facto Beschäftigungsverbots für Asylbewerber:innen vorausging. So relativierten viele Interviewte die prekäre Beschäftigung vor dem Hintergrund ihrer erzwungenen Arbeitslosigkeit und sozialen Isolation vor dem Erhalt ihrer Aufenthaltserlaubnis, wie beispielsweise ein interviewter Geflüchteter aus dem Irak, der beim Maskenhersteller arbeitete, erklärte:

„Ich hatte die neue Karte [Rot-Weiß-Rot-Karte Plus] bekommen und ich wollte nur arbeiten nach dieser langen Wartezeit. Ich habe [zum Arbeitgeber] gesagt: ‚Ok, wie Sie wollen, mir ist [alles] kein Problem, mir ist nur wichtig, dass sie mich nicht kündigen.‘“ (Interview Nael, 27.05.2021)

Da sie zudem meist keine oder nur geringe finanzielle Rücklagen haben, ist der wirtschaftliche Druck auf Geflüchtete besonders hoch. Die Erfahrung, von Mindestleistungen des Staates leben zu müssen, bringt sie dazu, (extrem) prekäre Arbeitsverhältnisse widerspruchslös zu ertragen. Auch aufenthaltsrechtliche Fragen spielen eine Rolle, denn für die Beantragung von Familienzusammenführung, österreichischer Staatsbürgerschaft oder in bestimmten Fällen auch für die Erteilung einer unbefristeten Aufenthaltserlaubnis sind ein gültiger Arbeitsvertrag und ein gewisses Einkommen erforderlich (Peyrl und Sel 2023).

Nicht zuletzt müssen auch geschlechtsspezifische Aspekte berücksichtigt werden, etwa wenn Befragte angaben, dass Arbeitslosigkeit insbesondere bei Männern enormen psychischen Druck auslösen kann, wie ein Interviewpartner erklärte: „Ich

will arbeiten, weil ich der Überzeugung bin, dass ein Mann arbeiten muss und nicht zu Hause sitzen soll, weil das krank macht und Stress macht“ (Interview Majid, 08.06.2021). Geschlechternormen von Männern als Ernährer der Familie werden durch die unsicheren Arbeitsverhältnisse der Leiharbeit in Frage gestellt. Insgesamt wird deutlich, dass die (überschüssige) Betonung der eigenen Arbeitsbereitschaft trotz extremer Prekarität mehrere miteinander verbundene Ursachen hat. Eine intersektionale Heuristik verhindert einseitige Erklärungen, indem sie auch unterbelichtete Kategorien bzw. Ungleichheitsachsen in den Blick nimmt.

4 Fazit

In diesem Beitrag habe ich die Fallstricke intersektionaler Analysen in der Untersuchung von Prekarität und Arbeitsausbeutung aufgezeigt und anschließend – anhand von Beispielen aus meiner eigenen Forschung – für eine intersektionale Heuristik in empirischen Studien plädiert. Unter Bezugnahme auf die kritische Gesellschaftstheorie habe ich argumentiert, dass es aufschlussreich ist, sich auf die gesellschaftliche Arbeitsteilung und die Art und Weise zu konzentrieren, wie diese intersektionale Ungleichheiten erzeugt. Dieser Ansatz ist für die Analyse von Prekarität besonders gewinnbringend, da er erfordert, über den Bereich der bezahlten Arbeit hinauszugehen und den Kontext der Reproduktion, aber auch der Migration einzubeziehen. Denn nicht nur durch die Prekarisierung der Arbeitsverhältnisse, sondern auch durch den Einsatz (unbezahlter) Reproduktionsarbeit und durch die Hierarchisierung der Arbeitsrechte entlang des Migrationsstatus werden kontinuierlich billige Arbeitskräfte für besonders prekäre, sozial abgewertete und schlecht bezahlte Arbeit mobilisiert.

Ich habe das Konzept der „intersektionalen Unsichtbarkeit“ verwendet, um zu zeigen, wie Herrschaftsverhältnisse unsichtbar bleiben, indem die Verflechtungen intersektionaler Ungleichheitsachsen verschleiert werden. Da das Konzept jedoch auf einer eher abstrakten gesellschaftstheoretischen Ebene angesiedelt ist, ist es notwendig, zwischen der Analyse sozialer Strukturen und den subjektiven (Prekaritäts-)Erfahrungen zu vermitteln. Daher bedarf es eines dynamischen Vorgehens im Sinne eines Wechselspiels deduktiver und induktiver Ansätze. Für die Forschungspraxis bedeutet das, immer wieder zwischen den im empirischen Material sichtbaren Erfahrungen und der strukturellen Ebene intersektionaler Ungleichheiten hin und her zu wechseln. Konkret hilft eine solche intersektionale Heuristik etwa dabei, die Überbelichtung einer bestimmten Ungleichheitsachse in den Interviews nicht unhinterfragt zu reproduzieren. Dem Konzept der „intersektionalen Unsichtbarkeit“ zu folgen, bedeutet außerdem, auf im empirischen Material immer

wieder auftauchende Ambivalenzen, Verallgemeinerungen oder Verdinglichungen zu achten, da diese Hinweise auf unsichtbar gemachte soziale Strukturen liefern können.

In meiner Forschung zur Krisenbetroffenheit lateinamerikanischer Arbeitsmigrant:innen in Spanien sensibilisierte das Konzept vor allem dafür, dass jene strukturellen Zusammenhänge, die zur permanenten Entwertung feminisierter und migrantisierter Reproduktionsarbeit führen, weitgehend verborgen blieben. Während männerdominierte Arbeitsfelder im Vordergrund der Debatte standen, wurde die Prekarisierung sowohl bezahlter Haushaltsarbeit als auch unbezahlter sozialer Reproduktion, die in Familien geleistet wird, tendenziell unsichtbar gemacht – und das, obwohl die Krise die Auslagerung von Kosten auf die Reproduktionssphäre verstärkt hat und Migrantinnen davon besonders betroffen waren. In unserer Forschung zu migrantischen Leiharbeiter:innen in der Covid-19-Krise in Österreich half die intersektionale Heuristik dabei, die Überbetonung in Aussagen der Interviewten betreffend ihrer hohen Arbeitsbereitschaft bei gleichzeitiger extremer Ausbeutung zu analysieren, indem unterbelichtete Ungleichheiten aufgrund des Migrationsstatus, aber auch durch Geschlechtsaspekte herausgearbeitet wurden.

Insgesamt bedeutet eine intersektionale Heuristik auf die vorherrschende Arbeitsteilung und die damit verbundene Produktion prekärer Verhältnisse: dort, wo die Auswirkungen von Krisen auf den ersten Blick vor allem qua Klasse ungleich verteilt erscheinen, nach den Unterschieden zu fragen, die aufgrund der Schichtung von Rechten durch Migrationsregime entstehen. Zugleich bedarf es, um Unterschiede nach Staatsbürgerschaft/Ethnizität nicht zu verallgemeinern, wiederum einer Perspektive auf Klassen- und Geschlechterungleichheiten. Es handelt sich also um eine potenziell nie abgeschlossene Analyse, was den intersektionalen Ansatz besonders herausfordernd macht.

Eine solche intersektionale Heuristik lohnt sich aber, da sie die Mechanismen der Produktion von Prekarität und Ungleichheit in den Blick nimmt, ohne den Bezug zu den Alltagserfahrungen von Arbeitsausbeutung und prekären Lebensverhältnissen zu verlieren. Schließlich zollt eine intersektionale Betrachtung der Arbeitsteilung auch dem ursprünglichen politisch-emanzipatorischen Anspruch des Intersektionalitätskonzepts Tribut. Denn es geht darum, die gesellschaftlichen Prozesse zu entschlüsseln, die zur Entwertung feminisierter und migrantisierter Arbeit führen, um so Ungleichheiten sichtbar und damit veränderbar zu machen.

Literatur

- Anthias, Flora (2012): Hierarchies of social location, class and intersectionality: towards a translocational frame. In: *International Sociology* 28, S. 121–138.
- Araujo, Sandra Gil/González-Fernández, Tania (2014): International migration, public policies and domestic work: Latin American migrant women in the Spanish domestic work sector. In: *Women's Studies International Forum* 46, S. 13–23.
- Banyuls, Josep/Recio, Albert (2017): Labour segmentation and precariousness in Spain: theories and evidence. In: Grimshaw, Damian/Fagan, Colette/Hebson, Gail/Tavora, Isabel (Hrsg.): *Making work more equal. A new labour market segmentation approach for analyzing inequalities*. Manchester: Manchester University Press, S. 129–149.
- Bereswill, Mechthild/Degenring, Folkert/Stange, Sabine (Hrsg.) (2015): *Intersektionalität und Forschungspraxis – Wechselseitige Herausforderungen*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Bohnsack, Ralf (2010): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Qualitative Methoden*. Stuttgart: UTB.
- Butler, Judith (2008): *Gender trouble. Feminism and the subversion of identity*. London: Routledge.
- Collins, Patricia Hill/Bilge, Sirma (2016): *Intersectionality*. Cambridge: Polity.
- Cruces, Jesús/Álvarez, Ignacio/Trillo, Francisco/Leonardi, Salvo (2015): Impact of the Euro Crisis on Wages and Collective Bargaining in Southern Europe – A Comparison of Italy, Portugal and Spain. In: Van Gyes, Guy/Schulten, Thorsten (Hrsg.): *Wage Bargaining Under the New European Economic Governance*. Brussels: ETUI, S. 93–138.
- Davis, Kathy (2008): Intersectionality in Transatlantic Perspective. In: Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli (Hrsg.): *ÜberKreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 19–35.
- Davis, Kathy (2013): Intersektionalität als „Buzzword“. In: Lutz, Helma/Herrera Vivar, Maria Teresa/Supik, Linda (Hrsg.): *Fokus Intersektionalität*. Wiesbaden: Springer VS, S. 59–73.
- Dörre, Klaus/Behr, Michael/Eversberg, Dennis/Schierhorn, Karen (2009): Krise ohne Krisenbewusstsein? In: *PROKLA. Zeitschrift für Kritische Sozialwissenschaft* 39, S. 559–576.
- Gil-Alonso, Fernando/Vidal-Coso, Elena (2015): Inmigrantes extranjeros en el mercado de trabajo español: ¿Más resilientes o más vulnerables al impacto de la crisis? In: *Migraciones* 37, S. 97–123.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2005): Das postkoloniale Europa dekonstruieren. Zu Prekarisierung, Migration und Arbeit. In: *Widerspruch* 48, S. 71–84.
- Herrera, Gioconda (2012): Starting over again? Crisis, gender and social reproduction among Ecuadorian migrants in Spain. In: *Feminist Economics* 18, H. 2, S. 125–148.
- Holgate, Jane/Hebson, Gail/McBride, Anne (2006): Why gender and 'difference' matters: a critical appraisal of industrial relations research. In: *Industrial Relations Journal* 37, H. 4, S. 310–328.
- Klinger, Cornelia (2003): Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): *Achsen der Differenz: Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 14–48.

- Knapp, Gudrun-Axeli (2012): *Im Widerstreit. Feministische Theorie in Bewegung*. Wiesbaden: SpringerVS.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2013): „Intersectional Invisibility“: Anknüpfungen und Rückfragen an ein Konzept der Intersektionalitätsforschung. In: Lutz, Helma/Herrera Vivar, Maria Teresa/Supik, Linda (Hrsg.): *Fokus Intersektionalität*. Wiesbaden: VS, S. 243–264.
- Lutz, Helma/Herrera Vivar, Maria Teresa/Supik, Linda (Hrsg.) (2010): *Fokus Intersektionalität: Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes*. Wiesbaden: VS.
- Martínez Buján, Raquel (2005): El cuidado de ancianos: un vínculo entre la inmigración y el envejecimiento. In: *Panorama Social* 2, S. 86–97.
- Matsuda, Mari J. (1991): *Beside My Sister, Facing the Enemy: Legal Theory out of Coalition*. In: *Stanford Law Review* 43, H. 6, S. 1183–1192.
- Meyer, Katrin (2019): *Theorien der Intersektionalität zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- McCall, Leslie (2001): *Complex Inequality: Gender, Class, and Race in the New Economy*. New York: Routledge.
- McCall, Leslie (2005): The complexity of intersectionality. In: *Journal of Women in Culture and Society* 30, S. 1772–1800.
- McKinzie, Ashleigh/Richards, Patricia (2019): An argument for context-driven intersectionality. In: *Sociology Compass* 13, S. 1–14.
- Neuhauser, Johanna (2018): ‘The crisis is over? Maybe for the rich, but not for us!’: Latin American migrants’ responses to the (post-)crisis discourse in Spain. In: *Sociology* 52, S. 1–16.
- Neuhauser, Johanna (2020): „Für Frauen gibt es immer Arbeit!“ – Eine intersektionale Analyse migrantischer Arbeit in Spanien. In: *ÖZS. Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 45, H. 4, S. 427–446.
- Neuhauser, Johanna/El-Roumy, Marwa/Wexenberger, Yannic (2021): Als ich diese Halle betreten habe, war ich wieder im Irak: Migrantische Systemerhalter_innen bei Hygiene Austria und der Post-AG. In: *Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien, Materialien zu Wirtschaft und Gesellschaft*. emedien.arbeiterkammer.at/viewer/image/AC16357630/1/#topDocAnchor (Abfrage: 25.11.2022).
- Orrenius, Pia/Zavodny, Madeline (2009): *Tied to the business cycle: how immigrants fare in good and bad economic times*. Washington DC: Migration Policy Institute.
- Oxfam Intermón (2017): *Una Economía para el 99 %*. España, un Crecimiento Económico que Deja Fuera a las Personas Vulnerables. www.oxfam.org/es/informes/una-economia-para-el-99 (Abfrage: 17.11.2018).
- Peterson, V. Spike (2010): Global householding amid global crises. In: *Politics & Gender* 6, H. 2, S. 271–281.
- Peyrl, Johannes/Sel, Alina (2023): Migrantische Arbeitswelten. Rechtliche Rahmenbedingungen für den Arbeitsmarktzugang und Diskriminierungserfahrungen in Österreich. In: Kaiser, Elisabeth/Schober, Marcus (Hrsg.): *Beschäftigung für alle. Die Zukunft der Arbeit*. Wien: Wiener Perspektiven.
- Quijano, A. E. (2016): *Kolonialität der Macht, Eurozentrismus und Lateinamerika*. Wien: Turia und Kant.
- Rodriguez, Jenny K./Holvino, Evangelina/Fletcher, Joyce K./Nkomo, Stella M. (2016): The theory and praxis of intersectionality in work and organisations: Where do we go from here? In: *Gender, Work and Organization* 23, H. 3, S. 201–222.

- Rubery, Jill (2015): Austerity and the future for gender equality in Europe. In: ILR Review 6, H. 4, S. 715–741.
- Schadauer, Andreas (2022): The racialization of welfare support as means to further welfare state cutbacks – spillover effects in survey populations and media reports in Austria. In: Ethnic and Racial Studies 45, H. 16, S. 308–334.
- Soiland, Tove (2008): Die Verhältnisse gingen und die Kategorien kamen. Intersectionality oder Vom Unbehagen an der amerikanischen Theorie. www.querelles-net.de/index.php/qn/rt/prINTERfriendly/694/702 (Abfrage: 22.09.2020).
- Van Hootegem Arno/Abts, Koen/Meuleman, Bart (2021): The welfare state criticism of the losers of modernization: How social experiences of resentment shape populist welfare critique. In: Acta Sociologica 64, H. 2, S. 125–143.
- Winker, Gabriele/Degele, Nina (2015): Intersektionalität. Bielefeld: transcript.

Umstrittene Männlichkeiten. Reflexionen auf den Spuren von Mechthild Bereswill

Albert Scherr

„Einem bestimmten Gestus der Männlichkeit, sei's der eigenen, sei's der anderer, gebührt Misstrauen. [...] Die Freuden solcher Männer, oder vielmehr ihrer Modelle, denen kaum je ein Lebendiger gleicht, denn die Menschen sind immer noch besser als ihre Kultur, haben allesamt etwas von latenter Gewalttat“ (Adorno 1979, S. 51).

„Der Hinweis, dass die subjektiven, inneren Identifizierungen von Menschen nicht in der klassifizierenden Wirkmacht des kulturellen Symbolsystems der Zweigeschlechtlichkeit aufgehen, verweist auf methodologische und methodische Herausforderungen, der Konstitution und Konstruktion von Geschlecht auf die Spur zu kommen“ (Bereswill 2012, S. 146).

Die Beiträge von Mechthild Bereswill zur Geschlechter- und Männlichkeitsforschung fordern zu einer Auseinandersetzung mit der Frage auf, was und wie Männlichkeitsforschung zu einer solchen Auseinandersetzung mit Männlichkeit(en) beitragen kann, die auch von Jungen und Männern als Chance zu einer Befreiung aus den Zwängen tradiertter Männlichkeitsnormen und -ideale begriffen werden kann. Diesem Impuls soll im Folgenden aus der Perspektive eines Angehörigen der Post-1968er-Kohorte nachgegangen werden, der, wie auch Mechthild Bereswill, im Studium unter dem Einfluss der älteren kritischen Theorie – und dies noch vor der Entstehung der neuen Männlichkeitsforschung – akademisch sozialisiert wurde.

A. Scherr (✉)

Pädagogische Hochschule Freiburg, Freiburg, Deutschland

University of the Free State, Quaqua Campus, South Africa

E-Mail: scherr@ph-freiburg.de

© Der/die Autor(en), exklusiv lizenziert an Springer Fachmedien

Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2025

G. Ehlert et al. (Hrsg.), *Perspektivwechsel: das Hinterfragen des Selbstverständlichen*, https://doi.org/10.1007/978-3-658-49227-4_7

Ein wichtiger Erfahrungshintergrund für die darauf ausgerichteten Überlegungen ist die Beobachtung, dass es für männliche Sozialwissenschaftler unserer Generation zwar möglich, aber durchaus schwierig war, sich auf die Perspektive einer kritischen Geschlechter- und Männlichkeitsforschung einzulassen, sich deren Theorien als eigene Denkwerkzeuge anzueignen. Dies ist erklärungsbedürftig. Denn der generelle Anspruch einer kritischen Hinterfragung von gesellschaftlichen Machtverhältnissen, Ungleichheiten, Normen und Normalitäten war (und ist) für unserer Selbstverständnis als kritische Sozialwissenschaftler:innen zentral. Warum also, so könnte man die Fragestellung polemisch zuspitzen, fiel es uns Männern (vor allem: uns heterosexuellen cis-Männern) leichter, den Kapitalismus zu kritisieren als die tradierten Männlichkeitsideale, und warum ist dies vielleicht immer noch der Fall? Da wir als Soziolog:innen aber wissen, dass keine:r den sozialen Verhältnissen seiner Zeit und dem Zeitgeist seiner Epoche entkommt, „sosehr er sich auch darüber erheben mag“ (Marx, MEW 23, 1968, S. 11) – jedenfalls ab und an und nach bestem Wissen und Gewissen – und es einer narzisstischen Selbstüberhöhung gleichkäme, dies auszublenden, gilt es dabei zu fragen: Warum war dies schwierig, aber dennoch möglich, welche gesellschaftlichen Prozesse und welche wissenschaftlichen Diskurse haben dies angestoßen und unterstützt?¹

Die folgenden Überlegungen setzen sich mit diesen Fragen zunächst durch eine essayistische Annäherung an die gesellschaftlichen Prozesse auseinander, in denen Risse in den tradierten Geschlechterverhältnissen und den darin eingelassenen Männlichkeitskonstruktionen deutlich geworden sind – und die damit ein kritisches Nachdenken über Männlichkeiten provoziert haben. Daran anschließend skizziere ich einige aus meiner Sicht zentrale Einsichten, die durch die Herausbildung einer eigenständigen Männlichkeitsforschung ermöglicht wurden, welche die Perspektiven der zuvor entstandenen feministischen Frauen- und Geschlechterforschung erweitert und ergänzt. Vor diesem Hintergrund zeige ich dann auf, was die eigensinnige und kreative Verschränkung von Gesellschaftstheorie, Subjekttheorie und feministischer Geschlechterforschung in den Arbeiten von Mechthild Bereswill zu einem substanziellen Erkenntnisgewinn für die kritische Männlichkeitsforschung beiträgt.

¹ Eine einfache und zweifellos unzureichende, aber deshalb auch nicht einfach falsche Antwort auf den ersten Teil dieser Fragestellung lautet, dass es kein genuines Interesse darin gibt, Verhältnisse zu kritisieren, von denen man selbst in gewisser Weise profitiert. Zudem hat der Hinweis Erving Goffmans eine erhebliche Plausibilität, dass die „Glaubensvorstellungen von sozialem Geschlecht, Männlichkeit, Weiblichkeit und Sexualität“ (Goffman 1994, S. 111) den Charakter einer Ideologie haben, die durch institutionelle Arrangements eine Realität herstellt und in den alltäglichen Erfahrungen verankert, die den Glauben an naturgegebene Unterschiede permanent zu bestätigen scheint, und dadurch einen selbstbetätigenden Rückkoppelungsprozess etabliert.

1 Zeitzeug:innen eines Wandels

Wer – wie Mechthild Bereswill und der Autor dieses Textes – in den 1960er- und 1970er-Jahren in Westdeutschland aufgewachsen ist, war als Zeitzeug:in, Betroffene:r und ggf. auch als Akteur:in in einen weitreichenden Wandel der gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse involviert. Er:sie kann sich noch an Zeiten erinnern, in denen z. B. der Beruf des Polizisten ausschließlich Männern vorbehalten war und junge Männer einer Wehrpflicht unterlagen, von der junge Frauen ausgenommen waren, während sich Männer dem Wehrdienst nur durch eine Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen entziehen konnten. Dass Jungen sich gelegentlich prügeln sowie von ihren Vätern und Lehrern geprügelt wurden, galt noch als weitgehend unproblematische Normalität. Homosexualität war umfassend tabuisiert und männliche Homosexualität unterlag bis 1994 den Sanktionsdrohungen des §175 StGB. Die Forderung, Vergewaltigung in der Ehe zu einem Straftatbestand zu erklären, wurde noch 1983 von einer Mehrheit des deutschen Bundestages abgelehnt. Dass junge Männer begannen, lange Haare zu tragen und damit die bestehende Geschlechterordnung irritierten, führte noch in den 1970er-Jahren zu Irritationen und Abwehrreaktionen; doing gender vollzog sich darauf bezogen z. B. in dem wiederkehrenden Angebot von Passanten, 5 D-Mark für eine „ordentliche Frisur“ zu spendieren. Das vom Deutschen Fußballbund 1955 beschlossene Verbot des Frauenfußballs wurde zwar 1970 aufgehoben, gleichwohl wurde der Fußball gesellschaftlich weiterhin als ein Männersport verstanden, der auch von Frauen ausgeübt werden darf, was aber selten der Fall war. Politisch erschien die Möglichkeit einer weiblichen Bundeskanzlerin eine ebenso unerreichbare feministische Utopie zu sein wie die Wahl eines Politikers, der sich offen zu seiner Homosexualität bekennt. Mit seiner Agnes-Studie hatte Harold Garfinkel zwar bereits 1967 einen wichtigen Anstoß für die Infragestellung der Vorstellung einer vermeintlich naturgegebenen binären Geschlechtlichkeit publiziert; dass die staatlich-rechtliche Anerkennung eines dritten Geschlechts erfolgen würde, wurde aber noch in den 1990er-Jahren von niemanden erwartet.

Diese anekdotischen Hinweise illustrieren, dass sich in den Geschlechterverhältnissen – jedenfalls in Deutschland und Westeuropa – vieles verändert hat. Zugleich ist aber auch hierzulande nicht nur die soziale Reichweite solcher Veränderungen diskussionsbedürftig. Darauf weist nicht zuletzt der anhaltend enge Konnex von Männlichkeit mit Gewalt und Kriminalität hin – und damit eine für die wissenschaftliche Forschung von Mechthild Bereswill zentrale Thematik. Zudem sind problematische Kontinuitäten in den Geschlechterverhältnissen ebenso unübersehbar wie reaktionäre Gegenbewegungen gegen Selbstbestimmung, Vielfalt und Gerechtigkeit.

Versuche, die widersprüchlichen Veränderungsdynamiken in den Geschlechterverhältnissen und den gesellschaftlichen Normierungen legitimer Männlichkeit(en) empirisch zu erfassen sowie sie gesellschaftstheoretisch einzuordnen und zu erklären, sind mit erheblichen Schwierigkeiten konfrontiert: Eine Sichtweise, die als emanzipatorische Fortschrittserzählung angelegt ist, deren Dynamik wesentlich durch die Frauenbewegung und die Homosexuellenbewegung angestoßen wurde (Bourdieu 2005, S. 193 ff.), weist auf einen wichtigen Aspekt hin, muss aber zweifellos auch die Bedeutung ökonomischer und sozialstruktureller Entwicklungen in den (post-)industriellen Gesellschaften des globalen Nordens ebenso berücksichtigen (Fraser 2009) wie den zwischenzeitlichen Niedergang des Ideals militärischer Männlichkeit in den „postheroischen“ Gesellschaften Westeuropas. Dabei handelt es sich jedoch um eine Entwicklung, die in Folge des russischen Angriffskriegs gegen die Ukraine und die politisch deklarierte „Zeitenwende“ bereits wieder in Frage gestellt ist.² Aufrüstung und Wehrrertüchtigung erfordern auch eine Wiederbelebung des Ideals soldatischer Männlichkeit und ggf. seine Erweiterung um eine Idealisierung soldatischer Weiblichkeit, oder seine Transformation in eine geschlechtsneutrale Imagination soldatischer Tugenden. In den Blick zu nehmen ist auch die Frage, inwieweit es sich bei den genannten und weiteren Aspekten dieses Wandels um Veränderungen handelt, die als eine Neutralisierung („undoing gender“) beschrieben werden können, durch die traditionell männlich konnotierte Persönlichkeitsmerkmale, Praktiken, Normen, Werte und Lebensentwürfe sich geschlechtsübergreifend verallgemeinert haben, oder aber auch um Prozesse, die durch eine folgenreiche Männlichkeitskritik in Verbindung mit einer normativen Aufwertung und einer geschlechtsübergreifenden Verallgemeinerung von Aspekten dessen gekennzeichnet sind, was traditionell als typisch weiblich galt (Hirschauer 2001; McRobbie 2010).

Erhebliche Komplikationen für die Geschlechter- und Männlichkeitsforschung resultieren nicht zuletzt auch daraus, dass es sich bei Männlichkeit(en) und Weiblichkeit(en) um hybride und in sich widersprüchliche Konstrukte handelt, die an der Schnittstelle von gesellschaftsstrukturellen Bedingungen, kulturellen Festlegungen, alltäglichen Praktiken der Herstellung und Darstellung von Geschlecht sowie biografischen Formierungen der individuellen Subjektivität situiert sind. Dies bedingt nicht nur theoretische Komplikationen und Kontroversen zwischen unterschiedlichen

²David Gilmore (1993, S. 254) zieht aus seiner Analyse diese Folgerung: „So lange es Kämpfe zu bestreiten, Kriege zu gewinnen, harte Arbeit zu leisten gibt, so lange werden einige von uns ‚wie Männer handeln‘ müssen. Doch warum sollte dieses Gebot wiederum Frauen ausschließen? Warum sollte es nur Männern gestattet sein, ‚echte Männer‘ zu sein ...?“ Dies legt die Vermutung nahe, dass ein Wiedererstarken des Ideals soldatischer Männlichkeit auch in Westeuropa keineswegs ausgeschlossen ist.

theoretischen Positionen über die angemessene Fassung des Verhältnisses von Gesellschaft und Subjektivität, Struktur und Handeln, Reproduktion und Transformation. Darüber hinaus ist zu berücksichtigen, dass wissenschaftliche Auseinandersetzungen über Geschlechterfragen immer auch zu einer – impliziten oder expliziten, offenen oder verdeckten – Auseinandersetzung mit einer Kerndimension der eigenen (männlichen, weiblichen oder non-binären) Subjektivität herausfordern. Eine – in gewisser Weise typisch männliche – Haltung der wissenschaftlichen Objektivierung, die Distanzierung vom Forschungsobjekt zum methodologischen Ideal erklärt, ist im Fall der Geschlechterforschung nur schwer erreichbar.³ Und es gibt auch gute erkenntnistheoretische Gründe für die Annahme, dass eine Objektivierung, die den Einfluss der eigenen Erkenntnisposition vollständig neutralisiert, weder begründbar noch anstrebenswert ist (Haraway 1988). Denn sozialwissenschaftliche Forschung ist selbst eine soziale, d. h. historisch und gesellschaftlich situierte Praxis, Beobachtung der Gesellschaft in der Gesellschaft, für die gilt, dass die Position eines externen „freischwebende[n] Weltbeobachters“ (Luhmann 1990, S. 7) nicht erreichbar ist.

Wer über Geschlecht und Geschlechterverhältnisse spricht, spricht insofern immer auch über sich selbst. Im Weiteren soll zunächst knapp darauf eingegangen werden, warum dies in Verbindung mit der zeitgeschichtlichen und generationellen Situierung der Geschlechterforschung, d. h. dem engen Konnex von emanzipatorischer Frauenbewegung, wissenschaftlichem Feminismus und Geschlechterforschung, eine männliche Aneignung der Geschlechterforschung sowie die Entstehung einer eigenständigen Männlichkeitsforschung erschwert hat.

2 Feministische Geschlechterforschung, Männlichkeiten und Kritik

Die sozialwissenschaftliche Geschlechterforschung hat sich seit den 1970er-Jahren zentral in Zusammenhang mit der feministischen Kritik patriarchalisch geprägter Geschlechterverhältnisse entwickelt. Sie war damit vom erkenntnisleitenden Interesse motiviert, Ursachen, Gründe und Auswirkungen der gesellschaftlichen Benachteiligung von Mädchen und Frauen sowie der damit einhergehenden Formierungen weiblicher Subjektivität aufzudecken. Entsprechend war die Kritik

³ Dies räumt auch Bourdieu (2005, S. 14) einleitend zunächst kurz ein, entscheidet sich dann aber für eine Strategie der Objektivierung, die mit einem konsequenten Verzicht auf eine Thematisierung eigener Erfahrungen einhergeht, und postuliert, dass die „phallo-narzisstische“ und „androzentrische Kosmologie“ der Bergbauern in der Kabylei als „paradigmatische Realisation der mediterranen Tradition“ verstanden werden kann, an der „die ganze europäische Tradition unzweifelhaft“ partizipiert (ebd., S. 15). Mit etwas Sinn für Ironie könnte man die Frage stellen, welche Ausprägung des männlichen Habitus erforderlich ist, um diese gewagten Behauptungen mit solcher Entschiedenheit formulieren zu können.

vor allem auf die Infragestellung männlicher Privilegien sowie die Problematisierung männlichen Dominanzverhaltens ausgerichtet – und damit für Jungen und Männer eine Aufforderung, die eigenen Verstrickungen in Verhältnisse infrage zu stellen, von denen angenommen wurde, dass sie selbst davon profitieren. Dass dies für die so Adressierten kein attraktives Angebot war, ist offenkundig. Hinzu kommt, dass gesellschaftliche Geschlechterhierarchien im Alltag von Mädchen und Jungen, Frauen und Männern, auch aufgrund ihrer Verschränkung mit anderen Ungleichheiten und Unterscheidungen, komplexer und differenzierter erlebt werden, als es die Vorstellung eines eindeutigen Über-/Unterordnungsverhältnisses nahelegt (Hirschauer 2017; Rose und Scherr 2000). Schon deshalb ist es, rückblickend betrachtet, zunächst wenig erstaunlich, dass selbst in Kreisen kritischer männlicher Sozialwissenschaftler, die für sich selbst ein hohes Niveau an Reflexivität beanspruchen, Abwehrreaktionen gegen die „Zumutung“ einer solchen geschlechterreflexiven Perspektive beobachtbar waren – und gelegentlich auch heute noch sind. Hinzu kommt, dass die patriarchalische Geschlechterideologie eine kritisch-reflexive Auseinandersetzung mit Männlichkeit in zweifacher Weise erschwert: Zum einen wird Männlichkeit als der Normalfall menschlicher Existenz imaginiert, und damit zugleich die Geschlechtlichkeit des Weiblichen betont und die Geschlechtlichkeit des Männlichen verkannt. Zum anderen ist selbstkritische Reflexivität generell keine Eigenschaft, die mit patriarchalisch geprägter Männlichkeit vereinbar ist, sondern in dieser Perspektive als ein Zeichen von Schwäche interpretiert wird. Es ist insofern wenig erstaunlich, vielmehr geschlechtertheoretisch gut erklärbar, dass sich Geschlechterforschung zunächst vor allem als feministisches Projekt entwickelt hat, das auch bei männlichen Sozialwissenschaftlern, die sich im Kontext kritischer Theorien verorten, nur geringe Resonanz auslöste. Das Postulat, dass Geschlechterforschung mit feministischer Frauenforschung gleichzusetzen sei, wurde jedenfalls in den Zeiten meines Studiums, d. h. in der zweiten Hälfte der 1970er- und der ersten Hälfte der 1980er-Jahre, auch in den Hochburgen kritischer Sozialwissenschaft kaum hinterfragt.

Ein entscheidender Impuls, mich gleichwohl etwas näher mit Geschlechterforschung zu befassen, waren dann berufliche Erfahrungen während meiner Tätigkeit als Sozialarbeiter in einem benachteiligten Stadtteil einer westdeutschen Industriestadt mit einem Phänomen, zu dessen Erforschung Mechthild Bereswill (insbesondere Bereswill 2012, 2014, 2018) wichtige und innovative Analysen vorlegt hat: mit der fatalen Verstrickung marginalisierter junger Männer in Kriminalität. Als Sozialarbeiter:innen waren wir in der zweiten Hälfte der 1980er-Jahre wiederkehrend mit jungen Männern konfrontiert, für die Ausbildungsstellen und berufliche Karrieren in Zeiten hoher Jugendarbeitslosigkeit kaum erreichbar waren und für deren männliche Selbstachtung das Expertenwissen und die Risikobereitschaft

zentral waren, die im Bereich der Eigentumskriminalität, z. B. für Autoaufbrüche, erforderlich sind. Auch kurzzeitige Inhaftierungen waren für die männlichen Jugendlichen nichts, wovor man sich fürchten sollte; sie wurden in der Selbstdarstellung gegenüber Gleichaltrigen und in der Kommunikation mit uns als Sozialarbeiter:innen als Gelegenheiten inszeniert, die eigene männliche Härte nachweisen zu können.

Dass solche Formen von Männlichkeit keineswegs zu gesellschaftlich privilegierten Positionen führen, sondern zu einer oft aussichtslosen Dynamik abweichender Karrieren, die durch wiederkehrende strafrechtliche Sanktionen und eine Existenzsicherung durch schlecht bezahlte Gelegenheitsjobs oder Sozialleistungsbezug gekennzeichnet sind, war in diesem Kontext offenkundig. Damit legten diese Erfahrungen zwar einen problematisierenden Blick auf bestimmte Formen von „marginalisierter Männlichkeit“ (Connell 1995, S. 80 f.; Bereswill 2012) nahe, für deren Verständnis die damals einflussreichen deutschsprachigen Veröffentlichungen aus dem Centre for Contemporary Cultural Studies (insbesondere: Willis 1977/2013) wichtige Denkmöglichkeiten eröffneten. Eine darüberhinausgehende reflexive Auseinandersetzung mit Männlichkeit, die auch Männlichkeiten in anderen sozialstrukturellen Kontexten umfasste – und damit auch zur Reflexion der eigenen Positionierung in den Geschlechterverhältnissen anregte – war auf dieser Grundlage aber noch nicht naheliegend. Dies auch deshalb, weil der Blick akademisch gebildeter Soziolog:innen und Sozialarbeiter:innen auf marginalisierte Männlichkeiten sich mit einer klassistischen Selbstpositionierung verschränken kann, die von einer moralischen Höherwertigkeit der eigenen Männlichkeit (oder Weiblichkeit) ausgeht, Zusammenhänge zwischen legitimer und illegitimer Gewalt ausblendet und damit die eigene Position einer kritischen Reflexion entzieht (Scherr 2010).

Mit den bisherigen Überlegungen sollte angezeigt werden, dass weder die feministische Kritik männlicher Privilegien noch die sozial selektive Problematisierung marginalisierter Männlichkeiten eine zureichende Grundlage für eine solche sozialwissenschaftliche Männlichkeitsforschung bereitstellen, die der Komplexität und Dynamik der gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse angemessen ist. Für eine diesbezüglich weiterführende Perspektive waren und sind m.E. theoretische Einsichten von zentraler Bedeutung, die in meiner Lesehistorie – und diese Selektivität ist zweifellos biografischen Zufälligkeiten geschuldet – vor allem den Analysen von Robert und Raewyn Connell (1987, 1995), David Gilmore (1993) und Erving Goffman (1994) zu verdanken sind. Dies betrifft *erstens* die Beobachtung, dass Männlichkeit ein genuin soziales Phänomen ist, das Erwartungen, Normen, Zwänge, Leitbilder und Ideale umfasst, die Jungen und Männern qua Sozialisation, Erziehung und Konformitätsdruck ebenso auferlegt werden, wie dies bei Mädchen und Frauen

für soziale Festlegungen von Weiblichkeit der Fall ist. Es handelt sich demnach um strukturell verankerte und kulturell objektivierende gesellschaftliche Subjektivitätsformen, d. h. um „Vermittlungsformen zwischen Gesellschaft und Subjektivität“, die „von den Individuen personifiziert und betätigt werden müssen“ (Vogel 1983, S. 58). *Zweitens* wurde aufgezeigt, dass Männlichkeiten in unterschiedlichen – historisch veränderlichen, konkurrierenden und umstrittenen – Formen gegeben sind, zwischen denen Hierarchien der Macht und Anerkennung bestehen. In Zusammenhang damit wurde *drittens* akzentuiert, dass die Anpassung an bzw. die Aneignungen von Männlichkeit(en) für Jungen und Männer immer auch eine solche Formierung ihrer Subjektivität bedeutet, die als Einschränkung erlebt werden und mit Leiden einhergehen kann. Dies ist auch deshalb der Fall, weil ein wichtiges Merkmal von Männlichkeitsideologien darin besteht, gesellschaftlich zugemutete Pflichten und Zwänge (nicht zuletzt: harte körperliche Arbeit, soldatische Disziplinierung und Kampfesbereitschaft) als Herausforderungen zu inszenieren, in deren fragloser Akzeptanz und heroischer Bewältigung sich Männlichkeit erst beweist. Männlichkeit stellt also *viertens* keine naturgegebene Eigenschaft von Jungen und Männern dar, sondern einen prekären sozialen Status, der nur durch bestimmte Leistungen erreicht werden kann, weshalb (heterosexuelle) Jungen und Männer sich selbst und anderen immer wieder nachweisen müssen, dass sie – und das gewöhnlich in deutlicher Abgrenzung zu Frauen (und zu Homosexuellen) – tatsächlich männliche, d. h. den Männlichkeitsnormen ihres jeweiligen sozialen Kontextes gerecht werdende Jungen und Männer sind.⁴

In ihren Beiträgen zur Geschlechter- und Männlichkeitsforschung hat Mechthild Bereswill einen weiteren Gesichtspunkt akzentuiert, der über diese vier grundlegenden Einsichten in entscheidender Hinsicht hinausgeht: die innere Widersprüchlichkeit menschlicher und somit auch männlicher Subjektivität. Sie folgt dabei einer subjekttheoretischen Programmatik, die betont, „dass die subjektive Aneignung und Verarbeitung gesellschaftlicher Verhältnisse ein widersprüchlicher, konflikthafter und eigenständiger Prozess ist“ (Bereswill 2014, S. 192). Individuen sind demnach nicht nur Objekte gesellschaftlicher Einflüsse und Prägungen, sondern zugleich eigensinnige Subjekte, die sich aktiv mit gesellschaftlichen Zumutungen auseinandersetzen. Deshalb ist Mechthild Bereswill zufolge eine subjekttheoretische Erweiterung der gesellschaftswissenschaftlichen Geschlechterforschung und damit eine Verbindung „soziologischer und sozialpsychologischer

⁴Darauf, dass diese sich in Abhängigkeit von Faktoren wie der beruflichen Position, dem sozialen Milieu und dem nationalgesellschaftlichen Kontext erheblich unterscheiden, kann hier nicht näher eingegangen werden.

Zugänge zum Verhältnis von Gesellschaft und Subjekt“ (ebd.) erforderlich, die dazu beitragen kann, auch die sozial und individuell unbewussten Tiefendimensionen der Geschlechterverhältnisse in den Blick zu nehmen.

3 Männlichkeit und Gewaltkriminalität

Die Bedeutung der zunächst knapp skizzierten theoretischen Rahmung zeigt sich nicht zuletzt in ihrer Forschung über Gewalt und Kriminalität (s.u.). Dass physische Gewalt und ein Großteil der registrierten Kriminalität eng mit Männlichkeit(en) verknüpfte Phänomene sind, zeigt schon ein Blick in die einschlägigen Statistiken. Dass dies in der Kriminalitätsforschung jedoch lange ignoriert wurde und immer noch vernachlässigt wird, ist, ebenso wie die insgesamt geringe Resonanz der Männlichkeitsforschung in den Sozialwissenschaften, selbst ein erklärungsbedürftiger Sachverhalt. In seiner wichtigen Studie „Masculinities and Crime“ stellte James W. Messerschmidt (1993, S. 1) diesbezüglich zunächst fest, dass es „kein Geheimnis ist, wer den größten Teil der Straftaten begeht“ sowie dass das Geschlecht unbestreitbar der wichtigste Prädiktor für die Wahrscheinlichkeit der Begehung von Straftaten ist. Zur Erklärung der weitgehenden Vernachlässigung dieses Sachverhalts greift er ein gängiges Argument der feministischen Geschlechterforschung auf: „Weil Männer und Jungen als die ‚normalen Subjekte‘ galten, bleibt die geschlechtliche Dimension ihres legitimen und illegitimen Verhaltens weitgehend unbeachtet“ (ebd., S. 1).

Mit ihren Arbeiten zur Männlichkeitsforschung hat Mechthild Bereswill wichtige Beiträge zur Aufhellung dieser Leerstelle vorgelegt. Sie unternimmt dort den anspruchsvollen Versuch, eine gesellschaftstheoretische Analyse von Geschlechterverhältnissen mit einer subjekttheoretischen Perspektive zu verbinden, welche die Bedeutung der biografischen Aneignung kultureller Konzepte von Männlichkeit für das Selbstverständnis von Männern in den Blick nimmt. Dabei soll der auf gesellschaftliche Einflüsse nicht reduzierbare Eigensinn von Subjektivität berücksichtigt, zugleich aber die Falle eines Biologismus vermieden werden, der Geschlechtsidentitäten als quasi-natürliche und damit außersoziale Folge genetischer Unterschiede verkennt. Von zentraler Bedeutung für die damit eingenommene Forschungsperspektive ist ein Verständnis von Wissenschaft als macht- und herrschaftskritisches Projekt und damit das Interesse, „latente und unbewusst gehaltene Muster und Strukturelemente in der Gesellschaft und im Subjekt, die sich zu einer sozialen und symbolischen Ordnung (nicht nur) der Geschlechter zusammenfügen“ (Bereswill 2018, S. 27), aufzudecken. In Übereinstimmung mit einem zentra-

len Impetus kritischer Theorien wird einer Geschlechterforschung, die gesellschafts-, kultur- und subjekttheoretische Analysen verknüpft, ein emanzipatorisches Potenzial zu „Aufdeckung, Dekonstruktionen und Bewusstmachung“ (ebd., S. 27) der gesellschaftlichen und zugleich in die psychischen Binnenstrukturen der Subjekte eingeschriebenen Geschlechterverhältnisse zugetraut.

Mit der so eingenommenen Perspektive ist (auch) Mechthild Bereswill mit den erheblichen Schwierigkeiten von Theorien konfrontiert, die versuchen, die soziale Konstitution bzw. Formierung von Subjektivität zu denken, ohne dabei die widersprüchliche Gleichzeitigkeit von gesellschaftlicher Fremdbestimmung und individueller Selbstbestimmung aufzulösen, die von jeder Gesellschafts- und Sozialtheorie angenommen werden muss, die an der Denkmöglichkeit von Emanzipation und Selbstbestimmung festhält (dazu etwa Ritsert 2014, S. 64 ff.). Damit wird es erforderlich, einen soziologischen Determinismus zu vermeiden, welcher die lebendige Subjektivität konkreter Menschen in einen Effekt diskursiver Anrufungen auflöst. Es bedarf dazu eines theoretischen Rahmens, der das in sich widersprüchliche „Wechselverhältnis zwischen den gesellschaftlichen Zwängen und der Herausbildung und Struktur einer lebenslang konflikthaften Subjektivität nicht in eine Richtung auflöst“ (Bereswill 2018, S. 32).

Entscheidend dafür, wie – vor allem: mit welchen Annahmen über Subjektivität – Mechthild Bereswill diesbezüglich vorgeht, ist ihr Rückgriff auf ein Verständnis von Psychoanalyse als sozialwissenschaftliche Tiefenhermeneutik (Hauß und Loh 2020), die ein Verständnis der Symbolisierung von vorsprachlichen Affekten und Interaktionserfahrungen ermöglicht. Auf die spezifische Lesart der Psychoanalyse, die dafür in Anspruch genommen wird, kann und soll hier nicht näher eingegangen werden (Bereswill et al. 2010).⁵ Die aus meiner Sicht entscheidende Implikation besteht in einer Annahme, mit der auch andere Varianten kritischer Subjekttheorien übereinstimmen: der Annahme, dass menschliche Subjektivität nicht in ihrer gesellschaftlichen Zurichtung aufgeht, weshalb der Widerspruch von Gesellschaftlichkeit und Individualität nicht heilbar ist und sich auch als Widerspruch im Subjekt – im Leiden an den gesellschaftlichen Zwängen und Zumutungen, aber auch in überschießenden Phantasien, Sehnsüchten und Hoffnungen – manifestiert.

Die Bedeutung dieser Perspektive für die Geschlechter- und Männlichkeitsforschung verdeutlicht Mechthild Bereswill (2014), indem sie „Geschlecht als

⁵ Dies würde eine erneute Auseinandersetzung mit der Frage erfordern, ob, und wenn ja wie, eine theoretisch konsistente Integration von Gesellschaftstheorie und Psychoanalyse möglich ist; dies wurde in der Soziologie in den 1970er und 1980er in Anschluss an die ältere Diskussion über Marxismus und Psychoanalyse durchaus kontrovers diskutiert.

Konfliktkategorie“ bestimmt und damit akzentuiert, dass die lebensgeschichtliche Aneignung von Geschlechtsidentifikationen als eine Dynamik verstanden werden muss, die durch eine fortlaufende Spannung zwischen gesellschaftlichen Formierungen vergeschlechtlichter Subjektivität und darauf bezogenen Identifikationen einerseits, den darin nicht aufgehobenen Dimensionen und Bedürfnissen menschlicher Subjektivität andererseits, angetrieben wird. Individuen sind so betrachtet gerade keine mit sich selbst identischen Subjekte; vielmehr tritt der Bildungs- und Entwicklungsprozess der individuellen Subjektivität als ein Prozess in den Blick, der durch innere Widersprüche gekennzeichnet ist. Identität wird als der prekäre Versuch begriffen, in den reflektierenden Auseinandersetzungen damit ein konsistentes Selbstbild aufrechtzuerhalten. Die „Selbstentwürfe von Menschen“, so fasst Mechthild Bereswill (2018, S. 32) diesen Zusammenhang, sind nicht einfach nur ein Effekt gesellschaftlicher Einflüsse, sondern auch „Ausdruck einer eigensinnigen Aneignung, Bearbeitung und Umformung von einseitigen Identitätszumutungen“.

Die damit skizzierte theoretische Position hat Mechthild Bereswill (2012) in ihrer Forschung über Männlichkeiten bei marginalisierten Jugendlichen in kreativer Weise in eine Methodologie übersetzt, die darauf ausgerichtet ist, die Widersprüche und Spannungen in deren Erfahrungszusammenhang und deren Selbstbild sichtbar werden zu lassen. Dafür sind m.E. zwei Vorgehensweisen entscheidend: Erstens wurden mit biografischen Interviews Daten erhoben, die den Befragten die Möglichkeit geben, ihre Erfahrungen und Perspektiven in einer Weise zu artikulieren, die nicht zur Inszenierung einer vermeintlich konsistenten Identität auffordert, und die damit eine tiefenhermeneutische Interpretation ermöglichen, die ihre Aufmerksamkeit auf die Brüche und Inkonsistenzen in den Erzählungen richtet; sichtbar gemacht werden kann dadurch, „wie kulturelle Deutungsmuster und biografische Konfliktkonstellationen aufeinander verweisen, sich aber zugleich aneinander brechen“ (ebd., S. 149). Zweitens geht sie auf dieser Grundlage in ihren Interpretationen der Fallgeschichten über solche zirkuläre Erklärungsmuster männlichen Verhaltens hinaus, die von beobachtbaren bzw. berichteten Verhaltensweisen auf sozialisatorisch erworbene männliche Dispositionen rückschließen, die dann wiederum als Ursache der beobachteten Verhaltensweisen in Anspruch genommen werden.⁶ Die dafür entscheidende theoretische Wendung besteht darin, Artikulation-

⁶Eine solche Zirkularität zeigt sich gelegentlich in Texten, die mit einer oberflächlichen Adaption des Bourdieuschen Habituskonzepts operieren: Aus empirisch beobachteten Verhaltensweisen und Äußerungen wird auf einen Habitus geschlossen, der dann als Ursache dessen in Anspruch genommen wird, was beobachtet wurde.

nen von Männlichkeit, auf die sich Beforschte in Interviews zur Erklärung, Begründung und Rechtfertigung problematischer Verhaltensweisen beziehen, nicht als letztinstanzliche Erklärungsebene zu fassen, sondern in einem weiteren Schritt danach zu fragen, auf welche generellen und geschlechtsunspezifischen Probleme der Persönlichkeitsentwicklung diese verweisen. Gesellschaftlich einflussreiche Normierungen von Männlichkeit(en) werden dabei als Vorgaben dafür in den Blick gerückt, wie inneres Erleben und innere Konflikte in einer Weise gedeutet, bewertet und bewältigt werden sollen, die dem entsprechen, was jeweilige Konzepte von Männlichkeiten ermöglichen, nahelegen oder erzwingen. Akzentuiert wird dabei, dass die Verstrickung junger Männer in problematische Gewaltpraktiken als Folge einer biografischen Aneignung bestimmter Männlichkeitskonzepte dechiffriert werden kann, die für diese jungen Männer deshalb attraktiv sind, weil sie ihnen eine Möglichkeit zu Bearbeitung der „Autonomiekonflikte“ bieten, „die von jungen Erwachsenen verarbeitet werden müssen“ (ebd., S. 152).

In der damit eingenommenen Perspektive ist die Subjektivität von Jungen und Männern nicht einfach nur eine männliche geprägte Subjektivität, sondern eine Subjektivität, die generelle Merkmale menschlicher Subjektivität mit jeweils spezifischen Ausprägungen von Individualität verbindet, wobei geschlechtsbezogene Normierungen mehr oder weniger wirkungsmächtige Festlegungen sind, die den Möglichkeitsraum des Fühlens, Wahrnehmens, Denkens und Handelns einschränken. Die damit eingenommene Perspektive ermöglicht es, Männlichkeiten als soziale Festlegungen in den Blick zu nehmen, die nicht allein deshalb problematisch sind, weil sie mit patriarchalischen Machtverhältnissen sowie Machtverhältnissen zwischen dominanten und untergeordneten Männlichkeiten verknüpft sind. Vielmehr wird Geschlecht damit als eine „Konfliktkategorie“ (Bereswill 2014, S. 189) erkennbar, die gekennzeichnet ist durch „eine fortlaufend spannungsreiche Dialektik zwischen äußeren und inneren Realitäten, in deren Verlauf ungleichzeitige gesellschaftliche Konstellationen auf die inneren Konflikte des Subjekts treffen“ (ebd., S. 194).

4 Und wie weiter?

Die Arbeiten von Mechthild Bereswill tragen zur Fortführung einer Linie kritischen sozialwissenschaftlichen Denkens bei, welche die komplexen Verschränkungen gesellschaftlicher Strukturen und Dynamiken mit individueller Subjektivität in einer Weise in den Blick nimmt, welche die Eigensinnigkeit der Subjekte anerkennt und auf dieser Grundlage Möglichkeiten einer Analyse erprobt, die Chancen der Befreiung aus gesellschaftlichen Beschränkungen, Einfluss-

nahmen und Zwängen sichtbar werden lässt. In der gegenwärtigen sozialwissenschaftlichen Diskurslandschaft findet eine solche Perspektive nur noch wenig Resonanz. Zwar sind Gesellschafts- und Kapitalismuskritik durchaus en vogue, nicht aber ein Denken in den Traditionslinien sozialwissenschaftlicher Subjekttheorien, die sich der Herausforderung stellen, gesellschaftstheoretische und sozialpsychologische Einsichten in einer nicht reduktionistischen Weise aufeinander zu beziehen. Nicht nur, aber auch für die Geschlechter- und Männlichkeitsforschung könnte eine diesbezügliche Rückbesinnung Möglichkeiten einer produktiven Fortführung der Diskussion dazu eröffnen, was die unabgegoltenen Erkenntnispotenziale des durchaus schwierigen und riskanten Versuchs sind, Gesellschaftstheorie und Psychoanalyse theoretisch und forschungspraktisch aufeinander zu beziehen. Dies ist auch deshalb der Fall, weil – und auch darauf hat Mechthild Bereswill (2014, S. 193 ff.) mit überzeugenden Argumenten hingewiesen – das in der Geschlechterforschung prominente Konzept Habitus nicht dazu geeignet ist, theoretisch für die Brüche, Risse und Widersprüche in den Vermittlungsprozessen zwischen Gesellschaft und Subjektivität sowie für den Eigensinn der männlichen und weiblichen Subjekte zu sensibilisieren.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1979): *Minima Moralia*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bereswill, Mechthild (2012): Marginalisierte Männlichkeit als gesellschaftliche und biographische Konfliktodynamik – Empirische Einsichten und methodologische Perspektiven. In: Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit (Hrsg.): *Erkenntnis und Methode. Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs*. Wiesbaden: SpringerVS, S. 145–156.
- Bereswill, Mechthild (2014): Geschlecht als Konfliktkategorie. In: Behnke, Cornelia/Lengersdorf, Diana/Scholz, Sylka (Hrsg.): *Wissen – Methode – Geschlecht: Erfassen des fraglos Gegebenen*. Wiesbaden: VS, S. 189–199.
- Bereswill, Mechthild (2018): Geschlecht als Konfliktkategorie und als soziale Konstruktion. Überlegungen zu einer grundlegenden Spannung In: Ahrbeck, Bernd/Dörr, Margret/Gstach, Johannes (Hrsg.): *Jahrbuch für Psychoanalytische Pädagogik*, Band 26, Gießen: psychosozial, S. 26–41.
- Bereswill, Mechthild/Morgenroth, Christine/Redman, Peter (2010): Alfred Lorenzer and the Depth-Hermeneutic Method. In: *Psychoanalyses, Culture, and Society* 15, S. 221–250. <https://doi.org/10.1057/pcs.2010.12>
- Bourdieu, Pierre (2005): *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Connell, Robert W. (1987): *Gender & Power*. Stanford: Stanford University Press.
- Connell, Robert W. (1995): *Masculinities*. Berkeley/Los Angeles: University of California Press.
- Fraser, Nancy (2009): Feminismus, Kapitalismus und die List der Geschichte. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, H. 8, S. 43–57.

- Gilmore, David (1993): *Mythos Mann*. München: DTV.
- Goffman, Erving (1994): *Interaktion und Geschlecht*. Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Haubl, Rolf/Lohl, Jan (2020): Tiefenhermeneutik. In: Mey, Günther/Mruck, Katja (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-658-18387-5_57-2
- Haraway, Donna (1988): Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. In: *Feminist Studies*, Vol. 14, No. 3, S. 575–599.
- Hirschauer, Stefan (2001): Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Sonderheft 41, S. 208–235.
- Hirschauer, Stefan (2017): Humandifferenzierung. In: Ders.: *Un/doing differences. Praktiken der Humandifferenzierung*. Weilerswist: Velbrück, S. 29–54.
- Luhmann, Niklas (1990): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Marx, Karl (MEW23) (1968): *Das Kapital*, Bd. I. Berlin: Dietz Verlag.
- McRobbie, Angela (2010): *Top Girls*. Wiesbaden: SpringerVS.
- Messerschmidt, James W. (1993): *Masculinities and Crime*. Lanham: Rowman & Littlefield.
- Ritsert, Jürgen (2014): *Kurze Einleitung in die Sozialphilosophie*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Rose, Lotte/Scherr, Albert (2000): Der Diskurs der Geschlechterdifferenzierung in der Kinder- und Jugendhilfe. Ein kritischer Blick. In: *deutsche jugend*, H. 2, S. 65–74.
- Scherr, Albert (2010): Ordnungsstiftende und illegitime Gewalt. Perspektiven reflexiver Gewaltforschung. In: *Soziale Passagen*, H. 2, S. 169–181.
- Vogel, Martin R. (1983): *Gesellschaftliche Subjektivitätsformen*. Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Willis, Paul (1977/2013): *Spaß am Widerstand. Learning to Labour*. Hamburg: Argument.

Methodologien

Was ist eine Forschungsbeziehung? Szenisches Verstehen, kommunikative Validierung und eine andere Form der Evidenz

Christine Morgenroth

Forschung und Beziehungsarbeit in einem Atemzug zu nennen, weckt vermutlich noch immer Verwunderung und Kopfschütteln. Meine Beziehung zu Mechthild Bereswill, der alle Beiträge dieses Bandes gewidmet sind, beruht auf gemeinsamen Erfahrungen, die im Kontext qualitativer Forschung entstanden sind.¹ Sie selbst spricht verschiedentlich von dem Beziehungsangebot, das ein Text, speziell Interviewtexte, den Leser:innen macht und auf das unweigerlich reagiert wird: zumeist in der Bewertung als Störung, die besser ignoriert wird. Eine psychoanalytisch orientierte Hermeneutik wird eine solche Irritation als einen möglichen Schlüssel zum Verständnis eines tieferliegenden, verborgenen, unbewussten Sinns begreifen. Wie dieser Schlüssel zu nutzen ist, werde ich im Folgenden zeigen, und dabei verdeutlichen, wie Mechthild Bereswill ihn genutzt hat.

Meine erste Begegnung mit ihr geht in die 1990er-Jahre zurück und ist durch akademische Ausbildungsverhältnisse entstanden: Mechthild Bereswill und Gudrun Ehlert suchten eine Begleitung für ihr gemeinsames Dissertationsprojekt, das

¹ Einige der hier entwickelten Gedanken beruhen auf einem Vortrag mit dem Titel „Look at me and reflect on yourself“, den ich 2021 auf der Konferenz der International Research Group of Psycho-social Analysis in Dubrovnik digital gehalten habe.

C. Morgenroth (✉)
Leibniz Universität Hannover, Hannover, Deutschland
E-Mail: c.morgenroth@http-tel.de

sich mit den Erfahrungen von allein reisenden Frauen befasste. Die Veränderungen von Selbst- und Fremdbild in der Konfrontation mit Fremdheit, und damit Rollensereotype überschreitende Erfahrungen, waren die leitenden Forschungsfragen dieses qualitativen Forschungsprojektes, das mit narrativen Interviews sowie unter anderem mit tiefenhermeneutischen Interpretationen arbeitete. Es wurde eine ausgezeichnete Dissertation (Bereswill und Ehlert 1996).

Beim Blättern durch ihre weiteren, zahlreichen Publikationen, deren Lektüre durchweg anregend und unbedingt empfehlenswert ist, stieß ich auf eine Arbeit, in der sie sich mit der Biografie eines jungen Delinquenten, Stanley, befasst. Auf Anregung seines Bewährungshelfers Clifford Shaw schreibt er seine Lebensgeschichte nieder und legt damit den Grundstein für eine weitreichende Veränderung seines eigenen Lebens. Und nicht nur das: Dieses Buch, später unter dem Titel „The Jack-Roller. A Delinquent Boy's Own Story“ erstmals 1930 publiziert, wurde für den Begleiter Clifford Shaw und seine spätere Karriere als Sozialforscher Grundlage für eine soziologische Forschungsrichtung (Life History), die später auch im Bereich der Kriminologie als Chicago School of Sociology beträchtlichen Einfluss entwickelte.

In Mechthild Bereswills Neu-Interpretation von Stanleys Lebenserzählung steht zu Beginn eine Irritation, die sich an dem überzeichneten Bild, der Überdeterminiertheit der „bösen Stiefmutter“ entzündet. Ihre tiefenhermeneutische Bearbeitung der Lebensgeschichte dieses Jungen macht in überraschender Weise eine Leerstelle deutlich und formuliert die Frage: Wo ist der Vater bei dieser Gewaltgeschichte? Und die kollegiale Gruppeninterpretation macht genau auf dieses fehlende Thema aufmerksam, gibt ihm eine besondere Bedeutung und führt zu den Themen Männlichkeit und Verwundbarkeit sowie fehlende Vaterbeziehung – also zu einer erheblichen Erweiterung des Spektrums möglicher Bedeutungen dieser Lebensgeschichte aus der Sicht heutiger qualitativer Forschungsansätze.

Mir selbst bleibt beim erneuten Lesen eine Formulierung im Gedächtnis: „Shaw was very taken with Stanley and had provided him with ongoing support“ (Bereswill 2007, S. 470). Shaw war an diesem jungen Mann sehr gelegen, sodass er ihn über Jahre und aus seinen unterschiedlichen Funktionen heraus unterstützte. Es ist, diese Schlussfolgerung liegt nahe, gewiss eine ungewöhnlich dichte und aufgeladene Beziehung zwischen dem Sozialarbeiter und späteren Forscher und dem jugendlichen Menschen entstanden, der Shaws Forschungsinteresse unmittelbar repräsentiert, geradezu verkörpert. War dies eine Forschungsbeziehung? Auf diesen Begriff werde ich später zurückkommen.

1 Arbeit an der Evidenz

In weiten Bereichen gegenwärtiger Sozialwissenschaft genießt evidenzbasierte Forschung große Anerkennung. Dem liegt ein bestimmter Begriff von Evidenz zugrunde: Auf der Basis quantifizierbarer Versuchsreihen oder Experimente gelten Befunde als valide, wenn sie wiederholbar, messbar und durch statistische Signifikanz ausgezeichnet sind und damit Gültigkeit beanspruchen, weil sie als bewiesen gelten. Dieser Ansatz betrifft ausschließlich das Faktische, das beobachtbar ist, das aufgegliedert, bewertet und vermessen werden kann, um den Nachweis eines tatsächlichen Sachverhalts oder belegten Zusammenhangs zu erbringen. Dieses Verständnis von Evidenzbasierung ist zentral für Methodenwahl und Ergebniserzeugung im Kontext quantifizierender Ansätze in der Sozialforschung und birgt die Gefahr einer erheblichen Reduktion von Komplexität.

Deutlich davon unterschieden ist eine andere Auffassung von Evidenz, zunächst als Terminus in der Philosophie des 17. Jahrhunderts im Sinne einer überzeugenden Klarheit eines Arguments und darauf basierender Stimmigkeit, die einer Gewissheit nahekommt. Sie ereignet sich im Kopf, im Inneren der Denkenden, sie ist im Subjekt entstanden. Diese Auffassung von Evidenz hilft auch und besonders dem Verstehen fremdpsychischer Vorgänge. Ein Evidenzerlebnis vollzieht sich bei dem Verstehenden wie bei einer Gestaltschließung, die sich als plötzliches Zusammenfügen bislang vereinzelt bestehender Wahrnehmungen und Erkenntnisse darstellt. Wie durch einen Blitzschlag ergibt sich auf einmal dort ein vollständiges Bild, wo vorher nur einzelne Fragmente vorlagen (Lorenzer 1970, S. 52 ff.). Dieser Moment ähnelt dem in der Pädagogik bekannten „Aha-Erlebnis“: dem plötzlichen Begreifen von zuvor partiell Unverstandenen. Dieser Auffassung von Evidenz geht es um Verstehen, um Auslegungen, um Triftigkeit der Argumente. Es geht um Deutungen, um Interpretationen, die unter ständigem Bezug auf den zu verstehenden Gegenstand, das Interpretandum, erarbeitet werden. Das Interpretandum kann dabei die Äußerung einer Patientin ebenso sein wie ein Textabschnitt oder ein narratives Interview.

Bei der Interpretation von Texten im Kontext qualitativer Sozialforschung ebenso wie in der psychoanalytischen Psychotherapie erfolgt das Ringen um den Zugang zum Verstehen von Fremdpsychischem, es geht um das Verstehen von innerseelischen Vorgängen, Zuständen und Ausdrucksformen eines anderen Menschen. Diese Seelenzustände werden oftmals nicht unmittelbar sprachlich expliziert, vielmehr haben sie ihre Bedeutung, den Ort für ihre Existenz „zwischen den Zeilen“ gefunden. Diese Ausdrucksformen erlangen zwar keinen direkten Eingang in Sprache, sind jedoch an die gesprochene Sprache in vielfältiger Weise ge-

bunden. Sie haben ihren Ort im Ungefähren, zwischen den Worten, häufig zeigen sie sich auch in bestimmten Handlungsweisen wie beispielsweise einem zwanghaften Wiederholungsgeschehen.

Im Fall der Neu-Interpretation von Stanley, dem Jack-Roller, findet Mechthild Bereswill ihren Zugang in dem irritierenden Übermaß der Thematisierung einer äußerst lieblosen und gewalttätigen „bösen Stiefmutter“. Diese schildert Stanley in einem dramatischen Kontrast zu seiner leiblichen Mutter, die starb, als er vier Jahre alt war, und die in seiner Lebenserzählung zu einer ausschließlich guten Gestalt wird, die umso heller strahlt, je düsterer er das Bild der Stiefmutter entwirft. Sehr viele Hinweise zum Verstehen von Stanleys Motiven und Sehnsüchten, seines Männlichkeitsbildes und seiner Verletzungen lassen sich im manifesten Text seiner Lebensgeschichte finden. Erst nach intensiver Deutungsarbeit am Text und einigen heftigen Kontroversen in der interpretierenden Gruppe kommt eine andere Dimension ins Spiel, nämlich die Auslassung, die Leerstelle. Die Aufmerksamkeit widmet sich dem, was nicht gesagt wird.

In der gesamten Lebensgeschichte, die Stanley detailliert, freimütig und in dramatischen Spannungsbögen erzählt, spielt der Vater praktisch keine Rolle. Das wirft die Frage auf: warum? Welche Funktion hatte er für den Jungen, wieso hat er ihn nicht geschützt vor der Gewalt der Stiefmutter? Wo war er überhaupt – vielleicht im Gefängnis? Dem Ort der Bestrafung durch Freiheitsentzug, der auch seinem Sohn später bevorstehen wird?

Auf diese Fragen werden keine Antworten gefunden, die objektive Wahreitsaussagen ermöglichen; allerdings treten neue Fragen in den Vordergrund, die zuvor unterhalb der forschenden Aufmerksamkeitsschwelle geblieben waren. Es sind die Fragen, die Rekonstruktionen des manifesten Inhalts überschreiten und sich der psychologischen Qualität des Gesagten, dem „Wie“ der Kommunikation und dem „Warum gerade so“ der Interaktion widmen. Ein szenisches Verstehen ermöglicht Annäherungen an diese unbewussten, zumeist nichtsprachlichen Zwischenbereiche, die aber mit besonderer Bedeutung aufgeladen sind.

2 Die Forschungsbeziehung im Arbeitsprozess des Szenischen Verstehens

In zahlreichen Materialien der qualitativen Forschungsarbeit spielen Narrationen, also erzählte Erfahrungen aus der Lebensgeschichte, eine wichtige Rolle. Narrative Interviews laden die Interviewten ein, im Kontakt mit den zuhörenden Forscher:innen eine möglichst detailreiche biografische Erzählung zu generieren. Diese Erzählungen können als Drehscheibe zwischen bewusst intendierter Mitteilung und

unbewusster Szene verstanden werden, die den Zugang zum unbewussten Sinn über Bilder, Chiffren und Hinweise, Unterbrechungen und plötzliche Themenwechsel sowie über Fehlleistungen erlaubt. Der Zugang erfolgt über die Teilhabe der Zuhörenden, die zeitweilig zu einem sozial ebenso wie emotional bedeutsamen Gegenüber innerhalb der Szene werden.

Diese Teilhabe geschieht auch im Prozess der Forschung, wenngleich sie den Forschenden selten bewusst ist und daher kaum thematisiert wird. Dass die Mitteilungen von Interviewten im Forschungsprozess emotionale Reaktionen auslösen, ist seit den Analysen von Devereux (1967/1984) keine Überraschung mehr. Dass die Forschungsbeziehung selbst reflektiert werden muss, wird zunehmend diskutiert (sehr früh bereits Bereswill 2003 in ihrem Habilitationsvortrag). Weniger geläufig ist hingegen die Auffassung, dass die Gegenübertragung der Forscher:innen auf den Gegenstand ihrer Forschung (meist: Interview-Texte) nützlich und gelegentlich notwendig ist, um zu einer tieferen Bedeutungsschicht vorzudringen (Morgenroth 2010). Das steht in krassem Gegensatz zu ihrer Einschätzung als zu eliminierendem Störfaktor.

Daher sind zwei unterschiedliche Bereiche intersubjektiver Gestaltung von Szenen in der Forschung zu berücksichtigen. Zunächst die Begegnung im Interview selbst zwischen Interviewer:in und Interviewten als die primäre Forschungsbeziehung, die Übertragungen und Gegenübertragungen auslösen kann. Zudem gibt es die Begegnung der Interpret:innen mit einem Text, mit der zum Text gewonnenen Erzählung, die aus der Interview-Szene hervorgeht. Die emotionalen Reaktionen auf diesen Text sind ebenfalls Gegenübertragungen, also eine lebendige, subjektiv-emotionale Reaktion der Leser:innen auf einen Text. Dessen latente Sinnebene und unbewussten Bedeutungsstrukturen sind Ausdruck einer vergangenen, oft sprachlich nicht mehr fassbaren, de-symbolisierten Realerfahrung. Es sind Übertragungen, die Wissenschaftler:innen in einer affektiven Stellungnahme zum Text hervorbringen. Die Reaktionen sind häufig unmittelbar, heftig, manchmal leidenschaftlich. Durch diese starke Emotionalität werden die Forscher:innen zu Teilhabenden an der unbewussten Szene des Textes und damit an der unbewussten Szene der Interviewten. Die Teilhabe beruht auf der Fähigkeit zu Mitgefühl, Anteilnahme, Empathie und Identifikation. Dieser Vorgang kann als sekundäre Forschungsbeziehung bezeichnet werden, der auch bei der Interpretation anderer Textgattungen wirksam wird (Lorenzer 1986).

Beide Formen der Forschungsbeziehung können durch szenisches Verstehen erschlossen werden und ermöglichen Zugang zu der unbewussten, nicht-sprachlichen Bedeutungsebene. Dabei erfolgt die Annäherung an die unbewusste Szene, die verstanden werden soll, vorsichtig und schrittweise.

Diese Schritte sollen zunächst am Beispiel der Behandlungsbeziehung verdeutlicht werden. Dem Psychoanalytiker und Sozialpsychologen Alfred Lorenzer verdanken wir die Einsicht in die Voraussetzungen und Möglichkeiten des szenischen Verstehens, das er am Beispiel der psychoanalytischen Behandlung herausgearbeitet hat (Lorenzer 1970, S. 104 ff.). Diese werden im Folgenden stark vereinfacht und schematisiert dargestellt, um einen Vergleich mit den Schritten szenischen Verstehens im Forschungsprozess zu erleichtern. Der subtilen Gestaltung von Behandlungsprozessen wird diese Darstellung keinesfalls gerecht.

Lorenzer betont, dass früheste, vorsprachliche Erinnerungsspuren als Engramme gespeichert sind; Diese sind Ergebnis unbefriedigender, gar traumatischer oder aber befriedigender, lustvoller Interaktion mit den wichtigen Fürsorgepersonen (1); diese Engramme werden zu bestimmten Interaktionsformen (die die ursprüngliche Erfahrung im Kern aufbewahren), die sich dauerhaft als unbewusste präverbale Re-Inszenierung der gespeicherten Engramme erhalten, ein Vorgang, der heute mit Enactment bezeichnet wird (2). Diese unbewussten Re-Inszenierungen/Enactments bestimmen Struktur und Dynamik der jeweils aktuellen Interaktionsszenen, sodass die Originalszene im Kern der aktuellen Szene enthalten ist (3). In der Behandlung entfaltet sich zwischen Analytiker:in und Analysand:in diese unbewusste Szene erneut und darüber wird die direkte Teilhabe der Behandelnden an der unbewussten Szene der Patientin möglich, da sie sich in der Behandlung erneut „in Szene setzt“, also wiederholt (4). Diese Teilhabe vollzieht sich auch über Bilder, Metaphern, Erzählungen (5), die das Spiel von Übertragung und Gegenübertragung bewirken (6). Deren Bedeutung kann sich die Analytikerin durch die selbstexplorative Untersuchung der Gegenübertragung nähern, was in Verbindung mit theoretischen Konzepten und Erfahrungen in der Analytikerin zu einem Evidenzerleben führt (7). Wenn es in der Behandlung zu einer Deutung der unbewussten Szene kommt (8), kann eine interaktive Geltungssicherung durch die Reaktion der Analysandin erfolgen, die sich zumeist als plötzliches Begreifen eines Zusammenhangs, ein Evidenzerlebnis der sich in Behandlung Befindenden zum Ausdruck bringt (9). Im Behandlungsprozess wird durch die Verbindung einer neuen emotionalen Erfahrung, die innerhalb einer wichtigen Beziehung stattfindet, mit einer Einsicht in die Bedeutung dieser neuen Erfahrung eine alternative Erinnerungsspur neben die ursprüngliche gelegt. Langfristig wird so das alte Engramm durch neue Beziehungserfahrungen ergänzt, gleichsam überschrieben. In der Folge verringert sich die Last der Symptome, zudem verändert sich auch der aktuelle Beziehungs- und Kommunikationsstil (10). Soweit die Skizze zum szenischen Verstehen im Behandlungszimmer.

Selbstverständlich unterscheidet sich die Behandlungsbeziehung in vielfältiger Weise von einer Forschungsbeziehung, vorrangig in der Unterschiedlichkeit der

verfolgten Ziele. Es gibt aber im Vorgang des Sinn erschließenden Verstehens fremdpsychischer Dynamiken auch beträchtliche Ähnlichkeiten. So ist davon auszugehen, dass szenisches Verstehen in der qualitativen Forschung ähnlichen Grundsätzen folgt. Die emotionalen Stellungnahmen und Reaktionen in der Forschungssituation (Interview als primäre Forschungsbeziehung) sowie in der Interpretationssituation (sekundäre Forschungsbeziehung) können als Gegenübertragungsreaktionen aufgefasst werden, die durch selbst-explorative Ansätze aufklärbar sind. Sie geben häufig dem Interpretationsgeschehen eine neue Wendung, weil sie auf eine weitere, tieferliegende Bedeutungsschicht des Textes aufmerksam machen: Dies sind die sozial ausgegrenzten, kulturell und gesellschaftlich unerlaubten und in der Folge verworfenen Lebensentwürfe der Interviewten. Insofern gibt es bemerkenswerte Analogien zwischen Behandlungsszene und Forschungsszene, wenn beide durch szenisches Verstehen erschlossen werden.

In der Untersuchung narrativer biografischer Interviews ist das besonders nahelegend, weil es um das Verstehen individueller fremdpsychischer Bedeutungen geht. So gehen auch hier Engramme als unbewusste Erinnerungsspuren an vergangene soziale Interaktionen (1) als Enactments, das sind die unbewussten Re-Inszenierungen und Wiederholungen auf der Handlungsebene (2) in Aktualszenen des Alltags ein und entfalten dort eine unbewusste Dynamik (3). Das Interview wird ebenfalls zu einer solchen Aktualszene (3a), ebenso gibt es eine weitere Aktualszene unter den bzw. durch die Beteiligten in der Interpretationsgruppe (3b). In beiden Aktualszenen entfalten sich unbewusste Szenen, die Interpret:innen werden durch ihre spontanen emotionalen Reaktionen zu Teilhabenden an der unbewussten Szene, die im Text repräsentiert ist (4). Mit Hilfe von Assoziationen, Bildern und Sprachfiguren, die sich bei den Teilnehmer:innen der Interpretationsgruppe einstellen, vollzieht sich diese Teilhabe im Interpretations- und Arbeitsprozess selbst (5). Während der Interpretationsarbeit entstehen zahllose emotionale Stellungnahmen durch die Interpret:innen als Gegenübertragung (6). Die Selbstexploration dieser Vorgänge durch die Interpret:innen zumeist innerhalb der Gruppeninterpretation (7) führt zu einer schrittweise immer tiefer gehenden Annäherung an das Verstehen der unbewussten Sinnesebene des Textes (8). Die Geltungssicherung dieser Deutung erfolgt durch Abstimmungsprozesse in der Interpretationsgruppe in ständigem Rückbezug auf den manifesten Text (9), durch Lehranalyse sowie durch die interaktive Geltungssicherung bei Rückführung der Ergebnisse an die Interviewten, die gegebenenfalls dazu Stellung beziehen können.

Inwieweit eine Rückkopplung der Ergebnisse an die Interviewten auch dort, analog zum Behandlungsfortschritt in der Therapie, Wirkungen zeigt (10), ist nicht Gegenstand der Forschung; es ist jedoch wahrscheinlich, dass Rückmeldungen, wenn sie erfolgen können, auch zu weiteren Entwicklungsimpulsen führen. Er-

fahrungen aus biografischen Langzeitprojekten deuten nachdrücklich in diese Richtung. Auch Stanley, der Jack-Roller, erfährt in der langjährigen Begleitung durch seinen Förderer Shaw, der sich sehr für ihn engagiert, zahlreiche Entwicklungsimpulse sowie eine beträchtliche Stabilisierung. Vermutlich hatte die Ermutigung durch Shaw, die eigene Geschichte aufzuschreiben, für Stanley einen Effekt, der mit Nachreifung angesichts einer Bindungsproblematik zu beschreiben wäre. Diese Nachreifung vollzieht sich unbeabsichtigt, gleichsam „hinter dem Rücken“ der Forschenden.

Die Unterschiede zwischen Behandlungs- und Forschungsbeziehung liegen erkennbar auf der Ebene der doppelten Aktualszone (3 a/b), in der Form der Geltungssicherung sowie in den Möglichkeiten der Selbstexploration (8). Letztere ist im Rahmen der psychoanalytischen Behandlung durch systematische Ausbildung, unter anderem durch Lehranalyse und Lehrsupervision, selbstverständlicher Bestandteil der alltäglichen Praxis, mit der das szenische Verstehen, die Rolle der Gegenübertragung und die sorgfältige Unterscheidung der Bedeutungsebenen in der Behandlungssituation bis in die Tiefen der unbewussten Erinnerungsspuren ins professionelle Verhaltensrepertoire der Analytiker:innen eingeschrieben wird. Eine solche umfassende Selbstexploration ist für das szenische Verstehen in sozialwissenschaftlichen Interpretationsprozessen selbstredend nicht möglich und auch nicht erforderlich. Darauf werde ich später zurückkommen.

3 Hermeneutische Gruppenarbeit zur Geltungssicherung

Wie findet in den qualitativen Forschungs- und Interpretationsprozessen eine Geltungssicherung statt? Wie kann sichergestellt werden, dass die Gegenübertragungsreaktionen nicht in die „narzisstische Irre“ führen, das heißt zur Selbstbespiegelung der Interpretierenden werden? Wie kann konkret der Gefahr begegnet werden, dass eine individuelle emotionale Reaktion und deren Reflexion zu einem plötzlichen individuellen Evidenzerlebnis führt, das in der Folge für die „ganze und einzige“ Wahrheit im Verstehen des Falles genommen wird? Wie kann also die subjektive Reaktion der Forscher:innen auf einen Text, auf das Material zu einem Schlüssel werden, um den verborgenen, unbewussten Sinn zu entziffern? Das kann gelingen, wenn die Interpretation innerhalb einer Gruppe als sozialer Verständigungsprozess erfolgt.

Diese Vorgehensweise ist eine Form der kommunikativen Validierung: Die Gruppe, in der die Grundsätze des szenischen Verstehens bekannt sind, stellt ihre Kräfte, Energien und Ressourcen in den Dienst der Interpretation. Im Idealfall geschieht das unter externer Supervision.

Dabei zeigt die Interpretationsgruppe von Beginn an alle Phänomene der Gruppenbildung einschließlich der unbewussten und vielfach miteinander verwobenen Netzwerke von Beeinflussungen und Beziehungen. Diese Netzwerke werden in der Gruppenanalyse in Analogie zu neuronalen Netzwerken als Matrix bezeichnet (Foulkes 1978/2007). Jede Gruppe bildet ein solches Netzwerk, ist aber ihrerseits Teil von größeren Gruppen und damit in ein umfassenderes Geflecht von Beziehungen eingebettet. Dabei geht es nicht nur um die komplexen, multiplen Beziehungen, die der Soziologe Norbert Elias (2005) als Figurationen und Interdependenzketten bezeichnet. Es geht vielmehr auch um die weitgreifende unbewusste Vernetzung zwischen Menschen. Diese bezieht die Vielfalt paralleler Kommunikationsprozesse mit ein, die in und zwischen Gruppen stattfinden und die bewusste ebenso wie unbewusste Anteile haben. Foulkes (1978/2007) differenziert diese beiden Ebenen, indem er eine Grundlagenmatrix von einer dynamischen Matrix unterscheidet. Das, was sich bereits geschichtlich in einer Gruppe als Folge des Prozesses von Interaktionen und Kommunikationen sedimentiert hat (zum Beispiel durch Zugehörigkeit zu derselben Institution, Beteiligung an gemeinsamen Forschungsprojekten oder akademischen Interessenverbänden) bezeichnet er als Grundlagenmatrix, die immer einen starken gesellschaftlichen Bezug aufweist, sie repräsentiert bereits Gesellschaftliches. Das, was sich auf dieser Grundlage im Hier und Jetzt einer Gruppe ereignet und in seiner aktuellen Entstehung beobachtet werden kann, bezeichnet er als dynamische Matrix, die sich durch die Interaktionsweisen einer Gruppe herausbildet.

Der Interpretationsprozess empirischen Materials in der Gruppe folgt dem gemeinsamen Ziel, ein tiefer gehendes Textverständnis zu erarbeiten, das auch die im Material verborgenen, unbewussten bzw. unbewusst gewordenen Lebensentwürfe, die verpönten, gesellschaftlich nicht anerkannten Wünsche und Sehnsüchte berücksichtigt und dem Verstehen zugänglich macht. Die Interpretationsgemeinschaft in einer festen Gruppe kann zu intensiven persönlichen Zusammenschlüssen führen, auch in diesem Kontext entstehen Beziehungen. Das ist die dritte Form von Forschungsbeziehung, auch diese ist nur vorübergehend und nicht auf Dauer angelegt, kann sich jedoch auch langfristig festigen.

Für die Interpretationsarbeit in der Gruppe hat sich die Einigung auf bestimmte regelgeleitete Vorgehensweisen bewährt. Dazu gehört eine Vertrautheit mit den Grundlagen des szenischen Verstehens wie die Bereitschaft, eine Form der „gleichschwebenden Aufmerksamkeit“ zu praktizieren, das heißt zur wachen und zensurlosen Wahrnehmung aller geäußerten Ideen. Diese müssen zunächst stehen bleiben dürfen und werden nicht diskutiert oder gar bewertet. Der Weg dahin geht über gemeinsame Selbstreflexion und Introspektion und setzt ein gewisses Grundvertrauen in die Methode und in die Gruppe voraus, die diese Methode praktiziert. Zunächst werden erste Einfälle und Assoziationen zum Text, dem Interpretandum, ge-

sammelt und nicht kommentiert. Es hat sich als hilfreich erwiesen, wenn die Interpretationsgruppe sich darum bemüht, im Anschluss an die freien Assoziationen das dazugehörige Theoriekonzept kenntlich zu machen, das in die Assoziationskette eingeht. Daraus entstehen häufig erhebliche Differenzen, die in der Gruppe ausgedrückt werden und aus denen, gerade wegen ihrer Unterschiedlichkeit, oftmals ein Verständnis erwächst, das eine völlig neue, bislang nicht in Erscheinung getretene Bedeutung des Textes zulässt. Oft lässt sich eine Kontroverse in der Interpretationsgruppe als szenische Wiederholung oder Fortsetzung einer im Text enthaltenen, aber nicht explizit benannten Dynamik begreifen, die, aus einer gruppenanalytischen Perspektive betrachtet, die dynamische Matrix der Interpretationsgruppe bestimmt, aber auf den zu interpretierenden Text, das Interpretandum, bezogen bleibt. Auch hier gilt, dass die aktuelle Szene – wie eine Kontroverse in der Interpretationsgruppe – eine Annäherung an die Originalszene im Text ermöglicht.

Darauf folgen die Schritte des logischen Verstehens, das der Erfassung der im manifesten Text enthaltenen Inhalte dient, sowie des psychologischen Verstehens, das auf das Wie der Mitteilungen achtet und die primäre Forschungsbeziehung und ihre Gestaltung einbezieht. Erst dann kann mit dem szenischen Verstehen der Zugang zu den tieferen, unbewussten Text-Bedeutungen gesucht werden.

Die Evidenzerlebnisse sind daher nicht allein individuelle, sondern auch in der Gruppe entstandene, erarbeitete: Die Interpretationsgemeinschaft stellt eine Einigung her, die über eine individuelle Triftigkeit und Plausibilität hinausgeht. Die Interpretationsgruppe ringt um die Textbedeutung, es entstehen oftmals heftige Kontroversen und leidenschaftliche Kämpfe um die angemessene Lesart des Textes. Nicht selten erweisen sich diese Vorgänge als ein Widerschein der unbewussten, im Text verborgenen Szene, die sich in der Gruppe re-inszeniert. Auch dieses Geschehen muss erst verstanden werden: Es ist mehr als ein akademischer Streit um Bedeutungen. In der Kontroverse, in die eine Interpretationsgruppe geraten kann, findet sich ein unmittelbares Statement zum Verborgenen, Ausgeschlossenen, das im manifesten Text nicht zur Geltung kommt und kommen darf. Das lässt sich als Gegenübertragungsreaktion darstellen, die gemeinsam verstanden werden muss, bevor die Interpretation fortgesetzt und zum Abschluss gebracht werden kann. Zumeist kommt es in der Interpretationsgruppe zu einer „Einigung“ über die Bedeutung der unbewussten Szene und ihren Bezug zum manifesten Text. Als Schlüssel zum Verständnis der ausgegrenzten und unbewusst gewordenen oder gebliebenen Sinnebenen erweist sich gerade die Kontroverse, weil sie in den unterschiedlichen Auffassungen der Interpretationsgemeinschaft Widerspruchs- oder Spaltungsdynamik im Material zur Geltung bringt. Dies im Prozess der Deutungsarbeit zu

verstehen, ist häufig harte Arbeit und erfordert Geduld. Das Ergebnis, ein tiefer gehendes Sinnverstehen, rechtfertigt aber die Mühe.

Somit führt die Gruppeninterpretation zu aussagekräftigen Befunden, deren Geltung durch den Prozess der Interpretation gesichert ist. Wenn die empathische Bezogenheit und Anteilnahme/Identifikation dem szenischen Verstehen immanent sind, führt die regelgeleitete und kommunikativ validierte Deutungsarbeit in der Interpretationsgemeinschaft zu einer besonderen Intensität und Tiefe des Verstehens, gerade *weil* der Sichtbarkeit der emotionalen Stellungnahme der Forschenden in der Gruppe eine besondere Bedeutung gegeben werden darf. Durch sie wird es möglich, die szenische Wiederholung zu erkennen und zu verstehen. In der Interpretationsgruppe kommt das Drama der Interviewten erneut zur Aufführung. Diese Re-Inszenierung kann verstanden werden und erst dann ist ein Interpretationsvorgang abgeschlossen.

Um einem häufig geäußerten Vorbehalt entgegen zu treten, der besagt, dass ein therapeutisches Vorgehen nichts in der Sozialforschung verloren habe, allein schon wegen der fehlenden Ausbildung, möchte ich betonen, dass im Prinzip jeder Mensch diese Fähigkeit besitzt, sich selbst zu reflektieren und introspektive Selbstbefragung innerhalb eines sicheren Rahmens zu praktizieren. Jede Arbeitsgruppe stellt diese Möglichkeit zur Verfügung, weil sie eine eigene Dynamik entfaltet und eine sozial-kommunikative Geltungssicherung bereitstellt. Oft fehlt die Übung, gelegentlich auch die Bereitschaft zu einer solchen Praxis, die der intersubjektiven Wende in der Psychoanalyse und der grundsätzlichen Wechselseitigkeit aller sozialen Verhältnisse entspricht.

4 Szenisches Verstehen als Hermeneutik der Intersubjektivität

Im Text von Stanley, dem Jack-Roller, kann Mechthild Bereswill mit Hilfe des szenischen Verstehens zeigen, dass eine gravierende Auslassung den gesamten biografischen Bericht durchzieht: Der Vater fehlt und damit seine Bedeutung für Stanley. Die gewalttätige und böse Person, die alles Schlimme in Stanleys Leben verursachte, ist die Stiefmutter. Shaw hat diese Auslassung nicht bemerkt bzw. nicht thematisiert.

Vermutlich hat genau das etwas zu bedeuten, denn einem so umsichtigen und originellen Forscher und Milieutheoretiker wie ihm kann es kaum entgangen sein, dass hier eine Spaltung zwischen zwei Extremen erfolgt ist. Die Darstellung einer „ganz bösen“ Stiefmutter und einer „ganz guten“ leiblichen Mutter drückt eine Spaltung aus, mit der zwei unterschiedliche Eigenschaften um jeden Preis aus-

einandergehalten werden. Allerdings ist der Vater in der Erzählung nicht existent, er bleibt eine Leerstelle. Aber warum hat der Vater nicht interveniert, hat Stanley nicht geschützt vor der stiefmütterlichen Gewalt? Wäre Mechthild Bereswill nicht auf die eigene Verwunderung aufmerksam geworden und hätte sodann nicht mit Hilfe einer kollegialen Gruppe, in der es ebenfalls zu einer Spaltung kam, zu einer hermeneutischen Tiefenbohrung angesetzt, wäre womöglich die Neu-Interpretation unterblieben. Oder die Interpretation wäre auf der Ebene einer Einschätzung stehengeblieben, die Stanley als einen weiteren jungen Kriminellen sieht, der keine Verantwortung für seine Taten übernimmt und stattdessen die Folgen einer schwierigen Sozialisation für seine Probleme verantwortlich macht.

So aber entfaltet sich mit Hilfe des szenischen Verstehens, das sich auch mit den aus dem manifesten Text ausgeschlossenen Aspekten befasst, eine tiefer gehende Sinnebene, die etwa die in den 1920er-Jahren gängigen Deutungsmuster von Männlichkeit weit überschreitet, die Schmerz und Wut über den Verlust der leiblichen Mutter erkennen und einen, so eine Vermutung der Interpretationsgruppe, auch zu Gewalt neigenden Vater in Erscheinung treten lässt.

Die Schlussfolgerung ist daher: Wenn in der Interpretationsgruppe ein Arbeits- und Einigungsprozess über die szenische Bedeutung des Textes vorliegt, werden Aspekte dessen zugänglich, was zwischen den Zeilen mitschwingt und eben auch des Nichtgesagten, der ausgegrenzten, gesellschaftlich verbotenen und verpönten Themen, Wünsche und Sehnsüchte. Das sind die Bereiche der Persönlichkeit, die aus der Lebensgeschichte, also aus dem erzählten manifesten Text herausgehalten werden, weil Wut, Scham, Schmerz und Verzweiflung auftauchen würden, wenn sie ins Bewusstsein treten, indem sie benannt werden. Erst wenn diese Ebene erreicht ist, die individuelle spezifische Szene (der Textstelle) zu verbinden mit den Dimensionen der gesellschaftlichen Unbewusstheit und ihren Folgen, dann ist das tiefenhermeneutische Verstehen erreicht. Dann wird der Text eines Interviews auf diese Weise als eine Schnittstelle von individuellem und sozialem, gesellschaftlichem Unbewussten verstehbar (Lorenzer 1986). Die Interpretation als Gruppenarbeit gewährleistet, weil sie selbst ein sozialer Prozess ist, den Zugang zu den Schichten der in der Gesellschaft nicht geduldeten, verdrängten Themen, deren Tabuisierung das heißt Ausgrenzung aus dem öffentlichen Dialog oder gar vollkommen aus sprachlicher Kommunikation, auch jede individuelle Entwicklung prägt. Somit ist die individuelle unbewusste Szene immer auch von der sozialen, gesellschaftlichen Unbewusstheit geprägt.

Mechthild Bereswill gelingt es nicht nur in der tiefenhermeneutischen Re-Interpretation des Jack-Roller, sondern vor allem auch in den zahlreichen Forschungsprojekten, in denen sie im Laufe ihrer akademischen Tätigkeit mit großem Erfolg empirisch geforscht hat, dieses hermeneutische Feingefühl im Respekt

vor den Proband:innen zu wahren und zugleich Tiefenschichten zu erreichen, die immer neue Perspektiven auf das empirische Material erschließen. Neben vielen weiteren Eigenschaften ist sie auch eine hervorragende Beziehungsarbeiterin – auch in der empirischen Sozialforschung.

Literatur

- Bereswill, Mechthild (2003): Die Subjektivität von Forscherinnen und Forschern als methodologische Herausforderung. Ein Vergleich zwischen interaktionstheoretischen und psychoanalytischen Zugängen. In: sozialer sinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung 4, H. 3, S. 515–536.
- Bereswill, Mechthild (2007): Fighting like a wildcat. A deep hermeneutic interpretation of The Jack-Roller. In: Theoretical Criminology 11, H. 4, S. 469–484. journals.sagepub.com/doi/pdf/10.1177/1362480607081835 (Abfrage: 17.04.2024).
- Bereswill, Mechthild/Ehlert, Gudrun (1996): Alleinreisende Frauen zwischen Selbst- und Welterfahrung. Königstein/Taunus: Helmer.
- Devereux, Georges (1967/1984): Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Elias, Norbert (2005): Studien über die Deutschen: Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von Michael Schröter. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foulkes, Siegmund H. (1978/2007): Theorie und Praxis der psychoanalytischen Gruppenpsychotherapie, 2. unveränderte Auflage. Frankfurt a.M.: Klotz.
- Lorenzer, Alfred (1970): Sprachzerstörung und Rekonstruktion. Vorarbeiten zu einer Metatheorie der Psychoanalyse. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lorenzer, Alfred (1986): Tiefenhermeneutische Kulturanalyse. In: Lorenzer, Alfred (Hrsg.): Kulturanalysen. Psychoanalytische Studien zur Kultur. Frankfurt a.M.: Fischer, S. 11–98.
- Morgenroth, Christine (2010): The research relationship, enactments and counter-transference analysis: On the significance on scenic understanding. In: Psychoanalysis, Culture and Society 15, H. 3, S. 267–281.
- Shaw, Clifford R. (1966/1930): The Jack-Roller. A Delinquent Boy's Own Story. Chicago: University of Chicago Press.



In search of the social unconscious: Lorenzer, Foulkes and the Tavistock Tradition

Peter Redman

This chapter has its origins in a journal special issue that I co-edited with Mechthild Bereswill and Christine Morgenroth. Our joint-contribution to the issue explored Alfred Lorenzer's ideas, particularly his essay 'In-depth hermeneutical cultural analysis' (1986/2022),¹ at the time little known in the anglophone world (Bereswill et al. 2010). Writing the article, we spent a series of intense weekends grappling with Lorenzer's formidable prose. I don't read German, so Mechthild and Christine laboriously translated key passages into 'Denglish', which I then turned into English academic parlance. Fortunately, Mechthild's and Christine's daunting capacity for work was equalled by their enthusiasm for trips to local cafes and restaurants and, in consequence, I survived my introduction to German academic working-life relatively unscathed.

At the heart of Lorenzer's essay is, of course, his contention that artistic and cultural phenomena contain latent meanings derived from a collective or social unconscious. Given this chapter appears in a section on methodology, readers might expect a discussion of the methods that Lorenzer and other psychosocial researchers have developed to explore these latent meanings. In fact, the chapter focuses on

¹ Throughout the chapter I have used the English translation of Lorenzer's essay in Rothe et al. (2022)

P. Redman (✉)
Open University, Milton Keynes, Großbritannien
E-Mail: peter.redman@open.ac.uk

those methods' 'object of enquiry': the social unconscious itself.² My defence for veering off topic lies in the fact that accounts generated by psychosocial research methods often assume the existence of a social unconscious without this unconscious being theorized, that is specified or explained. Even where the social unconscious is theorized (as is the case with research in the Lorenzerian tradition), the theoretical description provided is, for my money, under-specified or incomplete.

Why does any of that matter? After all, research-based psychosocial accounts are not obliged to specify or explain the social unconscious in theoretical terms. In fact, it can be argued that their task is to produce the evidence and insights from which a theoretical description of the social unconscious can be constructed. That argument is obviously true, but only up to a point. Theorization cannot be endlessly deferred. Without theorized descriptions of the socially unconscious processes they believe they are investigating, psychosocial researchers cannot be sure what exactly they are studying and whether the methods they have used are best suited to the task.

To explore these issues, I will be revisiting ideas that inform Lorenzerian research methods before discussing two further approaches to psychosocial research: Tavistock organizational studies and the group analytic work of S.H. Foulkes and his followers. All three contain or imply a description of socially unconscious processes. My contention is that these descriptions are theoretically insufficient. In particular, they do not, in my view, provide an adequate account of what may be unconscious in structural or institutionalized features of the social formation, especially as these features operate at scale, or how these features relate to unconscious processes in individuals and individuals in interaction.

Before embarking on this discussion, it may be helpful to clarify how I am using the term the social unconscious. This is because, as Juan Tubert-Oklander and Reyna Hernández-Tubert (2014) explain, it is deployed in different ways in the literature. They write,

“[...] the term ‘social unconscious’ denotes two different but mutually related ideas. First, [...] that the social context and processes have an impact and a representation in the unconscious of individuals [...] And secondly, that there are unconscious dynamics of social processes, which should then be conceived as mental in nature, even if they have no definite subject. (pp. 329–330)”

² ‘Objects’ is a misleading term since the objects of psychosocial enquiry are, of course, unconscious or partly unconscious *processes*.

The approaches explored in this chapter embrace both of those definitions. Their accounts of the second – the idea that ‘there are unconscious dynamics of social processes’ – are, however, most relevant to my argument.

1 In-depth hermeneutical analysis

In ‘In-depth hermeneutical cultural analysis’, Lorenzer (1986/2022) famously argued that cultural texts contain an ‘autonomous’ register of meaning that is unconscious and works at ‘supraindividual-level, maybe at a collective-societal level, and possibly even a cross-epochal level’ (pp. 63, 41). In Lorenzer’s view, then, cultural texts – and, by extension, forms of social life – contain collectively unconscious content that is social in character. In-depth hermeneutical analysis seeks to identify this unconscious content and interpret what it tells us about aspects of it that ‘hold potential for resistance against the current conditions’ (p. 79).

Two concepts are central to Lorenzer’s understanding of this social unconscious: the ‘scenic’ and ‘forms of interaction’. The scenic refers to the state of undifferentiated bodily and affective experiencing that is characteristic of early infancy, but which continues as a meaningful, partly unconscious register of experience throughout life (p. 59). Although essentially pre-linguistic and pre-symbolic, scenic experience is, Lorenzer argues, not pre-social. It arises within the ‘practical routines’ (p. 63) of infant life, most obviously the interactions between infant and mother (or another primary carer). Partly idiosyncratic, these interactions are largely structured by the practices, conventions and wider social relations of society (p. 61). Consequently, scenic experience is always social experience.

Importantly, scenic experience is also patterned. The practical routines in which scenic experience occurs give rise to what Lorenzer calls forms of interaction, the word ‘form’ indicating a blueprint that is brought to future interactions and, to some extent, shapes them. Scenic experience is, in consequence, embedded in and organized by forms of interaction, forms that are not static but made and remade in each succeeding interaction (pp. 62, 66).³

Lorenzer identifies three principal forms of interaction: ‘specific’, ‘sensual-symbolic’, and ‘symbolic’ or ‘symbolic-linguistic’. These forms are said to characterize developmental stages, with symbolic-linguistic forms of interaction marking the point at which small children can use linguistic symbols. However, the forms are not discarded but continue to shape experience in conscious and unconscious ways.

³This and what follows provides a much-simplified account of Lorenzer’s argument which, importantly, addresses the neuro-physiological aspects of the processes described.

Specific forms of interaction come into being in the infant's repeated experiences of bodily and affective satisfaction and dissatisfaction (i.e. non-conscious scenic experiencing). These experiences, Lorenzer argued, shape and alter the neuro-physiological structure of the infant's brain and nervous system, priming them to respond in ways that seek to repeat experiences of satisfaction and avoid those of dissatisfaction (p. 61).

Sensual-symbolic forms of interaction come into existence as the small child becomes able to link together specific forms of interaction and use objects and proto-linguistic sounds to represent them (pp. 72–79). Importantly, they connect specific forms of interaction and represent this connection through things and proto-linguistic sounds (for example, the *fort-da* game's cotton-reel and the 'speech' accompanying it). In consequence, sensual-symbolic forms of interaction remain close to and are imbued with scenic content, with the result that, in later childhood and adulthood, they are 'inserted between unconscious forms of interaction and linguistic symbols and so become mediators of sensuality and consciousness' (p. 79, pp. 77–78).

Finally, as small children become increasingly able to use language, they can link forms of interaction to words and the language-system as a whole. Although experience is now mediated by the language system and thus 'bound by the constraints of the socio-cultural consensus' (p. 75), inhabiting symbolic-linguistic forms of interaction allows the child to engage in conscious reflection, reality-testing and 'experimental actions' (trying things out) (p. 71). The child is, in other words, able to act in and on the world.

That account describes forms of interaction in their guise as developmental stages. However, as noted earlier, specific and sensual-symbolic forms of interaction are not simply abandoned with the child's entry into language. On the contrary, Lorenzer was clear that they and their scenic contents continue to exist in the unconscious. For instance, he notes that some 'unconscious practical routines' (specific forms of interaction) as represented by 'unmediated sensual symbols [...] cannot be included in language [...] because they contradict social norms' (p. 78). In other words, their contents cannot be connected to symbolic-linguistic forms of interaction because social norms preclude them. Equally, in his radically revised account of repression, Lorenzer argued that social conflict can strip words of their scenic content with the result that this content 'becomes once more an unconscious form of interaction' and the word itself is left 'a mere emotionless sign' devoid of its 'original experiential quality' and thereby 'prone to manipulation' by the powerful (pp. 70–71). Lorenzer presented those ideas in more developed form elsewhere but the sketch he gave in 'In-depth hermeneutical cultural analysis' demonstrates the importance of specific and sensual-symbolic forms of interaction to ongoing unconscious life.

What do Lorenzer's arguments tell us about the social unconscious? Most obviously, they fit Tubert-Oklander and Hernández-Tubert's first definition: that 'the social context and processes have an impact and a representation in the unconscious of individuals'. This point is apparent in Lorenzer's account of how unconscious experience develops within practical routines and social interactions. It is also apparent in Lorenzer's ideas about repression and what can and can't be thought in any given society. Importantly, the fact that social norms preclude some things entering consciousness and repress others means that aspects of what is unconscious for individuals will always be shared by others.

However, the dialectical nature of Lorenzer's ideas push towards Tubert-Oklander and Hernández-Tubert's second definition: that 'there are unconscious dynamics of social processes'. As explained, forms of interaction are not static but enter and are modified by subsequent interactions – they are processes not things. The implication here is that institutionalized routines, practices, norms and cultural artefacts contain a register or current that is at least partly unconscious and that consists of earlier forms of interaction in an ongoing process of modification (or, we should add, 'stuckness'). In fact, this claim is more than implicit since it is the premise on which in-depth hermeneutical analysis is based. In Lorenzer's view, then, unconscious forms of interaction are woven into social and cultural formations, even as these formations shape, enable and restrain forms of interaction.

This argument is certainly persuasive. However, it lacks a well-developed theoretical description of the mechanisms by which unconscious forms of interaction enter and shape wider social relations and the social formation at a meso- and macro-level. Lorenzer's argument implies that unconscious forms of interaction are present in these dimensions of the social world but does not explain how they get there or how exactly they function. Equally, it is not entirely clear where, in Lorenzer's view, the social unconscious is located. Is it a property of social formations themselves, or of individuals in interaction, or both at the same time? These theoretical problems may well be resolvable but are not, in my view, worked through in Lorenzer's account. He offers a tantalizing glimpse of the social unconscious as described in Tubert-Oklander and Hernández-Tubert's second definition, without quite reaching it.

2 Social systems as defences against anxiety

Tavistock-influenced organizational studies (Armstrong and Rustin 2015; Obholzer and Roberts 2019) provide an alternative approach to the social unconscious, one that is more familiar in the anglosphere than Lorenzer's. Originating in the

work of Elliott Jaques (1951/1990, 1953/1990) and Isabel Menzies Lyth (1960/1990), they have as their starting point the concept of ‘social systems as defences against anxiety’.

This concept is usefully illustrated by Menzies Lyth’s (1960/1990) famous account of the nursing service at King’s College Hospital. This study is so frequently discussed it risks becoming a cliché. Nevertheless, for anyone unfamiliar with the work, its outline bears repeating. Menzies Lyth argued that the nursing service’s primary work task (intimate contact with sick and dying patients) aroused so-called primitive anxieties in trainee nurses. In response, a formal and informal organizational culture had developed that included excessively routinized and instrumental relations with patients, systematic evasion of decision-making and a highly punitive culture of blame.

Building on Jaques’s earlier work, Menzies Lyth argued that this organizational culture constituted an unconscious defensive system, i.e. a collective equivalent to the unconscious defence mechanisms characteristic of individual psychic life. Although she denied that this system was, or could be, the property of the organization or its culture (p. 458), her evidence suggests otherwise since it clearly exceeded the individuals participating in it, persisting across generations of nursing recruits who either assimilated to its patterns or tended to drop out. In short, the system bore the hallmarks of an emergent property – something arising from the interactions between patients, trainee nurses and their managers but not reducible to them.

Menzies Lyth’s and Jaques’s work arguably provides a model that meets Tubert-Oklender and Hernández-Tubert’s second definition of the social unconscious. They did not, however, apply it to anything other than organizations. In contrast, more recent work has applied the idea of a social system as a defence against unconscious anxiety to wider social phenomena (Hoggett 2010; Long 2006). In an earlier piece, Lynne Layton and I assessed such arguments in relation to Susan Long’s (1999) interesting analysis of ‘consumerist discourse’ as it emerged in organizational and public life during the 1980s and 1990s (Layton and Redman 2017).⁴ Long’s analysis is multi-dimensional but, for brevity’s sake, I will focus on one aspect: its investigation of the ‘customer/provider’ pair as a central signifier and organizing principle of consumerist thinking and practice. Long argues that the valorization of ‘customer/provider’ relations in consumerist discourse involves a

⁴Consumerist discourse refers to beliefs and practices that promote such things as the marketization of public services; a ‘customer is king’ ethos in public and commercial organizations; the reconstruction of wider social roles along customer/provider lines; and a culture in which people come to relate to themselves as autonomous individuals engaged in economically rational and instrumental relations with others.

'basic assumption'. For those unfamiliar with the term, basic assumptions are said to be patterned forms of unconscious group behaviour by which the group's members seek to avoid the difficulties of, or anxiety provoked by, its work task (Bion 1961/1989). Applying this idea to purchaser/provider relations, Long suggests that, in consumerist discourse, the couple 'stands [...] [unconsciously] for a sexual or creative pair' that will undertake 'emotional work, as well as thinking and action, [...] on behalf of the group' (p. 737). In other words, understood as 'basic assumption: pairing', the valorization of customer/provider relations operates as a collective fantasy involving an unconscious belief that the customer/provider pair will rescue the group by giving birth to or bringing about a solution to the contradictions and conflicts it faces, in this case those of late-twentieth century capitalism.

For current purposes, the important point in Long's argument is that she views the basic assumption underpinning the valorization of customer/provider relations as a central component of a social system as a defence against anxiety that operates across multiple social sites. Her article's point of departure is research on the marketization of public services provided by two government departments in the Australian state of Victoria. However, she generalizes her findings to public service provision across Australia and beyond, while also suggesting they are broadly applicable to new management practices in commercial organizations, and to the wider cultures of western societies remade by neoliberalism. Although this argument is persuasive, it raises some theoretical issues, primary among which is the question of how a basic assumption operating as a social system as defence might exist across different organizational and social sites.

As explained, the social systems as defence model was developed in studies of single organizations with relatively homogeneous and stable organizational structures, routines and cultures. In contrast, Long's analysis of customer/provider relations applies it to settings that are multiple and heterogenous and might, therefore, be expected to generate different anxieties and different systems as defence. For instance, it is conceivable that two government departments in the same state could develop a common social system as defence, particularly where what is being defended against is also held in common. However, given their different work tasks, it is more difficult to see why the same social system as defence against anxiety would emerge in public services as diverse as, say, prisons and rail transport, let alone different countries' public and commercial sectors, and wider cultures.

Long might respond to those criticisms by reminding us that, in her view, the valorization of the customer/provider pair, and consumerist discourse more generally, were a response to the reconstruction of capitalist economic and social relations that occurred in the 1970s, 80s and 90s. In other words, different social sites had to contend with the same anxiety-provoking conditions: the turbulence

and disruption this reconstruction caused. This is a plausible argument but, even if true, doesn't fully take account of the fact that capitalist reconstruction would have had a different impact in different social sites. Something messier and more contradictory than a single over-arching social system as defence would surely have resulted, at the very least a patchwork of different systems.

Equally important, even if there were a single over-arching system, it would still be necessary to specify the mechanisms by which that system developed. Describing these mechanisms in her King's study, Menzies Lyth identified, among others, the hospital's employment structure, roles and culture. Mechanisms found in a single organization are not, however, automatically translatable to a system operating at scale and across multiple social spaces. It may be possible to specify what those mechanisms are, but their existence cannot be assumed in advance and the theoretical work needs to be done.

None of those points are intended to dismiss Long's argument. Instead, they highlight a problem similar to the one identified in Lorenzer's work: the account of the social unconscious she provides is tantalizing but falls short of its target.

3 Dynamic and foundational matrices

The final approach to the social unconscious I'll be considering in this chapter can be found in the work of S.H. Foulkes⁵ and his followers. Central to Foulkes's thinking is the idea of the 'dynamic matrix', defined as

"[...] the hypothetical web of communication and relationship in a given group [...] the common ground which ultimately determines the meaning and significance of all events and upon which all communications and interpretations, verbal and non-verbal rest. (Foulkes 1964/1984, p. 292)"

There are at least three crucial points to be made about dynamic matrices. First, they should be understood as mental fields evolving from a group's communications and relationships and to which group members orientate; second, at least some of the 'communications and interpretations' that occur within them are unconscious (Foulkes 1970/1990, p. 213); and, third, they have, as Hopper and Weinberg (2011) put it, 'their own structure and functional autonomy' (p. xlvii). This final claim is important because it overturns the conventional view – argued by Menzies Lyth – that unconscious group dynamics are individual processes operating in

⁵The name Foulkes was, of course, an anglicized version of Fuchs. Foulkes came to England as a refugee in 1933.

parallel. In contrast, the concept of the dynamic matrix suggests that these unconscious processes cannot be reduced to the individuals who constitute a group but are, instead, emergent properties. They belong to the group itself, even though it has no mind.

Although the idea of the dynamic matrix is clearly productive it quickly runs into problems like those identified in Lorenzer's and the Tavistock tradition's work. In particular, it is unclear whether and how dynamic matrices operate at scale or in institutionalized forms, i.e. in widespread, relatively stable social processes and relations. Foulkes's work makes prominent use of a second concept – the 'foundation matrix' – which, at first sight, seems to promise an answer. The foundation matrix is said to provide a background against which dynamic matrices work. Perhaps dynamic matrices are nested within the foundation matrix understood as a wider social system or systems with unconscious dynamics of its own?

Unfortunately, Foulkes seems to have thought not. The foundation matrix, he wrote, refers to 'the biological properties of the species, [and] also [...] the culturally firmly embedded values [...] developed and transmitted, especially in the nuclear family, in the social network, class etc.' (Foulkes 1975/1986, pp. 131–132). In other words, Foulkes seemed to understand the foundation matrix in a manner that equates to Tubert-Oklander and Hernández-Tubert's first definition of the social unconscious, the idea 'that the social context and processes have an impact and a representation in the unconscious of individuals' (or, in this case, groups).

More recent group analytic work, however, has taken the idea of the foundation matrix in a different direction (Penna 2024). Hopper and Weinberg (2017), for example, write:

"We use the concept of the social unconscious [...] to refer to the social, cultural, and communicational constraints and restraints of which people are to varying degrees unconscious. The social unconscious emphasises shared anxieties, fantasies, defences, myths, and memories of the members of a particular social system. Its most important building blocks are chosen traumas and chosen glories. (p. xxii)"

As will be evident, Hopper and Weinberg view the social unconscious as a shared phenomenon that operates at scale across large swathes of society; is visible in such things as the stories nations and other social groups tell about themselves; and involves dynamically unconscious processes. This argument surely implies that the social unconscious is an active part of the foundation matrix and is potentially irreducible to dynamic matrices and intra- and interpersonal unconscious life.

The 'chosen traumas and chosen glories' Hopper and Weinberg mention are, of course, terms used by Vamik Volkan. Among the best known of Volkan's studies is *Blind Trust: Large Groups and Their Leaders in Times of Crisis and Terror* (2004),

and the book can be taken as a useful illustration of what Hopper and Weinberg have in mind. The starting point for Volkan's analysis is his concept of large-group identity which, he writes, 'describes how thousands or millions of individuals, most of whom will never meet [...], are bound by an intense sense of sameness' (pp. 11–12). One example he suggests is national identity.

Often organized around 'chosen glories' or 'traumas' (i.e. mythologized events, frequently from the distant past), large group identities, Volkan says, are highly sensitive to perceived threats, commonly leading to defensive and irrational collective behaviour; mobilization round treasured 'cultural markers' (e.g. the group's chosen trauma); 'enhanced leader-follower interactions' (in which the group looks for, and is easily manipulated by, a 'saviour'); group regression (as if the chosen trauma is being relived in the present); an enhanced sense of re-victimization and entitlement to revenge; and consequent actions that tend to worsen rather than resolve conflicts in the present (pp. 12–14, 51).

What does this account suggest about the social unconscious as Hopper and Weinberg define it? First, it seems that large-group identities operate in ways similar to dynamic matrices. They are mental fields that connect people and to which people orientate; they cannot be reduced to the individuals who participate in them; and they are animated by unconscious processes. However, large group identities also encompass many individuals and social groups; are stable and durable, sometimes persisting over centuries; and are institutionalized in ways that dynamic matrices are not. In other words, they are 'solidified' in things such as societal rituals, practices, routines and material artefacts.

The concept of large-group identities, then, seems to describe what Tubert-Oklander and Hernández-Tubert called the 'unconscious dynamics of social processes, which should [...] be conceived as mental in nature, even if they have no definite subject'. However, once again, theoretical problems remain.

In particular, Volkan's description of large group identities is suspiciously undifferentiated. It is as if large group identities and the unconscious work they do are always the same for everyone. Equally, it is unclear how relevant traumas and glories are 'chosen'; whether large group identities depend on specific material conditions and sociotechnical apparatuses (such as a national news media); or why one large group identity and its chosen trauma or glory become hegemonic rather than other.

Equally, as with Lorenzer's account, it is not entirely clear where the social unconscious is located. Does it reside in the 'lived' forms of large-group identities, i.e. the moments in which individuals and groups actively orientate to them, consciously or otherwise, or can we say that it is present and alive in such things as

cultural texts and artefacts, and forms of social organization? Or is that to pose the question in the wrong way?

As before, those points are not intended to dismiss group analytic arguments. The issue is not that group analytic work is barking up the wrong tree but that, as with in-depth hermeneutical analysis and Tavistock organization studies, it provides an arresting account of the social unconscious but one that is theoretically under-developed.

4 Conclusion

By way of conclusion, I want to return briefly to the question of social research methods. As I hope is obvious, the three approaches discussed in the chapter are, in my view, highly productive. My work with Christine and Mechthild on the Lorenzer special issue certainly confirmed in my mind the value of in-depth hermeneutical analysis. The point is not that the approaches are wrong but that their accounts of the social unconscious are insufficiently differentiated and worked through. As I said earlier, this issue poses a problem for psychosocial research and the methods by which it is conducted. Without worked-through theories of the social unconscious, modified and remodified in light of research, psychosocial investigators can have only a partial view of the phenomena they are studying and only a limited sense as to whether their methods are the right ones for the job. This is not to claim that a final, objective description of the social unconscious can be achieved (surely a contradiction in terms). It is, however, to suggest that theory and theorization need to play a more prominent role in an ongoing dialogue with psychosocial methodology and concrete research.

References

- Armstrong, David/Rustin, Michael (eds) (2015): *Social defences against anxiety: Explorations in a paradigm*. London: Karnac.
- Bereswill, Mechthild/Morgenroth, Christine/Redman, Peter (2010): Alfred Lorenzer and the depth-hermeneutic method. In: *Psychoanalysis, Culture & Society* 15, 3, pp. 221–250.
- Bion, Wilfred (1961/1989): *Experiences in groups and other papers*. Hove: Routledge.
- Foulkes, Sigmund Henry (1964/1984): *Therapeutic group analysis*. London: Karnac.
- Foulkes, Sigmund Henry (1970/1990): Access to unconscious processes in the group analytic group. In: Foulkes, Elizabeth (ed.): *Selected papers of S.H. Foulkes: Psychoanalysis and group analysis*. London: Karnac. pp. 209–222.

- Foulkes, Sigmund Henry (1975/1986): *Group analytic psychotherapy: Method and principles*. London: Karnac.
- Hoggett, Paul (2010): Perverse social structures. In: *Journal of Psychosocial Studies* 4, 1, pp. 57–64.
- Hopper, Earl/Weinberg, Haim (2011): Introduction. In: Hopper, Earl/Weinberg, Haim (eds): *The social unconscious in persons, groups and societies. Volume 1: Mainly theory*. London: Karnac, pp. xxiii–lvi.
- Hopper, Earl/Weinberg, Haim (2017): Introduction. In: Hopper, Earl/Weinberg, Haim (eds): *The social unconscious in persons, groups and societies. Volume 3: The foundation matrix extended and reconfigured*. London: Karnac, pp. xv–xxxv.
- Jaques, Elliott (1951/1990): Working through industrial conflict: The service department at the Glacier Metal Company. In: Trist, Eric/Murray, Hugh (eds): *The social engagement of social science. Volume 1: The social psychological perspective*. London: Free Association Books, pp. 379–404.
- Jaques, Elliott (1953/1990): On the dynamics of social structure: A contribution to the psychoanalytic study of social phenomena deriving from the views of Melanie Klein. In: Trist, Eric/Murray, Hugh (eds): *The social engagement of social science. Volume 1: The social psychological perspective*. London: Free Association Books, pp. 420–438.
- Layton, Lynne/Redman, Peter (2017): Gratitude and leave-taking: editorial reflections 2003–2017. In: *Psychoanalysis, Culture & Society* 22, 4, pp. 347–363.
- Long, Susan (1999): The tyranny of the customer and the cost of consumerism: An analysis using systems and psychoanalytic approaches to groups and society. In: *Human Relations* 52, 6, pp. 723–743.
- Long, Susan (2006): Organizational defenses against anxiety: What has happened since the Jaques paper? In: *International Journal of Applied Psychoanalytic Studies* 3, 4, pp. 279–295.
- Lorenzer, Alfred (1986/2022): In-depth hermeneutical cultural analysis. In: Rothe, Katharina/Krüger, Steffen/Rosengart, Daniel (eds): *Cultural analysis now! Alfred Lorenzer and the in-depth hermeneutics of culture and society*. [No physical location]: International Psychoanalytic Books, pp. 21–122.
- Menzies Lyth, Isabel (1960/1990): Social systems as a defense against anxiety: An empirical study of the nursing service in a general hospital. In: Trist, Eric/Murray, Hugh (eds): *The social engagement of social science. Volume 1: The social psychological perspective*. London: Free Association Books, pp. 439–462.
- Obholzer, Anton/Roberts, Vega Zagier (eds) (2019): *The unconscious at work: A Tavistock approach to making sense of organizational life*. 2nd edition. Abingdon: Routledge.
- Penna, Carla (2024): Social unconscious theory: contribution of group analysis to psychosocial studies. In: Frosh, Stephen/Vyrgioti, Marita/Walsh, Julie (eds): *The Palgrave handbook of psychosocial studies*. London: Palgrave Macmillan, pp. 289–306, <https://doi.org/10.1007/978-3-031-30366-1>.
- Tubert-Oklander, Juan/Hernández-Tubert, Reyna (2014): The social unconscious and the large group Part II: A context that becomes text. In: *Group Analysis* 47, 3 pp. 329–344.
- Volkan, Vamik (2004): *Blind trust: Large groups and their leaders in times of crisis and terror*. Charlottesville, VA: Pitchstone.

Geschlossenheit und soziale Probleme | Sozialpolitik

Carceral Feminismus nach #MeToo und das Fehlen einer abolitionistischen Perspektive

Martina Althoff

1 #MeToo als politische Bewegung gegen sexualisierte Gewalt¹

Ein Jahr nach der ersten Wahl von Donald Trump zum Präsidenten der USA, bekannt für seine sexistischen Äußerungen wie „grab them by the pussy“, berichtet die *New York Times* am 15. Oktober 2017, dass dem Hollywood-Produzenten Harvey Weinstein sexuelle Belästigung und sexuelle Übergriffe vorgeworfen werden. Kurz darauf twittet die Schauspielerin Alyssa Milano den Aufruf: „If you’ve been sexually harrassed or assaulted write ‘me too’ as a reply to this tweet.“²

#MeToo hat sich in der Folge als eine soziale Bewegung entwickelt, die in den sozialen Medien begann und sich von den USA aus über die ganze Welt ausweitete und zum Ziel hat, auf die Verbreitung von sexueller Belästigung und sexueller Ge-

¹Im Folgenden verwende ich in Anschluss an Spies (2023) den Begriff „sexualisierte“ Gewalt. Dieser breite Gewaltbegriff umfasst nicht nur alle Formen von Gewalt, sondern ist zudem nicht begrenzt auf strafrechtlich verfolgte Gewalt. „Sexualisierte“ Gewalt macht auch deutlich, dass es nicht um Sexualität, sondern um Machtausübung (durch sexuelle Handlungen) geht.

²https://twitter.com/alyssa_milano/status/919659438700670976. Der Slogan MeToo war nicht neu, sondern wurde bereits 2006 von Tarana Burke verwendet, einer schwarzen Aktivistin der *grassroots*-Bewegung, die sich auf sexualisierte Gewalt gegen besonders benachteiligte junge Frauen und Mädchen konzentrierte.

M. Althoff (✉)
Rijksuniversiteit Groningen, Groningen, Niederlande
E-Mail: m.althoff@rug.nl

walt im Alltag aufmerksam zu machen und sexuelles Fehlverhalten am Arbeitsplatz öffentlich anzuklagen. Unter dem Hashtag werden Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt veröffentlicht. Sexuelle Übergriffe als Teil der systematischen Missverhältnisse in der Machtverteilung sind das eigentliche Thema. Dabei will die #MeToo-Bewegung einen gesellschaftlichen Wandel und eine Veränderung der gesellschaftlichen Sichtweise auf sexualisierte Gewalt sowie soziale Verhaltensnormen für sexuelle Begegnungen herbeiführen. Anknüpfend an die Ziele der ersten und zweiten Frauenbewegung soll das Tabu über sexualisierte Gewalt durchbrochen werden durch öffentlich von persönlichen Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt zu berichten.

#MeToo ist auch eine Reaktion darauf, dass betroffene Frauen das Strafrecht als nicht adäquates Mittel der Bearbeitung sexualisierter Gewalt erfahren haben. Zugleich zeigt sich in der weiteren Entwicklung, dass Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt, die über #MeToo Publizität erhielten, in vielen Fällen sehr wohl zum Gegenstand einer strafrechtlichen Debatte und/oder Verfolgung wurden. Auffällig ist zudem, dass trotz der Kritik am Strafrecht die #MeToo-Bewegung kaum an die Ideen des Abolitionismus bzw. des abolitionistischen Feminismus (Davis et al. 2022) anknüpft. Weder Strafe noch Ausschluss kann dem Abolitionismus zufolge sexualisierte Gewalt bekämpfen, da diese Symptom einer ungleichen Gesellschaft und Bestandteil ungleicher Machtverhältnisse ist.

Zeitgleich beobachtbar sind zudem eine zunehmende Punitivität und die erfolgreiche Pönalisierung spezifischer Formen sexualisierter Gewalt durch eine Ausweitung der Strafbarkeit sexualisierter Gewalt. In Europa finden sich hier vielfältige Beispiele, wie das 2018 in Frankreich verabschiedete Gesetz gegen sexuelle Belästigung im öffentlichen Raum, gefordert durch feministische NGO's als Instrument zur Bekämpfung von Sexismus und Gewalt gegen Frauen. Im Kontext der Diskussion zur Strafbarstellung wurde durch feministische Gruppen zugleich Kritik geäußert angesichts des Risikos selektiver Repression und ethnischen Profilings (Dekker 2022, S. 14). In den Niederlanden haben öffentliche Debatten zum Thema sexualisierte Gewalt in den letzten zwei Jahrzehnten eine starke Kulturalisierung erfahren, indem sexualisierte Gewalt mit Migration in Verbindung gebracht wird. Ein Beispiel hierfür ist die Kriminalisierung von sexueller Belästigung im öffentlichen Raum, dem sogenannten Catcalling. Rechte und rechtspopulistische Parteien hatten eine führende Rolle in der Implementierung der Strafbarstellung und präsentierten diese Initiative als Instrument zum Schutz der öffentlichen Ordnung, wobei sie nachdrücklich auf den Migrationshintergrund der vermeintlichen Täter sexueller Belästigung verwiesen. Im Jahr 2024 hat dies schließlich zur Änderung des Sexualstrafrechts geführt, in dem sexuelle Belästigung im öffentlichen Raum als neuer Straftatbestand aufgenommen wurde.

Die strafrechtlichen Änderungen sexualisierter Gewalt ausschließlich als Reaktion auf die #MeToo-Bewegung zu interpretieren, greift jedoch zu kurz, da das Thema sexualisierte Gewalt zeitgleich und wie beispielhaft aufgezeigt, schon vor #MeToo viel öffentliche Aufmerksamkeit erfährt. Charakteristisch für diese Zeit ist, dass vielfältige öffentliche Diskurse sich um den Topos des sexuellen Opfers entfalten und es als zentrales gesellschaftliches Problem postulieren.³ Ein Merkmal dieser Zeit ist auch die Kulturalisierung sexualisierter Gewalt, dem *Othering* (Said 1978), wonach sexualisierte Gewalt das Problem der „Anderen“ ist und (immer) von außen kommt. Beispielhaft ist hier die deutsche Diskussion zur Kölner Silvesternacht 2015 (Althoff 2020), die nicht nur ein halbes Jahr später die Änderung des Sexualstrafrechts, sondern auch eine Änderung des Aufenthaltsrechts und Einwanderungsgesetzes zufolge hatte. Das neue Sexualstrafrecht in Deutschland ist jedoch auch Resultat einer fast 10-jährigen Debatte und Forderung verschiedener u. a. feministischer Akteur:innen. Es richtet sich auf jede sexuelle Handlung gegen den erkennbaren Willen einer Person, unabhängig davon, ob diese sich wehrt. Unter das neue Strafrecht fällt jetzt auch die sexuelle Belästigung, die bisher als *nicht erheblich*⁴ eingestuft wurde.

Strafrecht als anerkanntes Instrument der Bewältigung sozialer Probleme und hiermit verbundene zunehmende Pönalisierung und Punitivität sind demnach charakteristisch für eine Zeit, die geprägt ist durch Neoliberalismus und auf Sicherheit fokussierte Gesellschaften. Fehlt dem Feminismus *nach #MeToo* demnach eine abolitionistische Perspektive?

Im Folgenden soll dieser Frage nachgegangen werden, indem zum einen die Merkmale der feministischen Bewegungen gegen sexualisierte Gewalt aufgezeigt werden (2.), im weiteren die Dilemmata einer strafrechtlichen Verfolgung sowie des Naming & Shaming⁵ von sexualisierter Gewalt analysiert werden (3.) und abschließend die Aktualität der Ideen abolitionistischer Feminist:innen diskutiert werden (4.).

³Lautmann und Klimke (2016, S. 5) zufolge war das erotische Feld noch nie so stark von Gefahrendiskursen umgeben, wobei vor allem Diskurse dominieren, in denen sexueller Missbrauch und Pädophilie als die drängendsten Probleme gelten.

⁴Die *Erheblichkeitsschwelle* kennzeichnete das alte Sexualstrafrecht, wonach die sexuelle Nötigung *erheblich* sein musste, um strafrechtlich verfolgt zu werden; dies galt beispielsweise nicht für sexuelle Übergriffe mit bekleideten Opfern. Außerdem musste die Straftat mit zusätzlicher Gewalt verbunden sein.

⁵Naming & Shaming ist eine Form der sozialen Kontrolle und enthält ein Element der sozialen Zensur und Sanktionierung, die Aufmerksamkeit erregen, zum Nachdenken anregen und eine generalpräventive Wirkung haben soll. In den letzten Jahrzehnten wird dies gefördert durch ein Sicherheits- und Risikodenken, das die Kriminalpolitik beherrscht, wonach Sicherheit nicht mehr allein in der Verantwortung von Polizei und Justiz liegt, sondern auch andere gesellschaftliche Akteur:innen dazu beitragen sollen und können. (Nelen et al. 2021, S. 6 f.)

2 Merkmale der feministischen Bewegungen gegen sexualisierte Gewalt

Traditionell wurden Fragen im Zusammenhang mit sexualisierter Gewalt gegen Frauen als private Angelegenheiten betrachtet und kein Gegenstand der öffentlichen Politik. In den späten 1960er-Jahren bildeten Frauen, die von der ersten feministischen Welle des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts stark inspiriert waren, eine neue Bewegung, die sich im Kern gegen die sexuelle Unterdrückung von Frauen richtete. Dies führte in den 1970er-Jahren zu einer Form des Anti-Vergewaltigungs-Aktivismus, der sich gegen Stereotypen von sexualisierter Gewalt richtete mit dem Ziel, Darstellungen sexualisierter Gewalt als sogenannte Vergewaltigungsmythen zu entlarven. Mythen wie die Vorstellung, dass Frauen eine Teilschuld an Vergewaltigungen tragen, indem sie diese durch ihr Verhalten und ihr äußerliches Erscheinen, ihre Kleidung provozieren, oder dass es bei Vergewaltigungen um Sex und nicht um Gewalt gehe und dass Vergewaltigungen von Fremden begangen werden oder auf Falschmeldungen von Frauen beruhen (Sanyal 2016). Die Sensibilisierung für sexualisierte Gewalt war ein wichtiger Schwerpunkt der zweiten Frauenbewegung.

Kritik am Strafrecht: (Sekundäre) Viktimisierung und Bagatellisierung

Die Leugnung sexualisierter Gewalt ist Bestandteil von Vergewaltigungsmythen, welche auch im Strafrechtssystem existieren. Opfer sexualisierter Gewalt wurden noch in den 1980er-Jahren von den Gerichten zu ihren sexuellen Erfahrungen und ihrem Sexualleben befragt (Sanyal 2016). Frauen, die über unerwünschten sexuellen Kontakt klagten, sollten sich „geschmeichelt fühlen“ und wurden als humorlos abgetan, die überreagierten oder sich Fehlverhalten ausdachten (Rhode 2019).

Im Sexualstrafrecht steht vor allem das Opfer im Mittelpunkt, es bildet sozusagen den Beweis des Geschehens, muss Zeug:innen benennen und Beweise für die Straftat vorlegen. Bei fehlenden Beweisen kann die Straftat angefochten und das Opfer als unzuverlässig angesehen werden. Wird die Glaubwürdigkeit des Opfers in Frage gestellt, führt dies zur sekundären Stigmatisierung und möglicherweise zur Verhöhnung des Opfers. Dies geht einher mit einer Verharmlosung der Taten und einer Umkehrung der Täter-Opfer-Beziehung. Diese Umkehrung führt mitunter sogar dazu, dass das Opfer selbst wegen des Verdachts der Verleumdung und/oder der Falschaussage ins Visier der Strafjustiz gerät oder zivilrechtlich verfolgt wird (Aziz 2018).

Opfer sexualisierter Gewalt können die Erfahrung der Anzeigenerstattung und des Auftretens in einem Strafverfahren als stigmatisierend und re-traumatisierend empfinden. Die Weigerung, sexualisierte Gewalt anzuzeigen, rührt daher, dass sie

befürchten, einer Kultur des Misstrauens ausgesetzt zu sein und mit dem althergebrachten Vorwurf konfrontiert zu werden, *sie haben es so gewollt* (Rosewarne 2018; Sanyal 2016).

Das Private ist politisch: Sensibilisierung für sexualisierte Gewalt

Unter dem Motto „das Private ist politisch“ sollte vor allem die unsichtbare Wirklichkeit – die Alltäglichkeit und Normalität sexualisierter Gewalt – einer auf die Unterwerfung von Frauen basierenden Gesellschaft aufgedeckt werden. Feminist:innen wollten mit der Veröffentlichung privater Geschichten nicht nur ein Bewusstsein für ein soziales Problem schaffen, sondern auch das Patriarchat abbauen (Althoff et al. 2017, S. 134 ff.). Die Aktionen zur Sensibilisierung für sexualisierte Gewalt machten sichtbar, dass Erfahrungen mit unerwünschten sexuellen Annäherungsversuchen, sexueller Belästigung oder sexuellem Missbrauch überall in der Gesellschaft verbreitet sind. Der Erfahrungsaustausch zeigte, dass sexualisierte Gewalt keine typische körperliche Gewalt ist, nicht von Fremden ausgeübt wird, keine Ausnahme darstellt und gerade nicht außerhalb des privaten Rahmens stattfindet (Loney-Howes 2019). Der öffentliche Austausch solcher Erfahrungen zielte darauf ab, den systematischen und institutionalisierten Charakter der sexuellen Unterdrückung sichtbar zu machen:

„The idea of ‘breaking the silence’ has been a ubiquitous strategy of the antirape movement and ‘speak-outs’ have been, and continue to be, considered the best strategy to educate society“ (Loney-Howes 2019, S. 24).

Viktimisierung und Widerstand gegen öffentliche Erzählungen über sexualisierte Gewalt

In den späten 1980er-Jahren verlagerte sich der Schwerpunkt der Bewegung vom politischen auf den persönlichen Bereich, wobei sich die Darstellungen von sexualisierter Gewalt und der Aktivismus auf die emotionalen Auswirkungen der Erfahrung konzentrierten. Diese Bewegung ging jedoch einher mit einer Viktimisierung der betroffenen Frauen, dadurch dass sich der Schwerpunkt von der radikalen Behauptung der Geschlechterungleichheit auf die Personifizierung von Gewalt verlagerte (Loney-Howes 2019). Diese Personifizierung erfolgte durch die Verlagerung des Schwerpunkts auf persönliche und emotionale Schäden, die durch sexualisierte Gewalt entstehen. Auch hier standen persönliche Geschichten, die aus der Perspektive des Opfers erzählt wurden, im Vordergrund. Dies führte zu einer Veränderung des Verständnisses von sexualisierter Gewalt: Den betroffenen Frauen wurde eine Opferidentität zugeschrieben. Die Verweigerung von Autonomie und Handlungsfähigkeit und die Untermauerung ihres Abhängigkeitsverhältnisses waren die Folge.

Mit der zunehmenden Aufmerksamkeit für das Thema in den 1980er- und 1990er-Jahren entstand gleichzeitig eine Gegenreaktion, die die Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt und den Opferstatus von Frauen kritisierte, ein bekanntes Phänomen Franks (2019, S. 87) zufolge, denn Opfer von sexueller Gewalt und Belästigung werden routinemäßig diskreditiert: Sie werden als promiskuitiv, verrückt oder einfach als nicht vertrauenswürdig dargestellt. Vielen Opfern wird mit körperlicher Gewalt oder dem Tod gedroht, um sicherzustellen, dass sie schweigen, da ihre Geschichten als Untergrabung der Interessen von Männern wahrgenommen werden. Eine vergleichbare Reaktion war auch im Zusammenhang mit #MeToo zu beobachten. Ein Beispiel ist die Gegenreaktion der französischen Schauspielerin Catherine Deneuve, die zusammen mit hundert prominenten Französinnen #MeToo-Geschichten als Flirt-Erfahrungen definierte und die #MeToo-Bewegung als potenzielle Bedrohung der sexuellen Freiheit beschrieb.

Schließlich wurde in den 1990er-Jahren gegen die Tendenzen der Personalisierung und des Victim-Blamings protestiert. Zum ersten Mal wurde auch die Online-Kommunikation als Mittel des Protests genutzt (Loney-Howes 2019). Das Wiederleben des Aktivismus in den späten 1990er-Jahren zeigt, dass sich der Aktivismus stärker auf die politische Dimension konzentrierte, indem er auf die strukturellen Ursachen sexualisierter Gewalt hinwies.

3 #MeToo, Ambivalenzen und Dilemmata

Die #MeToo-Bewegung zeigt vielfältige Überschneidungen mit den Ideen und Zielen der Frauenbewegungen. Auch sie will soziales Bewusstsein für die Normalität sexualisierter Gewalt im Alltag schaffen. Durch die Nutzung der sozialen Medien sollen entsprechende Berichte und Erzählungen öffentliche Aufmerksamkeit erregen. Naming & Shaming ist das eingesetzte Mittel und zeigt zugleich eine Reihe kontraproduktiver Effekte sowie Dilemmata auf.

Wer spricht und wer wird gehört?

Soziale Medien sind zwar niedrigschwellig und ermöglichen jedem, individuelle Erfahrungen zu veröffentlichen, zugleich sind aber nicht alle in der gleichen Lage, verfügen nicht über dieselben Möglichkeiten soziale Medien zu nutzen: Es gibt nicht nur einen unterschiedlichen Zugang zu digitalen Plattformen, sondern auch die Bedingungen für eine erfolgreiche Beschämung und das Risiko einer solchen öffentlichen Debatte sind gesellschaftlich ungleich verteilt.

„The development and circulation of #MeToo brought to a head a series of questions regarding *who* is able to speak and be heard, *what* constitutes sexual violence, *whose* experiences are included and perceived as worthy of redress, and *how* activist communities should go about the business of generating change.“ (Fileborn und Loney-Howes 2019, S. 5)

Eine Frage, die sich hier stellt, ist: Wessen Erfahrung zählt? Oder: Wessen Stimme wird gehört? Wessen Tweet wird verfolgt? Wessen Tweet ist einflussreich? Charakteristisch für die #MeToo-Bewegung ist, dass der Fokus vor allem auf diejenigen gerichtet ist, deren Privatleben die ganze Welt interessiert. Die Geständnisse dieser Stars aus Film und Showbusiness werden mit einer fast voyeuristischen, sexualisierten Aufmerksamkeit verfolgt. Infolgedessen sind es vor allem weiße Prominente, die die öffentliche Wahrnehmung prägen. Frauen aus der informellen Wirtschaft, wie z. B. Reinigungsfrauen und Haushälterinnen, werden ihre Geschichten vermutlich nicht öffentlich erzählen bzw. sich nicht bei Twitter anmelden, um ihre Erfahrungen zu teilen. Darüber hinaus schließt ihr prekärer Status oft Rechtssicherheit am Arbeitsplatz aus. Die Beschuldigten sind mächtige, weiße, westliche Männer, oft Prominente, und die Anklägerinnen sind Frauen, die mit ihnen und unter ihnen gearbeitet haben und ihre persönlichen Geschichten erzählen. Die #MeToo-Bewegung richtet sich gegen Männer, die ihre soziale Stellung und ihre Macht im beruflichen Kontext missbrauchen, doch dieser Kontext sexualisierter Gewalt ist eher ungewöhnlich (Zarkov und Davis 2018; Franks 2019).

Trial by media

Naming & Shaming als #MeToo-Praxis kann als eine Form der Tribunalisierung und Verurteilung durch soziale Medien beschrieben werden (Olson 2018). Die „Angeklagten“ riskieren den sozialen Tod, bei dem eine Rehabilitierung unmöglich ist. Es geht dabei nicht nur um strafrechtlich relevante, sondern um moralische Vorwürfe. Die Unschuldsvermutung ist nicht von Bedeutung und eine Verurteilung wird im gleichen Atemzug mit der Anschuldigung ausgesprochen. Jemanden in den sozialen Medien an den Pranger zu stellen, ist mehr als ein öffentlicher Vorwurf, es ist gleichzeitig eine Bestrafung, die zudem nicht rückgängig gemacht werden kann. Die im Strafrecht geltende Unschuldsvermutung, die eine Vorverurteilung verhindern will, besteht hier nicht. Die Folgen von Naming & Shaming können besonders schädlich sein, wenn intime und manchmal peinliche Details aus dem Sexualleben einer Person öffentlich werden (Hörnle 2018). Die Auswirkungen dieser öffentlichen Erzählung und Beschämung können unverhältnismäßig groß sein, wie z. B. eine Schädigung der Biografie oder die Beeinträchtigung der Karriere.

Speaking out in den sozialen Medien über den Hashtag ohne soziale Konsequenzen für das Opfer oder dessen Stigmatisierung geht hier einher mit der öffentlichen Schuldzuweisung an (insbesondere) Männer außerhalb von Rechtshilfe und Rechtsschutz. Einzelne Männer werden an den Pranger gestellt, ohne sich verteidigen zu können (Zarkov und Davis 2018). Einerseits reagieren die beschuldigten Männer oft mit Leugnen oder Bagatellisierung. Andererseits sind sie aufgrund ihrer prominenten und öffentlichen Stellung oft die Verlierer und müssen ihre Position aufgrund der medialen Empörung aufgeben.

Kampf gegen blaming the victim

#MeToo ist eine Form des Naming & Shaming, hier werden nicht die Opfer, sondern die mutmaßlichen Täter, die Beschuldigten stigmatisiert und gesellschaftlich verurteilt. Dies kann andererseits auch als eine Form der wiederherstellenden Gerechtigkeit interpretiert werden: Naming & Shaming durch #MeToo ist eine Bewegung gegen die falsche Scham des *Victim Blaming*; eine Bewegung gegen das Anti-Shaming der Opfer sexualisierter Gewalt und so betrachtet Teil eines feministischen Projektes „to rewrite the scripts that trigger shame“ (Maruna und Pali, 2020, S. 42). Statt sich zu schämen und zu schweigen – als ob die Opfer für ihre eigene Viktimisierung verantwortlich wären –, haben die Frauen, ihre Geschichten (wieder) erzählt, um sich Gehör zu verschaffen, indem sie ihre *falsche* Scham auf die Männer zurückprojizieren, die ihnen Gewalt angetan haben: „claiming the emotion of anger and projecting their ‘false’ shame back onto them who violated them“ (Maruna und Pali 2020, S. 42).

Individualisierung sexualisierter Gewalt

Ein Effekt des Naming & Shaming durch #MeToo ist die Individualisierung sexualisierter Gewalt. Jede veröffentlichte Geschichte von sexualisierter Gewalt basiert auf einem Einzelfall mit einem Täter, an die andere Opfer mit ihren Geschichten anschließen. Diese Individualisierung geht einher mit der Verleugnung und Verharmlosung durch die angeklagten Männer: Das stereotype Bild des sexuell dominanten Mannes und der passiven Frau wird hier reproduziert und führt (letztlich) zu einer erneuten Bestätigung der Opferrolle der Frau und des binären Denkens: Frauen werden hier präsentiert als macht- und wehrlos, während Männer dämonisiert werden. Die Grenzen des *speaking out*, des öffentlich bekannt machen individueller und persönlicher Erfahrungen werden durch die #MeToo-Bewegung wieder sichtbar.

Es zeigt sich, dass der Fokus auf Gewalt in Geschlechterverhältnissen verbunden mit einer Kritik an männlicher Herrschaft (immer) das Risiko birgt, binär codierte Geschlechterdichotomien zu reifizieren. Zudem handelt es sich um ein-

seitige Zuschreibungen von Verletzungsoffenheit an Frauen bzw. Weiblichkeit und Verletzungsmacht an Männlichkeit. Auf dieses Risiko und den hiermit verbundenen Verknüpfungen hat Mechthild Bereswill (2023, S. 66, 2011, S. 16) in ihren Schriften immer wieder hingewiesen.

4 Der abolitionistische Feminismus

Wie schon in der Einleitung erwähnt, ist im letzten Jahrzehnt international eine zunehmende Punitivität, zum Teil auch in feministischen Debatten zu beobachten. Punitiv Lösungen und der starke Staat gelten hier als geeignetes Mittel gegen sexualisierte Gewalt bzw. gegen Gewalt gegen Frauen. Bernstein (2007, S. 137) spricht hier von einem *carceral feminism*, wobei es sich um eine Vermischung neo-liberaler Logiken mit einer neuen feministischen Sexualpolitik handelt, die gemeinsam eine Abkehr von sozialen Fragen und Befreiungskämpfen zugunsten punitiver Logiken bewirken wollen. Sexualisierte Gewalt wird hier als individuelles und nicht als strukturelles Problem diskutiert und entsprechend punitiv bearbeitet; Opfernarrative verkommen zum öffentlichen Beichtritual und legitimieren Strafverschärfungen. Es handelt sich um einen individualistischen punitiven Turn, bei dem eine systematische Diskussion gesellschaftlicher Zwänge (z. B. der Heteronormativität) und damit verbundener nicht-punitiver Lösungen fehlt (Künkel 2021a, S. 106–108).

In angelsächsischen Ländern besteht seit den 1970er-Jahren eine *anticarceral feminism*-Bewegung, die zum Ziel hat, Vergewaltigung zu entkriminalisieren und aus dem Strafrecht zu nehmen. Es handelt sich jedoch um eine Minderheitenbewegung, die von Anfang an von Feminist:innen of Color angeführt wurde (Bastide 2023, S. 147). Diese Bewegung schließt an die Ideen eines sogenannten *Penal Abolitionism* an. Dieser lehnt strafrechtliche Definitionen und strafende Reaktionen auf kriminalisierte Probleme ab und will diese durch Streitbeilegung, Wiedergutmachung und soziale Gerechtigkeit ersetzen. Seit den 2010er-Jahren sind US-Amerikanische, Schwarze Feminist:innen aktiv gegen Masseneinhaftierung und kritisieren Gefängnisse als Orte sexualisierter Gewalt, die sich vor allem gegen Sexualstraftäter und LSBTQIA+Personen richtet (Künkel 2021b, S. 7). Zugleich widersprechen sie der Idee eines verstärkten Polizierens und der Strafverfolgung als Mittel gegen Gewalt gegen Frauen, da die Polizei selbst Gewalt initiiere. Die bekannte Abolitionistin und US-Amerikanerin Angela Y. Davis (2003), beschreibt Polizei und Justiz als Institutionen, die geführt werden von Männern mit sexistischen und rassistischen Vorurteilen.

Insgesamt ist der derzeitige abolitionistische Feminismus international betrachtet, vornehmlich auf die Institution Gefängnis gerichtet, was sich mit der feministischen Bewegung gegen die Massenkasernierung und die Zustände in den US-amerikanischen Gefängnissen erklärt. Nur dort hat sich dieser als breite Bewegung etablieren können. In Frankreich finden seit 2020 zunehmend mehr abolitionistische Standpunkte Anerkennung in feministischen Kreisen. Auf der jährlichen Demonstration gegen sexistische und sexuelle Gewalt partizipierte im November 2021 ein feministisch abolitionistisches Kollektiv mit dem Slogan, Gefängnis diene (nur) einem rassistischen und kapitalistischen System der Ausbeutung und Unterdrückung (Bastide 2023, S. 148). Auch in Deutschland ist derzeit ein Wiederaufleben abolitionistischer Ideen zu beobachten, wie die Veröffentlichung eines abolitionistischen Manifests (Feest et al. 2019) und Schwerpunktheftes von *CILIP* und dem *Kriminologischen Journal* zu *defund police* in 2022 dokumentieren.⁶ Zugleich ist zu beobachten, dass feministische Initiativen in Deutschland, wie *Awareness*- und *Transformative Justice*-Gruppen – die Alternativen zu Polizei und Gefängnis suchen bzw. diese abschaffen wollen, Forderungen nach Strafverschärfungen sexualisierter Gewalt unterstützen. Für Abolitionist:innen ist Kriminalisierung jedoch eine gescheiterte Antwort auf Gewalt:

„Instead of criminalisation they advocate for policies that center on resolving social problems, interpersonal disputes, conflicts and harms, and promoting not just individual but also structural accountability in a society of equals Replacing it with restorative and transformative justice processes“ (Coyle und Scott 2021, S. 7)

Auch die *Black-Lives-Matter* Bewegung, im Sommer 2020 in den USA begonnen, hat europaweit viel Aufmerksamkeit erhalten, weltweit anti-rassistische Proteste mobilisiert und in einer breiten Öffentlichkeit abolitionistische Forderungen formuliert sowie eine Diskussion zu staatlichen Gewaltformen und anti-strafrechtlichen Ideen angestoßen. Angela Y. Davis betont entsprechend:

„The movement to end gender and sexual violence, for example, can never be isolated from the work to end state violence, including the violence of policing – this more holistic understanding cannot always be assumed“ (Davis et al. 2022, S. 10).

Feminismus ist demnach für den Abolitionismus von zentraler Bedeutung und der Abolitionismus untrennbar mit dem Feminismus verbunden. Dieser gegenwärtige

⁶ *Defund the police* („Streich der Polizei die Mittel“) und die Forderung, Ressourcen von der Polizei abzuziehen und reinvestieren in Strukturen sozialer Gerechtigkeit (Künkel und Piehning 2022; Loick und Thompson 2022).

feministische Abolitionismus versteht sich dann auch als ein *intersektionaler Abolitionismus*. Anti-Rassismus, Queer Aktivismus und Feminismus kommen hier zusammen in einer emanzipatorischen Bewegung. Eine Vereinnahmung durch den strafenden Staat wird explizit kritisiert und als Strafrechtsfeminismus etikettiert:

„Der Strafrechtsfeminismus ignoriert [...] intersektionale Aspekte wie *race*, soziale Klasse, Genderidentität und Einwanderungsstatus, der bestimmte Frauen oft viel verletzlicher und angreifbarer macht. Eine verstärkte Kriminalisierung macht genau diese Frauen noch anfälliger für staatliche Gewalt“ (Law 2022, S. 449).

Kriminalisierung fördert staatliche Reaktionen auf sexualisierte Gewalt, in erster Linie durch das traditionelle Strafrechtssystem aber auch durch andere Institutionen des *carceral* Staates. Das Eintreten für eine aggressivere soziale Kontrolle und Bestrafung von sexualisierter Gewalt ist eine Kernforderung des *carceral-feminism*. Hierbei handelt es sich weniger um eine feministische Bewegung, sondern mehr um einen Diskurs, der historisch betrachtet von verschiedenen feministischen Gruppen im Kampf gegen sexualisierte Gewalt geführt wird (Phillips und Chagnon 2020, S. 51).

Abolitionistischer Feminismus betrachtet demgegenüber die Tendenz, soziales Unrecht mit Bestrafung und Inhaftierung zu bekämpfen, als ein sekundäres Symptom einer ungleichen Gesellschaft. Die zentrale Frage dieser feministischen Strömung lautet also: Was wäre, wenn wir die eigentliche Krise – die sich überschneidenden sozialen Ungleichheiten einschließlich der Gleichstellung der Geschlechter – strukturell mit Bildung, Betreuung und Prävention angehen würden, anstatt die Symptome durch Repression zu bekämpfen? Das macht es jedoch notwendig, das System der Kontrolle, das als treibende Kraft sozialer Ungleichheit gesehen wird, in Frage zu stellen. Die #MeToo Bewegung hatte ein ähnliches Ziel, aber schließlich das System – wovon sie sich in Theorie gerade zu befreien versuchte – nicht mehr in Frage gestellt.

Ohne eine abolitionistische Perspektive kann demnach sexualisierte Gewalt nicht wirklich bekämpft werden, da Strafrecht als (patriarchales) Herrschaftsinstrument sexualisierte Gewalt individualisiert, ihre alltägliche Normalität verschleiert, den Opferstatus von Frauen und Geschlechterdichotomien reifiziert und zudem das Risiko des *Othering* birgt (Althoff 2020), indem öffentliche (zum Teil anti-feministische) Diskurse sexualisierte Gewalt missbrauchen und diesen Fremden zuzuschreiben. Eine abolitionistische Perspektive wäre demnach auch hilfreich, um – was Mechthild Bereswill (2023, S. 74) noch jüngst gefordert hat – das Verhältnis von Gesellschaft, Gewalt und Geschlecht zu konzipieren, *ohne heteronormative Versionen von Geschlechterdifferenz zu essenzialisieren*.

Literatur

- Althoff, Martina (2020): Stories of Gender and Migration, Crime and Security: Between Outrage and Denial. In: Althoff, Martina/Dollinger, Bernd/Schmidt, Holger (Hrsg.): *Conflicting Narratives of Crime and Punishment*. London: Palgrave MacMillan, S. 259–278.
- Althoff, Martina/Apel, Magdalena/Bereswill, Mechthild/Grulich, Julia/Riegraf, Birgit (2017): *Feministische Methodologien und Methoden. Traditionen, Konzepte, Erörterungen*, 2. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Aziz, Sonja (2018): #MeToo – Der Umgang mit Opfern sexualisierter Gewalt. In: *juridikum*, H. 1, S. 34–37.
- Bastide, Lauren (2023): *Feminisme gaat de wereld redden*. Amsterdam: Ambo/Anthos uitgevers.
- Bereswill, Mechthild (2011): Gewalt-Verhältnisse. Geschlechtertheoretische Perspektiven. In: *Kriminologisches Journal* 43, H. 1, S. 10–24.
- Bereswill, Mechthild (2023): Geschlecht und Gewalt im 20. und 21. Jahrhundert. Forschungsdiskurse und geschlechtertheoretische Befunde in den deutschsprachigen Sozialwissenschaften. In: Labouvie, Eva (Hrsg.): *Geschlecht und Gewalt. Interdisziplinäre Perspektiven auf Geschichte und Gegenwart*. Bielefeld: Transkript, S. 63–75. <https://www.transcript-open.de/doi/10.14361/9783839464953-007>
- Bernstein, Elizabeth (2007): The sexual politics of the ‘New Abolitionism’. In: *Differences* 18, H. 3, S. 128–151.
- Coyle, Michael J./Scott, David (Hrsg.) (2021): Introduction: The six hues of penal abolitionism. In: *The Routledge International Handbook of Penal Abolition*. London: Routledge, S. 1–12.
- Davis, Angela Y. (2003): *Are Prisons Obsolete?* New York: Seven Stories Press.
- Davis, Angela Y./Dent, Gina/Meiners, Erica R./Richie, Beth E. (2022): *Abolition. Feminism. Now*. Chicago: Haymarket Books.
- Dekker, Mischa (2022): De strafbaarstelling van straatintimidatie en het risico van etnisch profileren. Een pragmatische sociologie van kritiek. In: *Recht der Werkelijkheid* 43, H. 1, S. 8–30.
- Feest, Johannes et al. (2019): Manifest zur Abschaffung von Strafanstalten und anderen Gefängnissen. <https://strafvollzugsarchiv.de/abolitionismus/manifest>
- Fileborn, Bianca/Loney-Howes, Rachel (2019): Introduction: Mapping the Emergence of #MeToo. In: Bianca Fileborn/Loney-Howes, Rachel (Hrsg.): *#MeToo and the Politics of Social Change*. London: Palgrave MacMillan, S. 1–18. <https://doi.org/10.1007/978-3-030-15213-0>
- Franks, Mary Anne (2019): A Thousand and One Stories: Myth and the #MeToo Movement. In: Bianca Fileborn/Loney-Howes, Rachel (Hrsg.): *#MeToo and the Politics of Social Change*. London: Palgrave MacMillan, 85–95. https://doi.org/10.1007/978-3-030-15213-0_6
- Hörmle, Tatjana (2018): #MeToo – Implications for Criminal Law? In: *Bergen Journal of Criminal Law and Criminal Justice* 6, H. 2, S. 115–135.
- Künkel, Jenny (2021a): Carceral Feminism in Deutschland? Debatten um Vergewaltigungsrecht und sexuelle Gewalt in Partyräumen. In: *Kriminologisches Journal* 53, H. 2, S. 105–120.

- Künkkel, Jenny (2021b): Polizieren, Sexualität und Gender. Feminismus zwischen Machtkritik und Punitivität. In: *Bürgerrechte & Polizei/CILIP* 126, S. 3–16.
- Künkkel, Jenny/Piening, Marie-Theres (2022): Defund the Police. Ambivalenzen einer Bewegung. Editorial zum Themenheft. In: *Kriminologisches Journal* 54, H. 4, S. 268–279.
- Lautmann, Rüdiger/Klimke, Daniela (2016): Zur Produktivität des Strafrechts im sexuellen Feld. In: Klimke, Daniela/Lautmann, Rüdiger (Hrsg.): *Sexualität und Strafe*. 11. Beiheft *Kriminologisches Journal*. Weinheim: Beltz, S. 5–16.
- Law, Victoria (2022): Gegen den Strafrechtsfeminismus. In: Loick, Daniel/Thompson, Vanessa E. (Hrsg.): *Abolitionismus. Ein Reader*. Berlin: Suhrkamp, S. 449–454.
- Loick, Daniel/Thompson, Vanessa E. (Hrsg.) (2022): *Abolitionismus. Ein Reader*. Berlin: Suhrkamp.
- Loney-Howes, Rachel (2019): The Politics of the Personal: The Evolution of Anti-Rape Activism. From Second-Wave Feminism to #MeToo. In: Fileborn, Bianca/Loney-Howes, Rachel (Hrsg.): *#MeToo and the Politics of Social Change*. London: Palgrave MacMillan, S. 21–35. https://doi.org/10.1007/978-3-030-15213-0_2
- Maruna, Shadd/Pali, Brunilda (2020): From victim blaming to reintegrative shaming: the continuing relevance of Crime, shame and reintegration in the era of #MeToo. In: *The International Journal of Restorative Justice* 3, H. 1, S. 38–44.
- Nelen, Hans/Althoff, Martina/Janssen, Janine (2021): Boetedoening of lynchpartij? Enkele reflecties over naming & shaming in de 21^e eeuw. In: *Tijdschrift over Cultuur & Criminaliteit* 11, H. 3, S. 3–15.
- Olson, Greta (2018): “Too white, too straight, too rich”. Ein Gespräch mit Greta Olson über #MeToo. *Mittelweg* 36 H.4, S. 54–67.
- Phillips, Nickie D./Chagnon, Nicholas (2020): „Six Month is a Joke”: Carceral Feminism and Penal Populism in the Wake of the Stanford Sexual Assault Case. In: *Feminist Criminology* 15, H. 1, S. 47–69.
- Rhode, Deborah L. (2019), #MeToo: Why now? What next? In: *Duke Law Journal*, 69, S. 377–428.
- Rosewarne, Lauren (2018): Why don’t women report alleged abuse? Just look at the Kavanaugh saga. *The Sydney Morning Herald*. Retrieved October 9, 2018. <https://www.smh.com.au/lifestyle/life-and-relationships/why-don-t-women-report-alleged-abuse-just-look-at-the-kavanaugh-saga-20181007-p5089w.html>
- Said, Edward (1978): *Orientalism*. New York: Pantheon Books.
- Sanyal, Mithu M. (2016): *Vergewaltigung. Aspekte eines Verbrechens*. Hamburg: Nautilus Flugschrift.
- Spies, Tina (2023): Aktuelle Debatten um sexualisierte Gewalt. Hegemoniale Vorstellungen und ‘Othering’. In: Labouvie, Eva (Hrsg.): *Geschlecht, Gewalt und Gesellschaft. Interdisziplinäre Perspektiven auf Geschichte und Gegenwart*. Bielefeld: Transkript, S. 121–139. <https://www.transcript-open.de/doi/10.14361/9783839464953-008#read-container>
- Zarkov, Dubravka/Davis, Kathy (2018): Ambiguities and dilemma’s around #MeToo: #For-How Long and #Where To? In: *European Journal of Women’s Studies* 25, H. 1, S. 3–9. <https://doi.org/10.1177/1350506817749436>

„Ich bin Mutter, ich bin Psychiater, ich bin Polizist, ich bin Lehrer, ich bin alles“

Die Bedeutung von Reintegrationsprozessen strafrechtlich Verurteilter für Angehörige und ihr Umgang damit

Peter Rieker

Prozesse der Reintegration nach einer strafrechtlichen Verurteilung werden immer noch relativ selten untersucht, obwohl im Kontext der Desistance-Forschung inzwischen verschiedene Arbeiten zu diesem Themenfeld vorliegen. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen zeigen, dass unterschiedliche Bedingungen wichtig für eine gelingende Reintegration sein können, u. a. sozialstrukturelle und politische Dynamiken (Farrall et al. 2014), Qualifizierung und Integration in den Arbeitsmarkt (Laub und Sampson 2003), die Bewältigung von Verschuldung und die Regulierung von Substanzmittelkonsum (Humm et al. 2022a), die Bewältigung lebensgeschichtlicher Konflikterfahrungen (Bereswill 2008) oder eine aktive Distanzierung von früheren Selbstbildern (Maruna 2001).

Hoher Stellenwert kommt gemäß vorliegenden Forschungen der sozialen Einbindung und Unterstützung in sozialen Beziehungen zu (Rieker 2018), auch wird immer wieder auf die Bedeutung weiblicher Bezugspersonen hingewiesen (Halsey und Deegan 2015, S. 146). Betont wird die Bedeutung familialer Beziehungen, wobei die durch Familienangehörige gewährte Unterstützung in materieller, emotionaler und motivationaler Hinsicht als hilfreich beschrieben wird (Martinez und

P. Rieker (✉)
Universität Zürich, Zürich, Schweiz
E-Mail: prieker@ife.uzh.ch

Abrams 2013, S. 184; Martinez und Christian 2009). Allerdings wird auch die Gefahr gesehen, dass durch Familienangehörige Druck ausgeübt und eine Reintegration auf diese Weise erschwert wird (Martinez und Abrams 2013, S. 184; Martinez und Christian 2009). Freundschaften werden in diesem Zusammenhang zwiespältig beurteilt, einerseits als wichtige Ressource sozialer Integration, andererseits als Risiko für erneute Straffälligkeit (Martinez und Abrams 2013, S. 184; Zdon 2016). Als wichtige Reintegrationshilfe gelten auch Partnerschaftsbeziehungen (Laub und Sampson 2003), die durch die Personen im Reintegrationsprozess teilweise als ausschlaggebend für Reintegrationserfolge beschrieben werden (Halsey und Deegan 2015, S. 147). Allerdings können diese Befunde, die sich auf die Reintegration von Männern beziehen, nicht umstandslos auf Reintegrationsprozesse von Frauen übertragen werden, was eine geschlechtersensible Betrachtung erfordert (Neuber 2016).

Während die Bedeutung von Familienangehörigen, Partner:innen und Freundschaften für Reintegrationsprozesse strafrechtlich Verurteilter damit zumindest ansatzweise deutlich gemacht werden konnte, sind die Bedeutung, die diese Prozesse für die Angehörigen und Bezugspersonen selbst haben, sowie deren Umgang mit den Herausforderungen von Reintegration bisher kaum geklärt. Deutlich wurde allerdings, dass sich bei Bezugspersonen die gleichen Anzeichen für Belastungen zeigen, wie bei den strafrechtlich Verurteilten selbst – zumindest bei weiblichen Bezugspersonen hat sich dies gezeigt (Halsey und Deegan 2015, S. 146) – was dafürspricht, dass diese Bezugspersonen stark involviert und von den Herausforderungen der Reintegration ebenfalls betroffen sind. Zudem hat sich bei einer qualitativen Befragung von Familienangehörigen ehemaliger Straftäter:innen gezeigt, dass diese das Ausmaß und die Relevanz der durch sie gewährten informellen Unterstützung im gemeinsamen Alltag besonders betonen und auch höher einschätzen als die Personen im Reintegrationsprozess (Martinez und Christian 2009, S. 220 f.). Ansonsten fehlt es in der Forschung an Informationen zu Erfahrungen und Einschätzungen von Angehörigen, sodass diese Frage im Fokus dieses Beitrages steht.

In einer Untersuchung zur Reintegration strafrechtlich verurteilter Männer konnten wir eine fünf Erhebungswellen umfassende qualitative Längsschnittstudie realisieren¹ (Humm et al. 2022a). In ausführlichen Interviews hatten die Untersuchungsteilnehmer Gelegenheit, ihre eigene Perspektive auf ihre Reintegration zu

¹ Das Projekt „Wege aus der Straffälligkeit – Reintegration verurteilter Straftäter“ wurde zwischen 2013 und 2022 am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Zürich von Jakob Humm, Peter Rieker, Melanie Wegel und Franz Zahradnik umgesetzt und vom Schweizerischen Nationalfonds finanziell unterstützt.

erläutern. Nach dem fünften Interview baten wir die Befragten, uns eine für ihre Reintegration wichtige Person zu nennen und ihr Einverständnis zu geben, diese Person ebenfalls befragen zu dürfen. Bei den Interviews mit diesen Bezugspersonen ging es uns um die Klärung der Frage, was aus der Hinzuziehung einer weiteren subjektiven Perspektive gelernt werden kann und ob sich auf diese Weise zusätzliche Erkenntnisse zu Reintegrationsprozessen ergeben. Zehn der 20 Untersuchungsteilnehmer, die sich an der fünften Erhebungswelle beteiligt haben, nannten uns eine für ihren Reintegrationsprozess wichtige Person und erklärten sich mit solch einem Interview einverstanden. In fünf Fällen wurden uns Fachpersonen genannt (Humm et al. 2022b), in fünf anderen Fällen Bezugspersonen aus dem privaten Umfeld. In diesem Beitrag beziehe ich mich auf diese fünf Interviews mit Angehörigen aus dem privaten Umfeld. In zwei Fällen konnten Interviews mit Müttern geführt werden, zweimal wurden Partnerinnen befragt und in einem Fall war es der beste Freund, der uns für ein Interview zur Verfügung stand.

Bei den Interviews orientierten wir uns an den Wünschen und Vorlieben der Untersuchungsteilnehmer:innen, sowohl an denen unserer Längsschnittuntersuchung als auch an denen der befragten Angehörigen. In drei Fällen wurde uns rückgemeldet, dass die Beteiligten ein gemeinsames Interview bevorzugen, sodass neben Interviewer und angehöriger Person dann auch noch der Teilnehmer der Längsschnittuntersuchung beteiligt war; in zwei Fällen wurden Einzelinterviews mit der angehörigen Person bevorzugt. Wie die Aushandlungen zwischen den Beteiligten aussahen, die zu diesen Entscheidungen führten, wissen wir nicht. Das Datenmaterial besteht somit aus zwei Interviews mit Mutter und Sohn, einem Interview mit Partnerin und Partner sowie jeweils einem Einzelinterview mit einer Partnerin und einem besten Freund. Je nach Vorlieben der Befragten fanden die Interviews an der Universität, zuhause bei den Befragten oder in einer Gaststätte statt. In allen Fällen bevorzugten die Teilnehmer unserer Längsschnittuntersuchung, dass die Interviews mit den Angehörigen vom selben Interviewer geführt werden, mit dem sie in den letzten Jahren selbst mehrfach gesprochen haben – wir hatten ihnen angeboten, dass diese auch von einer anderen Person geführt werden könnten.

Methodisch orientierten wir uns am Verfahren des problemzentrierten Interviews (Witzel 2000), wobei mit Erzählimpuls versucht wurde, ausführliche Erzählungen zu generieren und mit einem Frageleitfaden die Thematisierung bestimmter Themen gewährleistet werden sollte – dieser Frageleitfaden blieb jedoch im Hintergrund und wurde dem jeweiligen Interviewverlauf angepasst und untergeordnet. Die Datenanalyse orientierte sich am Verfahren der Grounded Theory (Strauss 1998), wobei zunächst offen codiert wurde und diese Codes dann verglichen, verdichtet und zueinander in Bezug gesetzt wurden. In Ergänzung zu den

codierenden Analysen wurde im Rahmen der Fallanalysen auch mit sequenziellen Auswertungsverfahren gearbeitet, um die Verschränkung der biografischen Erlebnisse der Beteiligten miteinander und mit der Präsentation in den Interviews zu rekonstruieren (Rosenthal 2014).

1 Reintegrationsprozesse aus der Perspektive von Angehörigen

Die Interviews verdeutlichen, dass sich die Angehörigen in die Reintegrationsprozesse strafrechtlich Verurteilter einbezogen und davon unmittelbar betroffen fühlen. Sehr detailliert schildern sie Situationen, die sie als Schlüsselszenen erlebt haben, und bestimmte Herausforderungen, z. B. Verschuldung, schildern sie auch als Aufgabe für sich selbst. „Schulden sind geblieben. Mussten wir schauen, was wir machen“ (Mutter Mike, 3).² Neben dem Sprechen in der Wir-Form werden Bewältigungsleistungen von Angehörigen verschiedentlich als gemeinsame Aktivität beschrieben: „Ich helfe ihm da, ich hocke [mich] mit ihm hin und wir zahlen die Rechnungen miteinander und wir versuchen, da ein bisschen eine Routine reinzubringen“ (Partnerin Noah, 1). Die eigene Betroffenheit zeigt sich darin, dass z. B. eine Mutter berichtet, dass sie die Schulden ihres Sohnes hauptsächlich selbst abbezahlt hat, bis ihr Sohn wieder Arbeit hatte. Eine Partnerin erlebte die Verschuldung ihren Erzählungen zufolge spätestens dann als eigenes Problem, als immer mehr Mahnungen bei ihnen eintrafen und die Elektrizitätswerke drohten, den Strom abzustellen. Neben den aus der Straffälligkeit resultierenden Verschuldungen und anderen finanziellen Verpflichtungen schildern die Angehörigen noch andere Belastungen, die gemeinsam bewältigt werden müssen: Drogenkonsum, Wohnungslosigkeit, Beschäftigungslosigkeit und Arbeitssuche, fehlende soziale Kompetenzen und Kontakte. Beschrieben werden auch die für Angehörige mit wiederholten Ämtergängen verbundenen Mühsale. Als Belastung beschreiben sie zudem eigene Befürchtungen, die ehemals straffällige Person könne durch Kontakte zu früheren Freund:innen erneut „in die falschen Kreise“ geraten oder nicht in der Lage sein, das eigene Leben in den Griff zu bekommen. Hinzu kommen emotionale Belastungen, die in den Interviews von den Angehörigen nur an-

²Zu den wörtlichen Zitaten aus den Interviews wird jeweils angegeben, mit wem das Interview geführt wurde, zu welchem Untersuchungsteilnehmer diese Person gehört und auf welcher Seite des Interviewtranskripts sich die zitierte Aussage findet. Alle Personen- und Ortsnamen wurden anonymisiert. In den zitierten Ausschnitten aus den Transkripten sind Pausen mit (...) und Auslassungen mit [...] gekennzeichnet.

gedeutet werden bzw. etwas diffus bleiben und sich z. B. in Berichten zu Schlaflosigkeit, Ängsten oder einer „ins Schwanken“ gebrachten Beziehung (Partnerin Noah, 2) zeigen können.

Die befragten Angehörigen schildern verschiedene durch sie gewährte Unterstützungsangebote: Sie berichten, immer für den Freund, den Partner bzw. den Sohn da zu sein, selbst bestimmte Aufgaben zu übernehmen oder – falls sie sich selbst überfordert fühlen – an die Person im Reintegrationsprozess zu appellieren, sich fachliche Hilfe zu organisieren. Mitunter werden auch kleine alltägliche Unterstützungsleistungen beschrieben: „Er hat mir auch schon gesagt, ich habe kein Geld für ein Zugticket. Ich habe ihm das Zugticket gezahlt, damit er zu mir kommen kann. Oder weißt du, ich habe auch schon paar Bier geholt oder etwas zum Essen oder etwas Geiles gekocht“ (Freund Marcel, 10). Deutlich werden auch gezielte Bemühungen um Integration, sei es in Hinblick auf den Arbeitsmarkt durch die Vermittlung von Vorstellungsgesprächen oder die soziale Integration in informellen Gruppen: „Aber ich probiere ihn trotzdem immer gleich noch zu inkludieren. Wenn ich weiß, okay ein paar Kollegen kommen zu mir, dann frage ich ihn auch, hey kommst du auch?“ (Freund Marcel, 10). Verschiedentlich wird auch beschrieben, dass der Alltag des Sohnes oder Partners überwacht und strukturiert wird, z. B. durch die Rationierung von Alkohol oder durch die Zuteilung von Geld. Eine Partnerin beschreibt die von ihr wahrgenommene Notwendigkeit solch einer Kontrolle mit den folgenden Worten: „Also ich bin schon viel auch Kontrolleur und Polizist und, ja, weil er braucht das [...] ein bisschen, jemand, wo ihn ein bisschen in den Arsch tritt“ (Partnerin Noah, 6). Mitunter wird durch die Angehörigen deutlich artikuliert, dass sie ihre Hilfe als bedeutsam einschätzen – so berichtet ein Freund „Ich habe ihm da sehr gut geholfen übrigens nach dieser Trennung.“ (Freund Marcel, 6) und eine Mutter betont „Er hat ja natürlich auch Glück gehabt, dass er mich hatte, er [wäre] eigentlich, ehrlich gesagt, auf der Straße gewesen, wenn ich nicht wäre“ (Mutter Mike, 15).

Gemäß ihren Schilderungen geraten sie dabei immer wieder an die Grenzen ihrer Kräfte und Möglichkeiten: „Es hat schon Situationen gegeben, wo ich wirklich gesagt habe, jetzt schmeiße ich den Bettel hin, ich mag nicht mehr. (...) Aber ich habe es durchgezogen“ (Partnerin Noah, 5). In einem anderen Fall werden Hilfsangebote vor dem Hintergrund des eigenen Belastungsempfindens reguliert: „Ich probiere ihm einfach so viel zu helfen, wie es geht. Aber wenn ich – ich bin auch in Lebensphasen, wo es mir besser oder schlechter geht – wenn ich einfach merke, es wird mir langsam ‚too much‘ und alles und so, dann lasse ich ihn manchmal auch ein bisschen“ (Freund Marcel, 10). Eine Mutter macht deutlich, dass sie für die Unterstützung ihres Sohnes auf Hilfe aus dem sozialen Umfeld angewiesen war.

„Ich habe ja von meinem Kollegen Kredit aufgenommen gehabt, er hat mir geholfen und dann habe ich gesagt, schau, er hat ja gewusst meine Situation und dann habe ich ihm einfach jeden Monat zurück abbezahlt und äh... und [in] der Nachbarschaft ist auch, also muss ich sagen, gut gewesen (...) der [Vorname] da, der hat mich auch gefragt, ob ich brauche, ob ich Hilfe brauche finanziell, also muss ich sagen (...), da habe ich (...) wirklich Glück gehabt [...] Dann bin ich da jede 14 Tagen ihn besuchen gegangen, mit dem Kollegen, der hat mich immer gefahren, zum Glück habe ich den gehabt.“ (Mutter Mike, 5)

Diese Passage zeigt nicht nur, zu welcher ausgeprägten Hilfeleistungen Angehörige bereit sein können, um Reintegrationsprozesse zu unterstützen, sie macht außerdem deutlich, dass die Unterstützung von Angehörigen im Reintegrationsprozess als große Herausforderung erlebt wird, für deren Bewältigung zusätzliche Hilfe benötigt wird. Dementsprechend kann die Reintegration strafrechtlich Verurteilter durch die Angehörigen als Herausforderung gerahmt werden, in deren Bewältigung nicht nur sie selbst, sondern auch weitere Personen aus dem sozialen Umfeld eingebunden sind.

2 Beziehungen zwischen strafrechtlich Verurteilten und Angehörigen im Reintegrationsprozess

Die Interviews geben Hinweise auf unterschiedliche Beziehungskonstellationen, die sich in Hinblick auf die Frage nach symmetrischen bzw. asymmetrischen Beziehungen unterscheiden lassen. Die Einladung, über den Reintegrationsprozess des besten Freundes, des Partners oder Sohnes zu sprechen und dabei eigene Anteile zu beschreiben, legt offenbar zunächst asymmetrische Darstellungen nahe, ist der Angehörige als strafrechtlich Verurteilter dabei doch klar als problembehaftet gekennzeichnet. In unseren Interviews gibt es ausgeprägte Hinweise auf asymmetrische Beziehungskonstellationen, in denen die fehlenden Kompetenzen der strafrechtlich Verurteilten im Umgang mit alltäglichen Herausforderungen skizziert und ihre defizitären Sozialisationsbedingungen benannt werden. Auf der anderen Seite werden den eigenen Unterstützungsleistungen große, wenn nicht sogar entscheidende Bedeutung für Reintegrationsleistungen oder das Wohlbefinden der Personen im Reintegrationsprozess beigemessen und die eigenen Kompetenzen werden herausgestrichen. Bevor diesen Beziehungsqualitäten auch anhand ihrer Aktualisierung im Interview in zwei Fallanalysen nachgegangen wird, sollen hier zunächst drei Varianten des Umgangs mit der asymmetrischen Ausgangssituation kurz vorgestellt werden.

- (1) Der kompetente Freund: Marcells bester Freund blickt ebenfalls auf eine strafrechtliche Verurteilung zurück und hat dieselbe Reintegrationsmaßnahme wie dieser besucht. Im Unterschied zu Marcel, bei dem er u. a. Probleme, Kontakt zu anderen Menschen aufzunehmen und zu pflegen, Probleme bei der Realisierung beruflicher Ziele sowie ins Paranoide abschweifende Wahnvorstellungen sieht, schildert er sich als jemanden, der es geschafft hat: Er habe sich beruflich erfolgreich etabliert, persönlich stark mit Psychologie auseinandergesetzt und verstehe viel, sodass er Marcel viele Tipps habe geben können, ihn finanziell unterstütze und sich Mühe gebe, ihn in seine sozialen Netzwerke zu integrieren. Dabei werden Marcells Fähigkeiten und Erfolge einer kritischen Bewertung durch seinen Freund unterzogen: „Er macht es auch schon viel besser [...], viel, viel besser als auch schon.“ (11); „Natürlich würde ich jetzt nicht behaupten, dass er [...] zum Spitzenreiter wird. Aber er ist [...] sicher schon oberhalb von der mittleren Range“ (12).
- (2) Die balancierende Partnerin: Auch die Partnerin Noahs schildert ausführlich ihre Kompetenzen und Unterstützungsleistungen und unterstreicht deren Bedeutung für Noahs Reintegration. Allerdings betont sie auch eigene Belastungen, die dazu führten, dass sie selbst viele Jahre auf professionelle Hilfe angewiesen war. Und in Hinblick auf die Neigung, unter Alkoholeinfluss „einen Seich“ [gemeint ist Blödsinn, d. A.] zu machen, bemerkt sie: „Da [...] können wir uns beide an die Nase nehmen, wenn wir zu viel getrunken haben, dann machst du eher mal einen Seich, wo du nicht solltest“ (5). Schließlich unterstreicht sie auch die Bedeutung Noahs für sich selbst: „Also ich bin (...) sehr emotional und temperamentvoll und er ist eigentlich wirklich mein Gegenpol [...], wenn ich den roten Schalter schon fast am Antippen bin, ist er wirklich die ruhige Seele, wo mich kann runter holen. Und er kann sehr gut mit mir schwatzen, also er kann mir gute Tipps geben“ (12).
- (3) Die problembehaftete Partnerin: Bei dem gemeinsamen Interview mit Christian und seiner Partnerin wird deutlich, dass diese stark von verschiedenen Problemen betroffen ist, was sich sowohl durch ihre Zugehörigkeit zum Drogenmilieu als auch in längeren Gefängnisaufenthalten zeigt. Dementsprechend wird im Interview zunächst vor allem über Christians Unterstützung für die Partnerin gesprochen, bevor auf direkte Nachfragen des Interviewers dann auch noch Beiträge der Partnerin zu Christians Reintegration thematisiert werden. Dementsprechend betont seine Partnerin vor allem die Beiträge Christians zu ihrer eigenen Reintegration: „Er hat auf mich gewartet, hat mich immer besucht im Gefängnis.“ (3); „Mein Betreuer sagt auch, er schaut gut für mich“ (8). Und Christian versteht seine Unterstützung für die Partnerin als Beitrag zur eigenen Reintegration: „Ich habe mich entschieden, eine Therapie und

einen Entzug zu machen, das Leben zu ändern und habe gesagt, wenn du rauskommst, will ich dich nicht wieder runterreißen. Und will dir dann auch zur Seite stehen und ein guter Mann sein“ (3).

Aus diesen kurzen Fallportraits wird deutlich, dass die sozialen Beziehungen strafrechtlich Verurteilter im Reintegrationsprozess vor einem Dilemma stehen können: Die Beziehungen zu erfolgreichen, sozial gut integrierten Angehörigen laufen offenbar Gefahr, durch ausgeprägte Asymmetrien gekennzeichnet zu sein, während Beziehungen zu Angehörigen, die selbst von Problemen betroffen sind, eher symmetrisch scheinen, was aber damit einhergehen kann, dass hier eher Unterstützung gewährt und nicht empfangen wird. Diese Variante der Unterstützung entspricht nicht dem, was üblicherweise als hilfreich für Reintegrationsprozesse beschrieben wird und es wäre zu prüfen, ob sich dabei eher Überforderung oder Empowerment zeigt. Und offenbar sind im Rahmen solcher für Reintegrationsprozesse bedeutsamen Beziehungen auch komplexe Balanceakte notwendig.

3 Beziehungsdynamiken im Interview

In diesem Abschnitt werden die beiden Interviews, die jeweils mit Mutter und Sohn geführt werden konnten, genutzt, um Einblicke in spezifische Beziehungsdynamiken zu gewinnen, die sich im Interviewmaterial zeigen. Diese Interviews zeichnen sich durch verschiedene Gemeinsamkeiten aus: Vor allem die Teilnehmer unserer Längsschnittuntersuchungen waren erkennbar nervös bzw. aufgeregt, rauchten vor dem Interview noch hastig eine Zigarette oder berichteten, die Nacht vor dem Interview nicht geschlafen zu haben; die Interviewten demonstrieren und versichern ihre Verbundenheit, indem sie sich während des Interviews berühren, umarmen oder Blicke wechseln. Zudem sind die Interviews durch gemeinsames Erzählen geprägt, wozu die Mütter bei ihren Erzählungen die Söhne explizit einladen, ihre Darstellungen zu bestätigen oder zu ergänzen, was mitunter zu ausgiebigen Erzählungen der Söhne führte, die bis zu sechs Minuten dauern konnten. Verschiedentlich kommen jedoch auch diskrepante Einschätzungen und Erlebnisweisen zum Ausdruck, die teilweise zu Diskussionen zwischen den Interviewten führen. Im Fall von Mike scheinen dabei vor allem Fragen der Kontrolle verhandelt zu werden, im Fall von Rolf geht es eher um Fragen der Ablösung.

Ringens um Kontrolle

Das Interview mit Mike und seiner Mutter fand auf Wunsch der Interviewten in einer Gaststätte statt und dauerte mit Vor- und Nachgespräch etwa 80 min. Mike, der in den vergangenen Jahren bereits an fünf Interviews teilgenommen hat und

daher als interviewverfahren bezeichnet werden kann, fühlte sich offenbar dafür verantwortlich, dass ein gutes Interview zustande kommt. So interveniert er gegenüber dem Interviewer bereits 90 s nach Start der Audioaufnahme: „Sie müssen spezifisch fragen, glaube ich, sonst kommt sie zu fest raus“. Nach den ersten unsicheren Erzählsätzen bestärkt er seine Mutter, ruhig zu erzählen – sie habe es doch erlebt –, was der Mutter dann auch zunehmend gelingt. Ihre Erzählpassagen, die zu Beginn des Interviews noch sehr kurz waren und durch ihren Sohn regelmäßig ergänzt wurden, wurden immer ausführlicher und sie bemühte sich zunehmend um eigenständige Schwerpunktsetzungen, z. B. als es um Mikes Inhaftierung geht.

Mutter: „[M]uss ich ganz von vorne (...) warten Sie (Mike: So weit zurück musst du nicht). Doch, doch, doch, wenn schon, denn schon, das genaue Datum [...]“ (Mutter Mike, 10)

In dieser und anderen Passagen beharrt die Mutter auf ihrer Schwerpunktsetzung und ordnet sich den Relevanzsetzungen ihres Sohnes nicht ohne Weiteres unter. Dementsprechend kommt es im weiteren Interviewverlauf zwischen den beiden immer wieder zu kleinen Diskussionen um Fragen des genauen Ablaufs der Ereignisse oder um die Bedeutung bestimmter Verhaltensweisen oder Reaktionen. Heikel wird es offenbar dann, als die Mutter auf bestimmte Schwierigkeiten von Mike zu sprechen kommt.

Mutter: „Man muss einfach schauen, natürlich die finanzielle Situation. Bei ihm ist manchmal ganz schwer, mit dem Geld umzugehen [...] und muss ich einfach immer schauen, [...] er bekommt einfach so sein Geld (...) also täglich (Mike: Wie ein kleines Kind). Ja, aber es ist gut so. 20 Franken bekommt er. Manchmal tut er mich beschreiben zwischendrin (lacht) (Mike: Ich muss eine rauchen, das ist mir alles ein wenig viel (lacht)).“ (Mutter Mike, 17)

Anlässlich seiner von der Mutter beschriebenen Schwierigkeiten, mit Geld umzugehen, der täglichen Zuteilung eines bestimmten Geldbetrages, die er selbst mit dem Umgang mit einem kleinen Kind assoziiert, und ihren Berichten zu seinen Versuchen, sie zu „beschreiben“, verlässt Mike das Interview, um draußen eine Zigarette zu rauchen. In dieser Situation hat er die Kontrolle über seine Selbstdarstellung verloren und kann sich der Situation nur noch entziehen. Etwas später, nachdem Mike zurückgekehrt ist und sich weiter am Interview beteiligt hat, kommt er zu dem Schluss, das Interview solle nun beendet werden. Im Protokoll des Interviewers findet sich dazu die folgende Passage:

„Nach einer Stunde hat mich Mike dann aufgefordert, mit ihm nach draußen zu kommen und eine Zigarette zu rauchen. Draußen meinte er, es sei jetzt dann genug und das Gespräch solle ein Ende finden. Weiter fragte er mich, ob es denn nun eine „Nullrunde“ sei, oder ob für seine Mutter noch was rausspringe. Ich nahm dies dann so auf und beendete nach der Pause dann auch das Interview“.

Mike bestimmt mit seiner Intervention nicht nur den Zeitpunkt, an dem das Interview beendet wird, sondern er stellt dadurch auch sicher, dass seine Mutter – wie er selbst bei den Interviews im Rahmen der Längsschnittstudie – eine Aufwandsentschädigung erhält. Auf diese Weise gewinnt er die Kontrolle über den Interviewkontext zurück, die er mit der Zustimmung zum Interview mit seiner Mutter aus der Hand gegeben hatte.

Ringens um Ablösung

Das Interview mit Rolf und seiner Mutter fand im Wochenendhaus der Familie in einem Bergdorf statt und dauerte etwa 120 min, hinzu kamen ein ausgiebiges Frühstück sowie Vor-, Zwischen- und Nachgespräche. Gleich zu Beginn signalisiert Rolfs Mutter eine gewisse Dringlichkeit, wie dem Protokoll zum Gespräch zu entnehmen ist: „Rolfs Mutter nahm mich sofort in Beschlag mit ihren Erfahrungen mit Rolf, ihren biografischen Erlebnissen und der Schilderung der Schwierigkeit, mit dem Schicksal von Rolf zu leben. So berichtete sie mir aus ihrem Leben, [von] ihren Eltern, dem Verhältnis zu ihrer Stiefmutter sowie den Problemen mit Rolf. Ich versuchte den Redefluss in andere Richtungen zu lenken, um eben genau diese Passagen auf Band zu haben, allerdings waren meine Bemühungen weitgehend vergeblich“.

Bereits dieses Vorgespräch, aber auch das anschließende Interview waren dadurch geprägt, dass Rolfs Mutter vor allem von den Belastungen berichtete, mit denen Rolfs Reintegrationsprozess für sie verbunden ist, und Rolf seiner Hilflosigkeit Ausdruck verlieh und sich selbst für mangelnde Reintegrationserfolge anklagte. Das gesamte Gespräch weist daher eine hohe emotionale Dichte auf, wobei die beiden regelmäßig auch ihre Verbundenheit demonstrieren und erklären. Dies kommt auch im Protokoll des Interviewers zum Ausdruck, in dem sich zum Ende des ersten Interviewteils die folgende Aussage findet: „Die Folge war, dass beide heulend in den Sesseln saßen und ich das Gespräch daraufhin unterbrochen habe.“ Zum Ende des Interviews wurde Folgendes notiert: „Das Gespräch endete nach etwa zwei Stunden und alle schienen relativ erledigt zu sein.“

Vermutlich wird diese emotionale Dichte bereits durch einen Reintegrationsprozess verständlich, in dessen Anstrengungen und in dessen Auf-und-Ab Rolfs Mutter involviert ist. Darüber hinaus stellt sich jedoch die Frage, ob es nicht noch spezielle Hintergründe für diese emotionale Dichte gibt. Bei genauer Betrachtung zeigt sich an verschiedenen Stellen des Interviews, dass Mutter und Sohn in Hinblick auf eine offenbar zentrale Frage unterschiedliche Interessen und Einschätzungen formulieren. Im Folgenden sind einige dieser Passagen zusammengestellt.

Mutter: „Und ich habe gesagt, er kann zu jeder Zeit zu uns nach Hause kommen, ein wenig essen, besuchen, auch das Wochenende verbringen, aber das er sein eigenes Heim hat [...] und dann, dass mein Partner nicht immer das alles mitbekommt.“ (2)

Rolf: „Dann geht es mir auch am besten, wenn ich, wenn ich bei euch bin und euch ein wenig etwas Gutes tun kann, wenn ich euch kann bedienen und kann helfen.“ (6)

Mutter: „Und darum muss er irgendwo, er muss endlich irgendwo wohnen können. Und mir von außen helfen, nicht bei mir im Haus. Dass ich auch die Ruhe kriege mit meinem Partner.“ (13)

Rolf: „Das ist fast ein wenig illusorisch, so zu denken, weil das ist ein Wunschdenken.“ (13)

Diese Interviewausschnitte verdeutlichen, wie die Mutter wiederholt die Abhängigkeit von ihrem Partner und die durch die Präsenz ihres Sohnes mit dem Partner entstehenden Konflikte thematisiert. Vor diesem Hintergrund plädiert sie dafür, dass Rolf seltener im Leben von ihr und ihrem Partner präsent ist, indem er sie lediglich „ein wenig“ besuchen kommt, sodass der Partner „nicht immer das alles mitbekommt“. Demgegenüber macht Rolf deutlich, dass es ihm gerade zusammen mit Mutter und deren Partner am besten gehe, wobei er nicht die ihm gewährte Unterstützung hervorhebt, sondern sich selbst als Diener und Helfer des älteren Paares stilisiert. Angesichts der von ihm als eng erlebten Verbindung skizziert er eine stärkere Selbstständigkeit als „illusorisch“. Dementsprechend könnte die Frage von Rols Verselbstständigung bzw. Ablösung von seiner Mutter als zentraler Konflikt dieser familialen Konstellation angesehen werden, der diesen schwierigen Reintegrationsprozess maßgeblich zu prägen scheint.

4 Abschließende Bemerkungen

Die im Rahmen der vorliegenden Untersuchung geführten Interviews mit Angehörigen verdeutlichen, dass diese persönlich stark in die Reintegrationsprozesse ihrer Söhne, Partner oder ihres Freundes involviert sind und sich selbst auch von diesen Prozessen betroffen fühlen, gerade dann, wenn sie in einem Haushalt zusammenleben. Dabei zeigte sich, wie dies auch in einer anderen Untersuchung deutlich wurde, dass die Angehörigen ihre eigenen Beiträge zur Reintegration des Sohnes, Partners oder Freundes als wichtig einschätzen (Martinez und Christian 2009) und dass weibliche Angehörige diesbezüglich eine besondere Betroffenheit zeigen (Halsey und Deegan 2015). Ob sich hier eine geschlechtsspezifische Differenz zeigt oder ob die im Material deutlich werdende Differenz ein Ausdruck der

besonderen Betroffenheit von Müttern und Partnerinnen – im Unterschied zu befreundeten Personen – zeigt, könnte im Rahmen geschlechtersensibler Untersuchungen geklärt werden (Neuber 2016). Obgleich sich im Zusammenhang familialer Unterstützung in unserem Material keine Risiken für erneute Straffälligkeit identifizieren lassen (Martinez und Abrams 2013), so zeigen sich doch auch hier Hinweise auf ein Spannungsverhältnis zwischen unterstützenden und belastenden Aspekten. Es ist anzunehmen, dass sich Belastungen auf ganz unterschiedliche Bereiche beziehen können, wobei in den hier präsentierten Analysen zu Mutter-Sohn-Interviews Fragen der Kontrolle bzw. des Kontrollverlustes sowie der Ablösung im Vordergrund standen.

Deutlich wurde auch, dass die Befragung von Müttern, Partnerinnen und Freunden zur Reintegration einer angehörigen Person verschiedene Beziehungskonstellationen zum Ausdruck bringt, die sich durch unterschiedliche Grade von Asymmetrie auszeichnen. Einerseits scheinen diese Asymmetrien Bestandteil der jeweiligen Reintegrationsprozesse zu sein; sie sind durch spezifische Problembelastungen, Unterstützungsbedarfe sowie Hilfsleistungen gekennzeichnet, die ein Gefälle erzeugen. Andererseits lassen sie sich aber auch als Ausdruck der Interviewkonstellation verstehen, bei der eine angehörige Person in die Position versetzt wird, über die Reintegration des Sohnes, Partners oder Freundes zu sprechen und diese zumindest implizit auch zu bewerten.

Für die Forschung zur Reintegration von strafrechtlich Verurteilten ergeben sich mit der Befragung von Angehörigen verschiedene Schlussfolgerungen. Die Einbeziehung der subjektiven Perspektive von Angehörigen und die Informationen zur Interviewdynamik, speziell bei der gemeinsamen Befragung von sich reintegrierenden und angehörigen Personen, ermöglichen zusätzliche Informationen und Einblicke in die Bewältigung komplexer Reintegrationsprozesse, in die das soziale Umfeld eingebunden und von denen dieses betroffen ist. Allerdings zeigt sich auch, dass die Beteiligten durch diese Variante der Befragung vor spezielle Herausforderungen gestellt werden und vor der Aufgabe stehen, der jeweiligen Beziehung und der Interviewsituation gerecht zu werden und einander widersprechende Anforderungen auszubalancieren. Die hohe emotionale Dichte der Schilderungen und der Interviewdynamik gibt Hinweise darauf, dass dies keine einfache Aufgabe ist. Bei zukünftigen Forschungen zur Reintegration sollte das soziale Umfeld einbezogen werden, um die Komplexität dieser Prozesse besser erkennen zu können. Zudem sollten die Interessen der an der Forschung Beteiligten in die Analyse einbezogen werden, wie dies Mechthild Bereswill anhand der Abwehr von Verletzungsoffenheit (Bereswill 2011) gezeigt hat. Schließlich sollte auch die Forschung selbst stärker in den Fokus der Analyse rücken; einerseits durch die Berücksichtigung dessen, was durch spezifische Forschungszugänge bzw. -methoden

ermöglicht, nahegelegt oder ausgeschlossen wird; andererseits durch die Reflexion dazu, wie Forschende Subjektivität in den Forschungsprozess einbringen (Bereswill 2003) und dabei nicht immer zimperlich sind.

Literatur

- Bereswill, Mechthild (2011): Sich auf eine Seite schlagen. Die Abwehr von Verletzungsoffenheit als gewaltsame Stabilisierung von Männlichkeit. In: Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael/Scholz, Sylka (Hrsg.): Dimensionen der Kategorie Geschlecht. Der Fall Männlichkeit, 3. Auflage. Münster: Westphalisches Dampfboot, S. 101–118.
- Bereswill, Mechthild (2008): „Im Knast bin ich ein anderer Mensch wie draußen.“ Die biografische Verarbeitung von Institutionserfahrungen. In: Forum Supervision 32, S. 52–65.
- Bereswill, Mechthild (2003): Die Subjektivität von Forscherinnen und Forschern als methodologische Herausforderung. Ein Vergleich zwischen interaktionstheoretischen und psychoanalytischen Zugängen. In: Sozialer Sinn 4 (3), S. 511–532.
- Farrall, Stephen/Hunter, Ben/Sharpe, Gilly/Calverley, Adam (2014): Criminal Careers in Transition. The Social Context of Desistance from Crime. Oxford: Oxford University Press.
- Halsey, Mark/Deegan, Simone (2015): ‘Picking up the Pieces’. Female Significant Others in the Lives of Young (Ex)Incarcerated Males. In: Criminology & Criminal Justice 15, H. 2, S. 131–151.
- Humm, Jakob/Rieker, Peter/Zahradnik, Franz (2022a): Von Drinnen nach Draußen – und dann? Reintegration nach einer strafrechtlichen Verurteilung – Ergebnisse einer qualitativen Längsschnittuntersuchung. Weinheim/Basel: BeltzJuventa.
- Humm, Jakob/Zahradnik, Franz/Rieker, Peter (2022b): Eine multiperspektivische Analyse von Beziehungen zwischen strafrechtlich verurteilten Männern und professionellen Bezugspersonen im Reintegrationsprozess. In: Kriminologie – das Online-Journal 4, H.3, S. 282–295. <https://www.kriminologie.de/index.php/krimoj/article/view/212> (Abfrage: 30.07.2024).
- Laub, John H./Sampson, Robert J. (2003): Shared Beginnings, Divergent Lives: Delinquent Boys to Age 70. Cambridge: Harvard University Press.
- Martinez, Damian J./Abrams, Laura S. (2013): Informal Social Support among Returning Young Offenders: A Metasynthesis of the Literature. In: International Journal of Offender Therapy and Comparative Criminology 57, H. 2, S. 169–190.
- Martinez, Damian J./Christian, Johnna (2009): The Familial Relationships of Former Prisoners. Examining the Link Between Residence and Informal Support Mechanisms. In: Journal of Contemporary Ethnography 37, H. 2, S. 201–224.
- Maruna, Shadd (2001): Making Good. How Ex-Convicts Reform and Rebuild their Lives. Washington, D.C.: American Psychological Association.
- Neuber, Anke (2016): Desistance-Prozesse junger Frauen – eine geschlechter- und adoleszenztheoretische Betrachtung. In: Soziale Probleme 27, H. 2, S. 221–235.
- Rieker, Peter (2018): Die soziale Reintegration Straffälliger vor dem Hintergrund ihrer sozialen Beziehungen. In: Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform 100, H. 6, S. 453–472.

- Rosenthal, Gabriele (2014): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Weinheim/Basel: BeltzJuventa.
- Strauss, Anselm L. (1998): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München: Fink.
- Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview. In: Forum Qualitative Sozialforschung 1, H. 1. <http://qualitative-research.net/fqs-texte/1-00/1-00witzel-d.htm> (Abfrage: 04.06.2024).
- Zdun, Steffen (2016): Zur Nachhaltigkeit von Desistance-Prozessen unter Berücksichtigung von Freundschaftsbeziehungen und Partnerschaften männlicher Heranwachsender. In: Soziale Probleme 27, S. 203–220.

Raumwandeln durch Schrifthandeln. Drei Fallgeschichten zu räumlichen Transformationsprozessen in der Fürsorge

Flavia Guerrini, Gisela Hauss, Ulrich Leitner
und Michaela Ralser

In diesem Beitrag nehmen wir das Thema der Fürsorge für vermeintlich verwahrloste Kinder und Jugendliche mit Fokus auf den Zusammenhang von Geschlossenheit und sozialen Problemen in den Blick. Das Nachdenken darüber verbindet uns seit mehr als zehn Jahren mit der Jubilarin. Die Quellen, die wir hier verarbeiten, stammen aus einem trinationalen Forschungsprojekt zu Raum und Wandel der Fürsorge in Deutschland, Österreich und der Schweiz,¹ das wir gemeinsam mit Mechthild Bereswill von 2021 bis 2024 durchführten.

¹Die Aushandlung von Erziehungsräumen in der Heimerziehung 1970–1990. Ein interdisziplinärer Vergleich von Transformationsprozessen in Österreich, Deutschland und der Schweiz. Projektleitung: Mechthild Bereswill (Universität Kassel), Michaela Ralser (Universität Innsbruck, Lead), Gisela Hauss (Fachhochschule Nordwestschweiz). Gefördert von: Österreichischer Wissenschaftsfond (FWF), Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), Schweizerischer Nationalfonds (SNF). Laufzeit 2021 bis 2024.

F. Guerrini (✉) · U. Leitner · M. Ralser
Universität Innsbruck, Innsbruck, Österreich
E-Mail: Flavia.Guerrini@uibk.ac.at; Ulrich.Leitner@uibk.ac.at;
Michaela.Ralser@uibk.ac.at

G. Hauss
Fachhochschule Nordwestschweiz, Hochschule für Soziale Arbeit, Olten, Schweiz
E-Mail: Gisela.hauss@fhnw.ch

Ziel des Forschungsprojektes war die vergleichende, raumtheoretisch fundierte Untersuchung von Erziehungsräumen der öffentlichen Heimerziehung in den drei Wohlfahrtslandschaften Hessen (D), Tirol (A) und Zürich (CH) zwischen 1970 und 1990. Raum verstehen wir mit Henri Lefèbvre (1974) nicht statisch, sondern als relationales Konglomerat aus Materialität und sozialer Praxis, welches durch Handlungsprozesse (re-)produziert wird. Ausgangspunkt unserer Überlegungen war die Beobachtung, dass die Institutionen der Heimerziehung auf einen mit der Chiffre „1968“ gekennzeichneten gesellschaftlichen Wandel sehr unterschiedlich reagierten. So wurden Heime und Anstalten in den 1960er-Jahren durch zivile Protestbewegungen, wie etwa die deutsche Heimkampagne, zwar deutlich in Frage gestellt, zu einem unmittelbaren institutionellen Wandel führten sie aber nicht. Ein nicht unerheblicher Teil der befürsorgten Kinder und Jugendlichen war noch weit über die am Ende der 1960er-Jahre beginnenden gesellschaftlichen Veränderungen hinaus in räumlich und pädagogisch kaum veränderten Anstalten und Heimen untergebracht. Die Frage nach dem Bedingungsgefüge dieser *gleichzeitigen Ungleichzeitigkeit* von Beharrung und Wandel leitete unser trinationales Forschungsprojekt. Ins Blickfeld rückten dabei die Anstalten und Heime, die als Räume der Fürsorge die institutionelle Unterbringung und heimerzieherische Behandlung von Kindern und Jugendlichen in allen drei Ländern maßgeblich prägten (Bereswill et al. 2025).

Diese Räume der Fürsorge waren gekennzeichnet durch bürokratische Abläufe: Akten und verschiedene weitere Schriftstücke dokumentierten und lenkten die Handlungsabläufe. Es nimmt daher nicht Wunder, dass die Forschungen zur Heimerziehung sich intensiv mit den schriftlichen Hinterlassenschaften dieser Institutionen auseinandergesetzt haben. Mechthild Bereswill, Henrike Buhr und Patrick Müller-Behme haben in ihrem Buch „Die Verwaltung des Falles“ (Bereswill et al. 2021) anhand von personenbezogenen Heimakten aus dem Archiv des Landeswohlfahrtsverbands Hessen Handlungsvollzüge im Kontext der Fremdunterbringung von Kindern und Jugendlichen in den 1950er bis 1970er-Jahren nachgezeichnet. Dabei haben sie eindrücklich auf die Wirkmacht des *Schrifthandelns* in den Heimakten verwiesen und dechiffrierten dieses als einen wichtigen Aspekt der bürokratischen Herrschaft im Kontext der Fürsorge. „Im Schrifthandeln des Verwaltungsvollzuges“, so schreiben die Autor:innen mit Verweis auf Foucault, „wird Wissen erzeugt“ (ebd., S. 10). Schrifthandeln ist eine diskursive Praxis mit sowohl manifesten als auch impliziten transtextuellen Bezügen. Es generiert Wirklichkeitskonstruktionen sowie darauf abgestimmte Handlungsoptionen und lässt dieses Wissen zwischen verschiedenen Instanzen und Akteuren zirkulieren (ebd., S. 26 ff.).

Von diesen Gedanken Mechthild Bereswills und ihrer Kolleg:innen lassen wir uns im Folgenden inspirieren, indem wir aus unseren Forschungen drei

„Fälle“ – zwei aus Tirol und einen aus Zürich – herausgreifen und vorstellen. Im Zentrum stehen nicht personenbezogene Akten, sondern drei verschiedene Dokumentsorten, an denen wir zeigen, welches Wissen sie jeweils über die Räume der Fürsorge generierten, welche Wirklichkeiten im jeweiligen Schrifthandeln erzeugt wurden, wie in den Prozessen der Aushandlungen zwischen den beteiligten Akteur:innen versucht wurde, bestimmte Wirklichkeitskonstruktionen und Deutungen durchzusetzen und schließlich welche Informationen uns dieses Wissen als heutige Forscher:innen über Raum und Wandel in der Fürsorge liefert.

Im ersten Fall, den wir präsentieren, schrift-handelt eine zentrale Akteurin der Tiroler Jugendfürsorge. Die Kinderpsychiaterin und Heilpädagogin Maria Nowak-Vogl mischte sich mit mehreren Schreiben in den geplanten Umbau eines Gebäudes des Tiroler Landeskrankenhauses ein. In dieses sollte die von ihr bis dahin eigenständig geführte Kinderbeobachtungsstation eingegliedert werden. Ihre Forderungen nach Umsetzung bestimmter baulicher und infrastruktureller Veränderungen deuten wir als Beharrungsversuch im Wandlungsgeschehen der Tiroler Fürsorge der späten 1970er-Jahre. Wenig später, 1980, begann eine junge Erzieherin eines Tiroler Heimes für Kinder und Erwachsene mit Behinderungen, Brigitte Wanker, ein Tagebuch, in dem sie ihre Erfahrungen dokumentierte. Was die junge Erzieherin erlebte, hielt sie metaphorisch im Bild von Mauern fest, die sowohl die im Heim untergebrachten Kinder und Erwachsenen sowie die Erzieherin selbst gewaltvoll umschließen. Das Schriftstück hatte Sprengkraft: Das Landesjugendamt hatte ihr verboten, es weiterzuführen. Sie hielt sich nicht daran und wurde in der Folge Teil des Wandlungsprozesses der Tiroler Fürsorgegeschichte. In der Fallvignette aus der Schweiz demgegenüber ist es ein Fotobuchprojekt, das vom Leiter des Amtes für Kinder- und Jugendheime im Sozialdepartement der Stadt Zürich in den 1980er-Jahren in Auftrag gegeben wurde. Mit Fotos und Texten sollten mit dem 1991 publizierten Buch öffentlichkeitswirksam Einblicke in bereits gewandelte Räume der Jugendfürsorge gegeben werden. Innerhalb der Mauern der Einrichtungen, so die Botschaft des Bildbandes, finde nun die Jugendkultur der Gesellschaft Raum für ihre eigenen Ausdrucksformen.

1 Der erste Fall: Die Innenstiege und der Hof

„Ich möchte mit dieser Stellungnahme in erster Linie an die Ärzte, die im Bauausschuss vertreten sind, appellieren. Wenn es schon für die Kinderpsychiatrie in Innsbruck anstelle der bisher so glücklichen Unterbringung, nur diese Lösung gibt, sollte man doch alle Möglichkeiten ausschöpfen, die sich ergebenden Härten abzumildern.“²

²TLA, ATLR, Abt. Vid1-1247 – IV 1979–1983, Bauakte „Umbau Vinzenzheim“, Schreiben von Nowak-Vogl an die Bauleitung im Landeskrankenhaus vom 14.02.1977, S. 2.

Mit diesen Worten beschließt die Kinderpsychiaterin Maria Nowak-Vogl (1922–1998) ihre erste im Bauakt des Landeskrankenhauses Innsbruck überlieferte Eingabe an die Bauleitung am 14.2.1977. Die „bisher so glückliche Unterbringung“, auf die sie hier verweist, war die im Innsbrucker Stadtteil Hötting in einem Wohnhaus untergebrachte Kinderbeobachtungsstation. 1954 war die Kinderbeobachtungsstation als erste ihrer Art in Österreichs Zweiter Republik gegründet worden, mit dem Ziel, „der gesamten behördlichen Jugendfürsorge des Landes, den Schulen und den Eltern schwieriger Kinder zur Beobachtung, Diagnose, Prognose und heilpädagogischen Therapie“³ zur Verfügung zu stehen. Maria Nowak-Vogl war als promovierte Medizinerin, Fachärztin für Psychiatrie und Neurologie und als habilitierte Heilpädagogin die erste und über mehrere Jahrzehnte hinweg auch ihre uneingeschränkte Leiterin. Sie wurde zur Schlüsselfigur einer medikal orientierten, noch lange Zeit erb- und artungstheoretisch argumentierenden „Schwererziehbaren- und Heilpädagogik“ einer spezifisch österreichischen Prägung, erlangte als Kinderpsychiaterin *avant la lettre* eine Monopolstellung innerhalb der lokalen Jugendfürsorge, ihre Gutachten und Maßnahmen-Empfehlungen bestimmten die Lebenswege tausender Kinder und Jugendlicher in Westösterreich. Die Zeitzeug:innen erinnern die Kinderbeobachtungsstation als hybriden Ort, als „kalten, angsteinflößenden, von strengen Tagesabläufen durchherrschten Raum“, zwischen „Kinderheim, Gefängnis“ und – wie sie sagen – „(Versuchs-)Klinik“ (Hartig 2020, S. 445 ff.).

Die Sanitätsabteilung des Landes Tirol hatte dem Haus bereits 1970 eine „räumlich völlige Ungeeignetheit für die dauerhafte Unterbringung von Kindern“⁴ attestiert. Ab Mitte der 1970er-Jahre betrieb das Land Tirol eine Rückführung der Kinderbeobachtungsstation in den Klinikverbund (Regierungsbeschluss vom 19.10.1976), um – so die retrospektive und aus dem Gesamtzusammenhang ableitbare Interpretation – das eigenmächtige Agieren der Leiterin einzuhegen, ihre Stationsführung unter die Gesamtleitung der Psychiatrischen Klinik zu stellen und schließlich die Kinderbeobachtung an die Entwicklungen der psychiatrischen Disziplin anzuschließen.⁵ Vorgesehen war eine Übersiedlung in die oberen zweieinhalb Stockwerke des Vinzenzhauses, eines Gebäudes am nordwestlichen Rand des

³TLA, ATLR, Abteilung Organisation und Personal, Personalakte von Maria Nowak-Vogl, Beschluss der Tiroler Landesregierung vom 06.08.1953.

⁴TLA, ATLR, Abt. VId1, Zl. 1252, Bericht der Sanitätsabteilung an Landeshauptmannstellvertreter Karl Kunst vom 06.03.1970.

⁵TLA, VId1-1247 – IV 1979–1983, Bauakte „Umbau Vinzenzheim“, Schreiben von Dr. Hörmann (Amt der Tiroler Landesregierung) an den Vorstand der psychiatrischen Klinik Dr. Kornelius Kryspin-Exner vom 10.03.1977.

Areale der Innsbrucker Universitätskliniken, das bisher als Krankenpflegeschule und zur Unterbringung von „Schwesternschülerinnen“ genutzt wurde. Geplant war der Umbau in eine „Krankenstation“: In den unteren Stockwerken sollte zur Entlastung der Akutpsychiatrie eine psychiatrisch-psychosomatische Abteilung entstehen, in den oberen sollte die ehemalige Kinderbeobachtungsstation mit 20 systematisierten Betten, einer Heilstättenschule, diversen Behandlungs- und Aufenthaltsräumen Platz finden und unter dem Namen „Psychiatrie IV – Kinderstation“ neu errichtet werden.

Was Maria Nowak-Vogl als erstes einforderte, ist ein innenliegender Hof oder ein umschlossener Außenbereich unter Dach, der wie sie sagt, als „Turn- und Spielplatz“ im Freien „für unsere hirngeschädigten, unruhigen Kinder und für unsere aggressiven Patienten unbedingt nötig ist“. Was ihr angeboten wurde, schlug sie aus: Ungeeignet fand sie den öffentlichen Kinderspielplatz am Klinikareal (aus „Überlastung“ durch die kleineren und „unzumutbar“ für die größeren Kinder) und auch der offenliegende Gartenbereich des Vinzenzhauses wird als letztlich für ihre Klientel unbrauchbar zurückgewiesen. Sie schreibt: „Die bisher sehr gepflegte Grünfläche vor dem Haus ist für unsere Patienten durchaus geeignet, jedoch wäre sie sofort zerstört, wenn sie wirklich frei benützt werden dürfte. So erscheint es richtiger, sie im jetzigen Zustand den Patienten der psychosomatischen Abteilung zu überlassen.“⁶ Wir lesen dies als Versuch, den gemeinsam mit anderen benutzten Raum zu reduzieren und einen Außenraum gleichsam im Kontrollregime des Innenraums zu konzipieren. Die Zeichnung des Architekten (vgl. Abb. 1) in der Bauakte zeigt, dass diese Forderung Nowak-Vogls umgesetzt wurde: Es entstand ein sichtgeschützter 107 qm großer Innenhof als Pausen- und Bewegungsraum mit Bodenplatten und Pflanzenkästen. Links im Plan ist ein Pfeil eingezeichnet, der in den Hof ragt, mit der Beschriftung „vom 2. OG Blickkontakt Dr. Vogl“. Die Sichtachse von Nowak-Vogls „Chefzimmer“ aus markiert die Möglichkeit der Überwachung der Kinder im Hof.

Von intensiver Überwachung – diesmal zeitangepasst mit allerhand technischem Gerät – handelt die zweite schriftliche Eingabe Nowak-Vogls, ein paar Monate später, am 23.07.1977.⁷ Wieder erwähnt sie die bisherige Kinderbeobachtungsstation, die unter gänzlich anderen (sprich: besseren) räumlichen

⁶TLA, ATR, Abt. VI d1-1247 – IV 1979–1983, Bauakte „Umbau Vinzenzheim“, Schreiben von Nowak-Vogl an die Bauleitung im Landeskrankenhaus vom 14.02.1977.

⁷TLA, VI d1-1247 – IV 1979–1983, Bauakte „Umbau Vinzenzheim“, Eingabe von Maria Nowak-Vogl an die Baudirektion des Landes betreff den „Umbau des Vinzenzheimes zur Kinderpsychiatrie“ vom 29.07.1977 mit zwei Zeichnungen als Anlage: mit rotem Filzstift dort eingezeichnet die gewünschte Innenstiege.

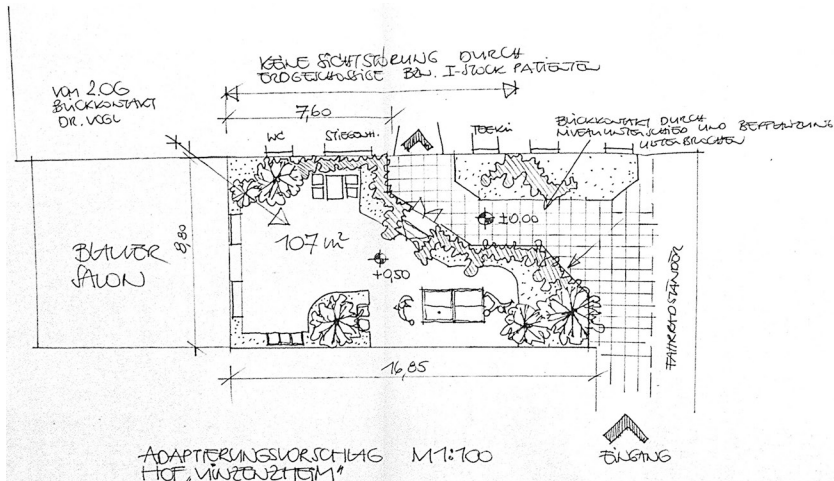


Abb. 1. Plan des innenliegenden Gartens als loses Blatt im Bauakt – mit dem Titel „Adaptierungsvorschlag: Hof Vinzenzheim M 1:100“ (TLA, ATLR, Abt. Vid1-1247 – IV 1979-1983, Bauakte „Umbau Vinzenzheim“, Adaptierungsvorschlag: Hof Vinzenzheim M 1:100)

Voraussetzungen habe arbeiten können. Weil eben nun kein freistehendes Haus mehr zur Verfügung stehe, dessen Abschluss nach außen und dessen Organisation nach innen ganz dem Regime der Einrichtung zu folgen im Stande wäre, forderte Nowak-Vogl technische Kompensation. Sie verlangt eine „Fernsehüberwachungsanlage, die es erlaubt den Bewegungsraum und die Schlafräume im Auge zu behalten“, sie regt an, „den Überwachungsraum der Nachtschwester etwas in den Gang hineinzuziehen, um deren Übersicht zu verbessern“ und fordert „mehrere Amtsleitungen“ zur besseren Notruf-Kommunikation zwischen den Stockwerken. Den Versuchsanordnungen der Zeit entsprechend wünscht sie nun auch zwei Einwegspiegelscheiben (sogenannte „Spionfenster“) für die beiden Behandlungszimmer und eine fahrbare „Video-Rekorderanlage“ zur Aufzeichnung der Sitzungen. Beides wird ihr aus finanziellen Gründen nicht gewährt, die Schächte und Leitungen für die Überwachungskameras aber werden gelegt und die beiden Isolierzimmer im 4. Stock wie gewünscht eingerichtet. Am eindringlichsten aber ringt die Primaria um zwei innen verlaufende Treppenaufgänge, die die Stockwerke unabhängig von der Hauptstiege des Gebäudes verbinden sollten: „Diese Verbindungen würden dann die Komplettierung der Sicherungsmaßnahmen

darstellen.“ Eine der beiden Innenstiegen wird schließlich noch vor dem Umzug zwischen dem dritten und vierten Stockwerk eingefügt werden.⁸

Wir lesen dies als Versuch im neuen Klinikgebäude die ehemalige Kinderbeobachtungsstation als Raum im Raum, als eigene bauliche Einheit im Gebäude zu erhalten, und verstehen diese spezifische Anordnung offener und außen-gesteuerter, respektive geschlossener und innengesteuerter Räume als zwischenzeitlich erfolgreiche Raumintervention, mit diversen Fluchtsicherungs- und Kontrollbaumaßnahmen, die alte Einrichtung in eine neue Zeit zu führen.

Erst drei Jahre nach Umzug, im Jahr 1982, verhindert eine Weisung des Vorstands der psychiatrischen Universitätskliniken die programmatisch geschlossene Führung der Station und verbietet deren rigorose Hausordnung. Die räumliche Gestalt aber wird bis zur Pensionierung von Nowak-Vogl 1987 und darüber hinaus die Freiheits- und Mobilitätsgrade der untergebrachten Kinder und des Personals nachhaltig moderieren (Ralser und Dietrich-Daum 2020, S. 144 ff.).

2 Der zweite Fall: Mauern überall (durchbrechen)

„In was für eine andere Welt bin ich geraten? [...] Die undurchschaubare Atmosphäre und die starren Ordnungsprinzipien lösen in mir Unsicherheit und große Betroffenheit aus. Ich stehe einer Gruppe von 24 Kindern und Jugendlichen gegenüber. Es wird mir bewußt: Alle Menschen, die ich hier treffe, habe ich weder auf der Straße noch im Konzert, nicht im Café, auch nicht im Wirtshaus gesehen. Aber nach und nach begreife ich: Diese Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen kennen das Wirtshaus nicht, sie dürfen nicht ins Café, nicht ins Konzert. Ihr Leben spielt sich zwischen den Mauern und Gittern der Anstalt ab, die Ausnahme sind Spaziergänge, wohlgemerkt in Zweierreihen, Hand in Hand, auf sich immer wiederholenden Wegen“ (Wanker 1982, S. 22).

Im Jänner 1980 trat Brigitte Wanker, ausgebildete Weberin, eine Stelle als Betreuerin in einer vom Orden der Barmherzigen Schwestern geführten stationären Einrichtung für Kinder und Erwachsene mit Behinderungen an. Bestürzt nicht nur über den gewaltvollen Umgang⁹ insbesondere der Ordensschwestern mit den Kindern und Jugendlichen, sondern auch darüber, dass ihren Schilderungen sogar in

⁸TLA, VId1-1247 – IV 1979-1983, Bauakte „Umbau Vinzenzheim“, Schreiben von der Landesbaudirektion an den Vorstand der psychiatrischen Klinik Dr. Kornelius Kryspin-Exner (abschriftlich an Nowak-Vogl) vom 01.08.1977.

⁹Genannt werden u. a. Schläge, an den Haaren zerren, Zwang zum (Auf-)Essen, kalte Duschen, Zwangsjacken, das Fixieren in (Gitter-)Betten, hygienische Missstände, Isolierung.

ihrem nächsten Umfeld kein Glaube geschenkt wurde, begann die damals 22-Jährige ein Tagebuch über ihre Erfahrungen zu führen. Das Tagebuch diente der Dokumentation, der Selbstvergewisserung, der Reflexion und letztlich dazu, das Erlebte an die Öffentlichkeit zu bringen: Es war Grundlage für Wankers Beteiligung an der heimkritischen TV-Reportage „Problemkinder“ (1980) und wurde 1982 unter dem Titel „Mauern überall“ im Sammelband „Behindertenalltag – wie man behindert wird“ (Forster und Schönwiese 1982) veröffentlicht.

Die oben zitierten Gedanken entstammen Wankers Schilderung ihres ersten Arbeitstages und sprechen zunächst die umfassende und dauerhafte räumliche Absonderung der als (schwer) behindert geltenden Bewohner:innen an. Übergänge zwischen draußen und drinnen bilden die „Ausnahme“ und sind sozialer Kontrolle unterworfen: Spaziergänge Hand in Hand in Zweierreihen sowie monatliche Besuchssonntage der Angehörigen. Das Eintreten in das von Wanker als „andere Welt“ bezeichnete Heim wird in einem späteren Tagebucheintrag mit dem Titel „Tagesbeginn“ noch detaillierter beschrieben: die „vergitterten Balkone“, der „verschlossen[e] Haupteingang“, der „Hof, rechts Beton, graues Pflaster und [...] Gitter beim Betongarten des Männerstockes“, „das spärliche Licht, der viel zu lange Gang“, der wieder „in einen zweiten langen Gang [mündet], schummriges Licht“, „weiße Krankenhausbetten, kahle weiße Wände, gleiche Bettwäsche, nichts Persönliches“ (Wanker 1982, S. 26–28). Die „Mauern überall“ beschreibt Wanker nicht nur als Einhegung des Raumes, der den als behindert geltenden Kindern und Erwachsenen zugedacht wird, sondern auch als strukturierend im Inneren der Institution und im Alltag ihrer Bewohner:innen. Tagesablauf und Aufenthaltsort sind für fast alle der 24 Kinder und Jugendlichen zwischen sieben und 17 Jahren einheitlich geregelt, die Fortbewegung durch die langen Gänge zu Frühstücksraum, Schule oder Kapelle erfolgt stets geordnet (Abb. 2).

In der beständigen Wiederholung von Abläufen, der (Über-)Betonung äußerlicher Ordnung und optischer Erscheinung (etwa durch mehrfaches Frisieren und Hemden-in-die-Hosen-stecken: Nach dem Aufstehen, nach dem Frühstück und schließlich ein drittes Mal nach der Morgenmesse und vor dem Unterricht), sowie in der kargen und unpersönlichen Einrichtung zeigt sich die Entindividualisierung und Vereinheitlichung der 24 Kinder und Jugendlichen „unter dem Titel ‚geistig Schwerstbehinderte‘“ (ebd., S. 21).¹⁰ Die den Kindern zugeschriebene Abweichung – „Behinderung“ – wird im Heim durch die sozialen Kontrollmechanismen mit hervorgebracht und aufrechterhalten. Diese sozialen Kontrollmechanismen zielen nicht nur darauf ab, die Konformität der Kontrolladressat:innen zu garantie-

¹⁰ „Nach meinen Erfahrungen ist eine derartige Allgemeinaussage falsch und sehr stigmatisierend“, so Wankers Einschätzung (1982, S. 21).

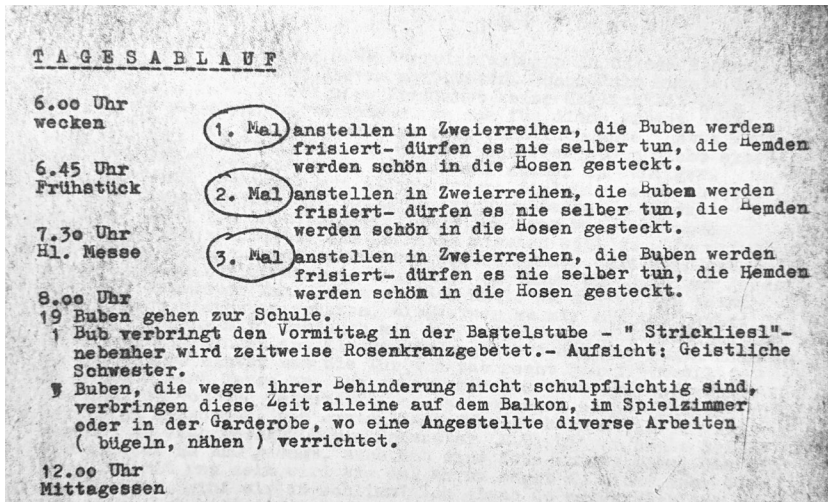


Abb. 2. Ausschnitt aus dem Typoskript des später publizierten Tagebuchs: Reglementierter Tagesablauf der von Wanker betreuten Gruppe (Privatarchiv: Institut für Erziehungswissenschaft, Vorlass Madersbacher)

ren, sondern sind auch auf die Aufrechterhaltung von deren Status als „nonkonform“ ausgerichtet; beide sind, Helge Peters (2020) folgend, zentrale Charakteristika sozialer Kontrolle. Brigitte Wanker benannte diese sozialen Kontrollmechanismen in ihrem Tagebuch und stellte sie in unmittelbaren Zusammenhang zu den räumlichen Bedingungen der Geschlossenheit im Heim. Sie hielt fest:

„Ich erlebe andauernd, wie diesen Menschen der Weg zur Selbständigkeit versperrt wird. Jeder wird gleich behandelt, ohne Rücksicht auf vorhandene Fähigkeiten, Eigenheiten und Bedürfnisse. Nichts kann selbst bestimmt werden, der tägliche, hektische Tagesablauf, festgelegte Zeiten, Mauern, Gitter, kaum ein Aufmucken – die Kinder haben sich daran gewöhnt, nehmen alles hin, ein Ausbrechen wäre sinnlos. Die Schwester redet von ‚harter Liebe‘, die Schwester Oberin von ‚Zucht und Ordnung‘“ (Wanker 1982, S. 28).

Angesichts ihrer Erfahrungen fühlte sich die junge Betreuerin völlig „machtlos“, wie ihr Tagebuch verrät, „alles so ausgeliefert!“ Sie fasste aber Mut und auch einen Plan: „Habe viele Zweifel, weiß aber: Alles muß an die Öffentlichkeit“ (Wanker 1982, S. 34). Wanker willigte zur Beteiligung an der eingangs zitierten TV-Reportage „Problemkinder“ ein, die im September 1980 in der ORF-Sendereihe *teleobjektiv* ausgestrahlt wurde. Der Film stellte einen Höhepunkt der Heimkritik

in Tirol dar und charakterisierte das „System der Fürsorgeerziehung [als] strukturell gewaltförmig und pädagogisch ineffizient“ (Fink 2024, S. 182). Die Kritik erreichte erstmals ein Massenpublikum, rief jedoch – zumindest unmittelbar – vor allem Abwehr hervor. In der größten, konservativ ausgerichteten Tageszeitung und durch Vertreter der Politik wurden die Opferbereitschaft der Ordensschwestern verteidigt sowie gewaltvolle Vorkommnisse als „Einzelfälle“ verharmlost. Neben Beschwerden beim ORF kam es auch zu Drohungen gegenüber Einzelpersonen (ebd., S. 186 f.). Brigitte Wanker war unmittelbar von der öffentlichen Repression betroffen. Ein Ausbildungsplatz sowie eine berufliche Zukunft wurden ihr in Tirol verwehrt. Sie verließ das Bundesland und kehrte erst 10 Jahre später zurück.

Vermutlich ermöglichte erst die Verschriftlichung ihrer Erfahrungen die breitenwirksame Thematisierung der Missstände. Die Sprengkraft der Dokumentation hatte das Jugendamt schon seinerzeit erkannt. Sie sei zu sensibel für den Job, habe man ihr dort gesagt. „Von meinen Aufzeichnungen“, so schilderte Wanker ferner, „wollte man schon gar nichts wissen: ‚... und hören Sie sofort mit Ihren Tagebuch-Aufzeichnungen auf‘“ (Wanker 1982, S. 32). Retrospektiv betrachtet hat das Tagebuch die Mauern durchbrochen, eine Verbindung zur Öffentlichkeit hergestellt und den regionalen Diskurs rund um Geschlossenheit und soziale Kontrolle in Fürsorgeinstitutionen beeinflusst. Im August 2024 widmete die größte Tiroler Tageszeitung Brigitte Wanker eine ganze Seite, um über ihre Ehrung durch das Land Tirol zu berichten. Aber die Fronten bleiben hart: Der Orden der Barmherzigen Schwestern, dem Wanker angeblich „einen irreparablen Schaden“ (Warenski 2024) zugefügt habe, zeigte bis heute keinen Willen, mit ihr ins Gespräch zu kommen.

3 Der dritte Fall: Die Stadt und das Heim

„Heime sind Spiegel, Hohlspiegel, nicht Zerrspiegel. In ihnen fokussiert sich, was in der Gesellschaft gilt. Wertvorstellungen, Haltungen, Gewohnheiten der Arbeits- und Freizeitgestaltung, Konsum, Süchte, Laster der Erwachsenen bilden sich in ihren Heimen wie in ihren Kindern ab. Pädagogische, psychotherapeutische und andere Lehrmeinungen kommen von ‚draussen‘ und werden ‚drinnen‘ verwirklicht. Von draussen kommen auch die Erwartungen an das Heim, für deren Erfüllung hunderte von Millionen ausgegeben werden. Eine Reparaturwerkstatt soll es sein, eckige Stellen rundschleifen, harte weichgerben, Wissenslücken auffüllen, berufliche Kenntnisse vermitteln, soll sie. Und weiter? Darf’s noch ein bisschen Glück, Zufriedenheit sein? Lebensfreude?“ (Gschwind 1991, S. 7)

Bis in die 1970er-Jahre waren Kinder- und Jugendheime von der Gesellschaft abgeschottet, sie galten als eigene Welt, weit weg und ganz anders als die wohlstandständige Schweizer Gesellschaft. Sie lagen fern ab der Stadt und oft in ländlichen

Gebieten. Die Erziehung im Heim fand „hinter Mauern“ statt, geschützt vor den Blicken der Öffentlichkeit (Hauss et al. 2018). Erst in den 1980er-Jahren öffneten sich die Heime, so zum Beispiel in Zürich, sichtbar in einem Fotoband und einer Reportage, aus der Perspektive von renommierten Fotoreportern aus der Kunstszene der Stadt. Mit Bild und Text wurde das Leben im Heim dokumentiert, adressiert an eine Gesellschaft, der nachgesagt wurde, immer noch gefangen zu sein in den Bildern von Missständen in Kinder- und Jugendheimen, die bis in die 1970er-Jahre von einer kritischen Presse in der Öffentlichkeit breit angeprangert wurden. Das groß angelegte Fotobuchprojekt „heim! – Streifzüge durch die Heimlandschaft“ wurde initiiert vom Leiter des Amtes für Kinder- und Jugendheime im Sozialdepartement der Stadt und seiner Stellvertreterin.

Der Band markiert deutlich ein Vorher und Nachher. Die interessierte Leserschaft wird darüber aufgeklärt, dass das Heim nicht mehr das sei, was rund zwanzig Jahre zuvor im Bild von zu großen „Schlafsälen“, „sadistischen Heimvätern“, „verordneter Fröhlichkeit“ oder „verlogenen Weihnachtsfeiern“ in die Schlagzeilen geriet (Gschwind 1991, S. 7). Mit dem Einblick in die „gelebte Wirklichkeit“, die weder werben noch verteufeln wolle, sollte gezeigt werden „wie Kinder und Jugendliche, ihre Lehrerinnen und Lehrer, Erzieherinnen und Erzieher, ihre Kameradinnen und Kameraden leben“ (ebd., S. 8). Mit den Fotos und Texten sollten auch die Letzten davon überzeugt werden, dass sich das Heim in einen „Lebensraum“ und ein „Lernfeld“ gewandelt habe (ebd., S. 7f.). Der Band versteht sich als „Homage“ (ebd., S. 8) an die Bewohnerinnen und Bewohner der Heime und an alle, die mit ihnen zu tun haben. Fotos und der Einblick in Gespräche und Beobachtungen nehmen nicht, wie in den 1970er-Jahren, die Institution Heim kritisch ins Visier, sondern eine Gesellschaft, die dem traditionellen Bild des Kinder- und Jugendheims als Disziplinierungsort nachzuhängen schien. Letztere sollte aufgeklärt werden über eine zeitgenössisch „gelebte Wirklichkeit“. Für diese intendierte Aufklärung nehmen Fotos und Text hinein in eine sich verändernde Jugendkultur, auch im Heim.

Die Fotografien des Bandes stammen vom Schweizer Fotografen Giorgio von Arp. Er war seit 1982 Dozent an der Schule für Gestaltung (später HGKZ) und freier Fotograf und Fotojournalist. Er veröffentlichte Reportagen, Fotoessays und Porträts, zudem war er an zahlreichen Buchpublikationen beteiligt und leitete Kunst-am-Bau-Projekte. Autor der Texte ist Alois Bischof, Journalist, Autor und Fotograf und ebenfalls Dozent an der Schule für Gestaltung. Er schrieb zahlreiche Reportagen und Berichte, so zum Beispiel in der linken Wochenzeitung WOZ. Zudem publizierte er verschiedene Sachbücher, neben dem hier im Zentrum stehenden Fotoband eine Reportage zur Großgiesserei Sulzer, sowie den Roman „Das Verhängnis“.



Abb. 3. Jugendkultur findet Raum im Heim – Fotografie aus dem Buch „heim! – Streifzüge durch die Heimlandschaft“ (von Arb und Bischof 1991, S. 145)

In der hier ausgewählten Fotografie (vgl. Abb. 3) schaffen sich Jugendliche einen fast intimen Freiraum im Heim. Sie sitzen in einem engen Zimmer in einem Altbau zusammen auf dem Holzboden, einer der Jugendlichen liegt auf einer Matratze, die sonst als Bett zu dienen scheint. Es läuft etwas zwischen ihnen, sie schauen sich an, unterhalten sich offenbar, vielleicht haben sie geraucht oder gekiff, man meint gewisse Raucherutensilien zu erkennen. Tücher fallen auf, Fotos über dem Bett, ein Bild mit Graffiti, ein Kassettenrecorder mit Kassetten drum herum. Die Jumperjacke hängt irgendwo, ein Handtuch liegt über der Heizung. Die Tür ist geschlossen, der Knauf lässt vermuten, dass sie abgeschlossen werden kann. Das Foto zeigt diesen Raum, den sich die Jugendlichen schaffen, sehr unmittelbar. Diese Unmittelbarkeit wird dadurch verstärkt, dass die Präsenz von Jugendlichen in einer non-digitalen Welt abgebildet wird; so gibt es etwa keine Handys im Raum. Damit gewinnt der analoge Raum des Zimmers für die momentane Kommunikation eine einzigartige Bedeutung, die – anders als heute – nicht relativiert wird durch eine gleichzeitige digitale, ortsunabhängige Welt.

Gezeigt wird mit dieser Fotografie das Heim als Raum, in dem die Jugendkultur in der Stadt ihre Nische fand (Nigg 2001). Damit führt das Foto hinter die

öffentliche Ordnung, welcher Erziehende von ihrem Auftrag her auch in den Heimen der Stadt Geltung zu verschaffen hatten. Es zeigt, wie diese Ordnung jugendkulturell unterlaufen wurde in einem Moment des Zusammensitzens, den der Fotograf als „gelebte Wirklichkeit“ (Gschwind 1991, S. 8) einfängt. Wie die Erziehenden die öffentliche Ordnung mit der „gelebten Wirklichkeit“ vermittelten, bleibt hingegen offen (vgl. hierzu ausführlicher Hauss et al. 2025). Beides schien gesehen zu werden und den Alltag im Heim auszumachen, sodass die Momentaufnahme den Weg in den Fotoband fand. Deutlich verweist das Foto in diesem Kontext auf die Verbindung der Jugendkultur der 1980er-Jahre außerhalb des Heims mit derjenigen innerhalb des Heims. Der mit dem Foto adressierten Öffentlichkeit wurde so vor Augen geführt, dass innerhalb ebenso wie außerhalb des Heims Jugendliche lebten, die das Recht auf ihre eigenen Szenen, Räume und Ausdrucksformen demonstrativ – auch vor dem Fotografen – in Anspruch nahmen. Das könne „schroff, hart, herzlich, grell“ sein, berichtet der Reporter mit gewisser Sympathie, und es habe mit der Gesellschaft zu tun. Das Reporterteam war nicht mehr hinter Mauern unterwegs, sondern dokumentierte das, was in der Gesellschaft geschah – wie in einem Hohlspielgel, so die Einleitung zum Band (Gschwind 1991, S. 7).

4 Raum und Wandel in der Fürsorge

Wie wandelt sich nun in diesen drei Fällen der Raum? Und was erfahren wir von diesen Wandlungsprozessen durch das Schrifthandeln der verschiedenen Akteur:innen der Fürsorge? Mit dem Konzept des Schrifthandelns als zentrale Praktik in institutionellen Handlungsabläufen haben Mechthild Bereswill, Henrike Buhr und Patrick Müller-Behme eine bedeutende Analysekatgorie zur Untersuchung fürsorgerischer Maßnahmen eingeführt. Schrifthandeln, so haben die Autor:innen anhand der von ihnen untersuchten Heimakten festgehalten, „findet an der Schnittstelle zwischen den in den Dokumenten beschriebenen Ereignissen [...] und der Erzeugung des Wissens in der Akte statt“. So führt etwa die Flucht eines Kindes aus dem Heim über Berichte und Gutachten zu einer bestimmten Handlungsempfehlung. „Umgekehrt wird Wissen (wie Empfehlungen in Gutachten) in Handlungen übersetzt (z. B. der Beginn einer Ausbildung)“ (Bereswill et al. 2021, S. 24).

Wir haben hier – in der Kürze selbstredend nur skizzenhaft – versucht, das von Mechthild Bereswill und ihren Kolleg:innen entwickelte Konzept des Schrifthandelns hinsichtlich des Verhältnisses von Raum und Wandel in der Fürsorge exemplarisch anzuwenden. In unseren drei Fallbeispielen haben wir es zwar nicht

mit Heimakten zu tun, sondern mit Korrespondenzen, Tagebüchern und publizierten Schrift-Bildwerken. Aber auch in den von uns exemplarisch herausgegriffenen Quellen können wir Schrifthandeln beobachten: Das in den unterschiedlichen Schriftstücken generierte Wissen über Räume der Fürsorge erzeugt Wirklichkeiten, indem konkrete Problemdefinitionen hervorgebracht, diskutiert, zurückgewiesen und schließlich auf spezifische Weise bearbeitet werden. Die jeweiligen Akteur:innen sind im Feld der Kinder- und Jugendhilfe verschieden positioniert und mit unterschiedlicher Macht ausgestattet – hier gemeint im Sinne der Wahrscheinlichkeit, die eigenen Wirklichkeitskonstruktionen gegenüber jenen anderer Beteiligter durchzusetzen. In ihrem Schrifthandeln versuchen sie, Einfluss auf die konkrete Gestalt von Räumen der Fürsorge als auch auf deren Wahrnehmung und Interpretation zu nehmen.

Die Fallbeispiele werfen dabei weiterführende Fragen auf: Ist etwa das von der Kinderpsychiaterin Maria Nowak-Vogl in ihrem Schreiben geforderte technische Überwachungsgerät als Wandlungs- oder Beharrungsmoment in der Entwicklung der Kinderfürsorge in Tirol einzuschätzen? An welcher Stelle wird ihrer Einschätzung Folge geleistet, wo widersetzt man (wer?) sich ihren dringlichen Empfehlungen und aus welchen Gründen? Im Fall von Brigitte Wankers Tagebuch wiederum ließe sich vertiefend analysieren, wie sich das durch die junge Erzieherin erzeugte und schriftlich festgehaltene Raum-Wissen in Handlungen übersetzte, die nicht nur dramatischen Einfluss auf ihre eigene Biografie, sondern auch auf die öffentliche Kritik der Heimerziehung in Westösterreich hatte. Und schließlich wirft der für das Schweizer Fallbeispiel – vom Leiter des Amtes für Kinder- und Jugendheime im Sozialdepartement der Stadt Zürich in Auftrag gegebene und von einem Journalisten und einem Fotografen – umgesetzte Bildband Fragen zu dem Wandel auf, der hier vordergründig dokumentiert werden sollte: Welche Raum-Szenarien zeigen Bild und Text zum Verhältnis zwischen Stadt und Heim und welche halten sie verdeckt? Welchen „Spiegel“, um in der Sprache des Bildbandes zu bleiben, halten uns die Quellen – und das gilt für alle der drei der hier versammelten Beispiele – und das in ihnen enthaltene Handlungswissen jeweils vor? Sehen wir in ihnen auch ein Stück von uns und unserer Gegenwart? Helfen sie durch ihre Reflexionen und Brechungen sozialen Wandel gezielter zu konturieren, zu erklären und dadurch besser zu verstehen?

Die Fallbeispiele verdeutlichen nicht nur, wie umfassend und vielgestaltig die Quellenlage für die Erforschung der Heimgeschichte beziehungsweise der Geschichte der (institutionalisierten) Fürsorge insgesamt ist. Sie demonstrieren auch das Potenzial der historischen Sozialwissenschaft für methodische und methodologische Überlegungen und deren Weiterentwicklung.

Literatur

- Bereswill, Mechthild/Buhr, Henrike/Müller-Behme, Patrik (2021): Die Verwaltung des Falles. Die Rekonstruktion institutioneller Handlungsvollzüge. Weinheim: Beltz.
- Bereswill, Mechthild/Guerrini, Flavia/Hauss, Gisela/Leitner, Ulrich/Ralser, Michaela (Hrsg.) (2025): Reformdynamiken in der Heimerziehung 1970 bis 1990. Fallstudien aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Weinheim: Beltz.
- Fink, Andreas (2024): „Tabu ‚Heime‘ durchbrochen“. Die TV-Reportage Problemkinder von 1980 und ihre Auswirkungen in Tirol. In: Schreiber, Horst/Hussl, Elisabeth (Hrsg.): Gaismair-Jahrbuch 2025: Das Jubiläum. Innsbruck/Wien: StudienVerlag, S. 180–190.
- Gschwind, Ueli (1991): Arrangierte Lebensräume. In: von Arb, Giorgio/Bischof, Alois: heim! Streifzüge durch die Heimlandschaft, mit einem Vorwort von Gschwind, Ueli. Zürich: Offizin Verlag, S. 7–11.
- Hartig, Christine (2020): Narrative Rekonstruktionen. Die Innsbrucker Kinderbeobachtungsstation in den Interviews mit ehemaligen PatientInnen. In: Dietrich-Daum, Elisabeth/Ralser, Michaela/Rupnow, Dirk (Hrsg.): Psychiatrisierte Kindheiten. Die Innsbrucker Kinderbeobachtungsstation von Maria Nowak-Vogl. Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag, S. 423–483.
- Hauss, Gisela/Gabriel, Thomas/Lengwiler, Martin (Hrsg.) (2018): Fremdplatziert. Heimerziehung in der Schweiz 1940 – 1990. Zürich: Chronos.
- Hauss, Gisela/Heiniger, Kevin/Hörler, Daniela (2025): Öffentliche Erziehungsräume zwischen Szene, Protest und Stadtpolitik. Die Kinder- und Jugendhilfe der Stadt Zürich in den Transformationen der 1970er und 1980er Jahre. Zürich: Seismo.
- Lefèbvre, Henri (1974/2000): La production de l'espace. Paris: Anthropos.
- Nigg, Heinz (Hrsg.) (2001): Wir wollen alles und zwar subito! Die Achtziger Jugendunruhen in der Schweiz und ihre Folgen. Zürich: Limmat.
- Peters, Helge (2020): Soziale Kontrolle. Begriff – Probleme beim Umgang mit ihm – Seine Aktualität. In: Soziale Probleme 31, S. 9–21.
- Ralser, Michaela/Dietrich-Daum, Elisabeth (2020): Die Kinderbeobachtungsstation. Eine kurze Institutionengeschichte. In: Dietrich-Daum, Elisabeth/Ralser, Michaela/Rupnow, Dirk (Hrsg.): Psychiatrisierte Kindheiten. Die Innsbrucker Kinderbeobachtungsstation von Maria Nowak-Vogl. Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag, S. 129–169.
- von Arb, Giorgio/Bischof, Alois (1991): heim! Streifzüge durch die Heimlandschaft. Zürich: Offizin.
- Wanker, Brigitte (1982): Mauern überall. In: Forster, Rudolf/Schönwiese, Volker (Hrsg.): BEHINDERTENALLTAG – wie man behindert wird. Wien: Jugend und Volk, S. 21–34.
- Warenski, Brigitte (2024): Land Tirol ehrt eine „Lügnerin“. In: TT vom 8. August. 2024, S. 18.

Quellen

- Privatarchiv: Institut für Erziehungswissenschaft, Vorlass Madersbacher, Typoskript des Tagebuchs von Brigitte Wanker.
- TLA, ATR, Abteilung Organisation und Personal, Personalakte von Maria Nowak-Vogl, Beschluss der Tiroler Landesregierung vom 06.08.1953.
- TLA, ATR, Abt. VI d1, Zl. 1252.
- TLA, ATR, Abt. VI d1-1247 – IV 1979–1983, Bauakte „Umbau Vinzenzheim“.

Geschlossenheit und Offenheit – Dimensionen der Heimerziehung der 1950er bis 1970er-Jahre

Henrike Buhr, Patrik Müller-Behme und Sabine Stange

Eine geschlossene Unterbringung reguliert bzw. verhindert die Mobilität der untergebrachten Menschen durch physisch-räumliche Maßnahmen und soziale Praxen. In der Jugendfürsorge ist diese Unterbringungsform mit der Erwartung verknüpft, unmittelbaren Zugriff auf als erziehungsbedürftig etikettierte Minderjährige zu erhalten (Ralser et al. 2019). Insbesondere die 1950er und 1960er-Jahre werden in der Forschung als eine Zeit beschrieben, in der „die (faktisch) freiheitsentziehende Unterbringung von Kindern und Jugendlichen in den (geschlossenen) Institutionen der Jugendfürsorge der Regelfall“ (Gaßmüller und Oelkers 2019, S. 107) war. Erst den Heimkampagnen im Gefolge von 1968 wird dann ein grundlegender Anstoß zur Umgestaltung der Heimerziehung zugeschrieben (z. B. Arbeitsgruppe Heimerreform 2000, S. 9). Dieses Vorher-Nachher-Narrativ verdeckt allerdings, dass sowohl vor den Heimkampagnen um Dimensionen von Offenheit und Geschlossenheit verhandelt und gekämpft wurde als auch dass danach Öffnungen kleinschrittig und ungleichzeitig erfolgten. Auch bei ehemals in Heimen untergebrachten Menschen erscheint die Wahrnehmung von Geschlossenheit und Offenheit facettenreicher und nicht so eindeutig, wie es die vorgenannte Kategorisierung vermuten lässt. Die folgenden drei Mikrostudien führen daher beispielhafte Tiefenbohrungen

H. Buhr (✉) · S. Stange

Universität Kassel, Kassel, Deutschland

E-Mail: Henrike.Buhr@uni-kassel.de; sabinestange@uni-kassel.de

P. Müller-Behme

Fachstelle Sexualisierte Gewalt, Landeskirche Hannovers,
Hannover, Deutschland

E-Mail: patrik.mueller-behme@evlka.de

© Der/die Autor(en), exklusiv lizenziert an Springer Fachmedien

Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2025

G. Ehlert et al. (Hrsg.), *Perspektivwechsel: das Hinterfragen des Selbstverständlichen*, https://doi.org/10.1007/978-3-658-49227-4_13

durch, um auf Grundlage unterschiedlicher Daten Dimensionen und Abstufungen von Geschlossenheit und Offenheit in der damaligen Jugendfürsorge herauszuarbeiten. Dabei fragen sie aus unterschiedlichen Perspektiven danach, wie Dimensionen von Offenheit und Geschlossenheit ausgehandelt und eingeordnet werden und wie sie sich verändern.

Zunächst geht es um einen Aushandlungsprozess, in dem zwei konkurrierende Positionen zur Weiterverlegung eines Jugendlichen in eine stärker geschlossene Einrichtung am Ende der 1950er-Jahre aufgezeigt werden (1.1). Anschließend werden Erzählungen von Menschen untersucht, die ehemals in Heimen untergebracht waren. Dabei geht es um die Ankunft als Kind im Heim in den 1950er/1960er-Jahren und wie das Erleben von Geschlossenheit und Offenheit biografisch eingeordnet wird (1.2). Schließlich werden Ungleichzeitigkeiten zwischen Öffnungs- und Einschlussbestrebungen im Zuge von Umstrukturierungen in Erziehungsheimen am Anfang der 1970er-Jahre beleuchtet (1.3). Insgesamt stehen die drei Teile dieses Beitrags für die forschungsintensive Auseinandersetzung des Fachgebiets von Mechthild Bereswill mit Erziehungsheimen der 1950er bis 1980er-Jahre.

1 Einblicke in unsere Forschung

Die nachfolgenden Überlegungen entstammen drei unterschiedlichen Forschungsprojekten. Der zu Beginn (1.1) analysierte Fall ist im Rahmen des von Mechthild Bereswill 2016–2018 geleiteten DFG-Projektes „Die Verwaltung des Falles. Die Rekonstruktion von institutionellen Handlungsvollzügen“ – 283908306 – herausgearbeitet und in dem gleichnamigen Buch unter einem anderen Blickwinkel betrachtet worden (Bereswill et al. 2022). Die im anschließenden Teil (1.2) herangezogenen Interviewausschnitte wurden im Kontext des laufenden, von Mechthild Bereswill betreuten Dissertationsprojekts von Henrike Buhr „Biografische Auseinandersetzung mit institutionellen Erfahrungen. Multimethodische, qualitative Exploration der Erfahrung von Menschen, die in den 1950ern und 1960ern in der Heimerziehung untergebracht waren“ ausgewertet. Der letzte Abschnitt (1.3) entstand im Rahmen des von Mechthild Bereswill 2021–2024 geleiteten DFG-Projektes „Die Aushandlung von Erziehungsräumen in der Heimerziehung 1970–1990. Ein interdisziplinärer Vergleich von Transformationsprozessen in Österreich, Deutschland und der Schweiz“ – 449102739 –, zugleich ein D-A-CH-Projekt in Kooperation mit der Universität Innsbruck und der Fachhochschule Nordwestschweiz.¹

¹ <https://www.uni-kassel.de/fb01/institute/institut-fuer-sozialwesen/fachgebiete/soziologie-sozialer-differenzierung-und-soziokultur/forschung/dfg-projekt-die-aushandlung-von-erziehungsraeumen> [15.8.2024].

1.1 Konkurrierende Positionen zu Geschlossenheit

Die hier erarbeitete Falldarstellung basiert auf der interpretativen Analyse einer Fallakte, in der die Heimunterbringung einer jungen Person von der Einweisung bis zur Entlassung Ende der 1950er-Jahre zum Zwecke der Verwaltung dokumentiert worden ist.²

Am 28.01.1959 wird vom Vormundschaftsgericht die vorläufige Fürsorgeerziehung für einen 14-jährigen Jugendlichen beschlossen, der daraufhin in einem hessischen Jugendheim untergebracht wird. Einige Wochen später, am 12.03.1959 schreibt der zuständige Vormundschaftsrichter der Heimleitung, dass der aus dem Heim weggelaufene Jugendliche sich zusammen mit seiner Mutter bei ihm gemeldet habe. Der Richter schildert die Gründe für die Flucht des Jugendlichen: Er habe sich in der Heimgruppe nicht mehr wohlfühlt, habe von einem Erzieher eine Ohrfeige erhalten und sei im Schlafsaal von anderen Jugendlichen „erheblich geschlagen“ worden. Außerdem habe man ihm eine Apfelsine gestohlen und seine Uhr sei kaputtgegangen. Der Jugendliche beschwere sich zudem darüber, dass es in dem Heim zu wenig Essen gebe und Essensentzug als Strafe eingesetzt werde. Der Richter betont in dem Schreiben an die Heimleitung, dass die Beschwerden berücksichtigt werden müssten, auch wenn es sich um einseitige Darstellungen des Jugendlichen handle. In dem Schreiben schildert der Richter den Jugendlichen als „überraschend einsichtig“, er habe den Wunsch geäußert Elektriker zu werden. Vor diesem Hintergrund empfiehlt der Richter der Heimleitung eine solche Ausbildung anzustreben, wenn der Jugendliche seine „Grundeinstellung“ ändere. Abschließend wird das Jugendheim gebeten, den Jugendlichen in einer anderen Heimgruppe unterzubringen, da, so der Richter, das Leben in der bisherigen Gruppe auch bei einem Selbstverschulden der geschilderten Konfliktsituationen für den Jugendlichen belastend sein könnte.

Am 07.04.1959 antwortet die Heimleitung in einem ausführlichen Brief auf das richterliche Schreiben. Die von dem Jugendlichen geäußerten Vorwürfe werden detailliert aufgegriffen und im Wesentlichen zurückgewiesen oder gegenteilig dargestellt. Unter anderem steht in dem Brief:

„Vom ersten Tag an hat sich der Jugendliche den Anordnungen widersetzt und mit frechen Bemerkungen alles kritisiert. So hat er sich beispielsweise geweigert, die Sachen vom Heim anzuziehen. Er wollte seine eigenen Sachen tragen, um, wie später von den Jungen erzählt wurde, leichter entweichen zu können.“

² Aus Gründen des Datenschutzes wird hier keine Archivsignatur angegeben.

Diese Formulierungen bilden einen scharfen Kontrast zur Betonung der Einsichtigkeit und Verletzungsoffenheit des Jugendlichen im Schreiben des Richters. Die Schwierigkeiten, die der Jugendliche der Heimerziehung bereite, werden damit in den Mittelpunkt gerückt und in einem Fürsorgeerziehungsbericht vom 15.04.1959 weiter dargestellt. Hier werden dem Jugendlichen „Willenslabilität“ und eine geringe Arbeitsbereitschaft zugeschrieben. Insgesamt hält man die vorläufig angeordnete Fürsorgeerziehung aber für erfolgsversprechend. Am 08.05.1959 beschließt das Vormundschaftsgericht die endgültige Fürsorgeerziehung und bejaht damit die Erziehungsfähigkeit des Jugendlichen. In diesem Zuge werden auch zwei laufende Strafverfahren eingestellt. Im diagnostischen Erstbericht des Heims vom 21.05.1959 wird zudem festgestellt, dass der Jugendliche in einem Erzieher einen Vaterersatz gefunden habe und dadurch der Erziehungsprozess in Gang gesetzt worden sei. Zudem könne man sich vorstellen, dass der Jugendliche zu einem späteren Zeitpunkt in eine Fortsetzungslehre außerhalb des Heims vermittelt werden könne.

Diese positiven Einschätzungen werden drei Monate später in einem Schreiben vom 26.08.1959 der Heimleitung an die Fürsorgebehörde wieder brüchig: Die dem Heim übergeordnete Behörde wird über die „Entweichung“ des Jugendlichen informiert. Er habe Kleidungsstücke gestohlen, weshalb Strafanzeige erstattet worden sei. Die Heimleitung schlägt zudem vor, den Jugendlichen in ein geschlossenes Heim zu überführen, in dem kurzfristig zwei Plätze frei geworden seien. Am 02.09.1959 wendet sich der Vormundschaftsrichter an die Heimleitung und spricht die vorgeschlagene geschlossene Unterbringung kritisch an. Er schreibt, dass der Jugendliche in einem Gespräch angegeben habe, dass er nur weggelaufen sei, weil er „Angst vor seiner Verlegung in ein besonders strenges Heim mit Mauern“ habe. Statt einer solchen Maßnahme schlägt der Richter nun vor, den Jugendlichen bei dessen Onkel und Tante unterzubringen. Zugleich stellt er den Erfolg der bisherigen Heimerziehung sowie die Erwartungen an die Wirkung des Steigerns der Geschlossenheit in Frage. Er teilt zwar die Einschätzung der Gefährdung des Jugendlichen, favorisiert aber eine familiäre Unterbringung, um die „Krampfhaltung“ des Jugendlichen „zu lösen“. Diesem Vorschlag widerspricht die Heimleitung mit Nachdruck. In einem Antwortschreiben vom 04.09.1959 verdeutlicht sie, dass die Verwandten des Jugendlichen in einem persönlichen Gespräch davon überzeugt worden seien, dass eine Entlassung des Jugendlichen weder in den Haushalt der Mutter noch zu Tante und Onkel vertretbar sei. Daraufhin wird der Jugendliche in die geschlossene Unterbringung verlegt. Begründet wird die Maßnahme mit dem fünfmaligen Entweichen, dem Entwenden von Kleidungsstücken sowie der Unwirksamkeit aller bisherigen Maßnahmen. Festgehalten wird

zudem, dass der Aufenthalt in einem geschlossenen Heim den Jugendlichen davor bewahren könne, straffällig zu werden und schließlich in einem Jugendgefängnis zu enden.

In dem skizzierten Fallverlauf wird um eine angemessene fürsorgerische Praxis zwischen einflussreichen Akteur:innen der Jugendwohlfahrt gerungen. Heimleitung und Vormundschaftsrichter vertreten konkurrierende Positionen im Umgang mit einem von allen Beteiligten als gefährdet und gefährlich etikettierten Jugendlichen. Der Vormundschaftsrichter übernimmt dabei Partei und positioniert sich sowohl als Prüfungsinstanz des Heims als auch als kompetente Fachperson für Erziehungsfragen. Die Heimleitung verfestigt demgegenüber eine disziplinierende Sichtweise, die mit einer Einschlussstrategie Kontrolle und den hermetischen Schutz der Gesellschaft vor Abweichung und Straffälligkeit erreichen will. Gestützt ist die fürsorgerische Einschätzung des Heimes aber auch durch die Gelegenheit freier Plätze in einem anderen Heim. Es werden also Gelegenheitsstrukturen genutzt, um Personen zu verschieben, wenn sie die Routinen und Praktiken der Institution belasten. Die Überforderung der institutionellen Abläufe wird dabei als Defizit der untergebrachten Person umgeschrieben und als alleiniger Ausweg eine geschlossene Unterbringung gesehen. Diese Auffassung konterkariert die Intervention des Vormundschaftsrichters, der als eine Alternative zur Heimunterbringung die Entlassung in die Familie erproben will. Familiäre Unterbringung heißt hier also Öffnung, um Schutz und Kontrolle durch die Heiminstitution zu verringern. Diese Position wird dadurch gestützt, dass in der bürgerlichen Gesellschaft die Familie als eigentlicher Erziehungs- und Sozialisationsort des Heranwachsens betrachtet wird. So betrachtet, soll der „natürliche“ Zustand einer familiären Erziehung und Sozialisation gegen den Zugriff wohlfahrtsstaatlicher Organisationen wiederhergestellt werden.

In dieser Falldarstellung bleiben Perspektive und Erleben des betroffenen Jugendlichen außen vor. Daher wird im nächsten Abschnitt danach gefragt, wie andere in dieser Zeit in einem Heim untergebrachte Personen diese Situation im Rückblick einordnen.

1.2 Biografisches Erleben von Geschlossenheit

Die im Folgenden sequenzanalytisch untersuchten Schilderungen stammen aus biografisch-narrativen Interviews (Fischer-Rosenthal und Rosenthal 2009) mit Menschen, die in den 1950ern und 1960ern in der (geschlossenen) Heimerziehung untergebracht waren. Die beiden ausgewählten Interviewpassagen behandeln die

Aufnahmesituation ins Heim. Entlang der retrospektiven Eindrücke der Biograf:innen F. und K. wird das Erleben von Geschlossenheit rekonstruiert. Der tatsächliche Grad an Geschlossenheit der jeweiligen Einrichtungen ist hierfür unerheblich, denn im Mittelpunkt stehen die Einordnungen in den Erzählungen. Zunächst wird jede Sequenz einzeln analysiert, um dann einen Vergleich der biografischen Erfahrungen vorzunehmen. In der ersten Sequenz wird keine konkrete Situation verhandelt. Es handelt sich um die erste Beschreibung des Heims im Interview.

„F: und das war n ganz klares Gefängnis für Kinder warum ich weiß nicht was ich als Neunjähriger verbrochen hab dass ich ins Gefängnis kam aber was war so da gabs nur eins arbeiten, und so weiter abends wurden wir nachts abgeschlossen da da war Nacht die-Nachtaufischt da saß guckte uns in die naja in Betten rein und naja und dann gabs Schlaßsäle nur als ich dahin kam sechsunddreißig Jungs gleichaltrige in einem Schlaßsaal ein Raum war sogar vierundfünfzig Betten“

F. beschreibt das Heim als Gefängnis für Kinder. Rückblickend werden diese Eindrücke zwar auf der Metaebene verhandelt und aus der Sicht des erwachsenen Biografen beurteilt, die Empörung über die ungerechte und unangemessene Unterbringungssituation wird aber damals wie heute erlebt. F. beschreibt, wie er unter ständiger Beobachtung stand und es keine anderen Tätigkeiten außer „arbeiten“ gegeben habe. Damit verdeutlicht er, dass er den Ort als ungeeignet für Kinder erlebt hat. Im Weiteren beschreibt er, wie er mit vielen anderen Kindern in einem Schlaßsaal beaufsichtigt geschlafen hat. Die Formulierung „guckte uns [...] in die Betten rein“ verdeutlicht eine ständige Verletzung bzw. das Nicht-Vorhandensein von Privatsphäre. Latent findet sich in den Ausführungen die Anklage, Kinder ohne erkennbaren Grund ausgespäht zu haben. Das Wort „Gefängnis“ steht nicht nur für eine Benennung des Orts an sich, es sind damit auch Zuschreibungen verbunden. F. verbindet das Gefängnis mit einem Verbrechen und entlang dieser Überlegungen werden Kinder zu Insassen, die sich etwas zuschulden kommen lassen haben und bestraft werden müssen. Auch ist das Wort als Zuspitzung zu verstehen, die der Biograf selbst vornimmt, um eine für ihn unerklärliche und unvorhersehbare Situation zu begreifen. So gelingt dem erwachsenen Biografen eine sprachliche Einordnung, mit der er sich als jemand ausweist, der genau weiß, was mit ihm passiert ist. Durch diese Beschreibung wird das persönliche Erleben generalisiert, sodass es möglich ist, die unaufgelösten Zuschreibungen, Empörungen und Misshandlungen unaufgelöst zu belassen und trotzdem lebensgeschichtlich zu integrieren.

In der zweiten Sequenz wird die Ankunftssituation explizit beschrieben:

„K: und dann ging dieser Berg da hoch und wir sind dann hier praktisch zum Hintereingang gekommen und da war gleich die Küche und da saß diese Frau und die Köchin und die Heimleiterin die haben gegessen oh Gott da riesengroß und mit Äpfel die haben da Äpfel geschält und Apfelkompott gemacht und das haben sie auch noch so

richtig vor Augen auch das weiß ich noch und ähm dann mussten wir dann halt ins Büro die Heimleiterin hat gesagt warum wir denn so spät kämen naja der Zug is halt nicht früher gefahren ne ja und die Mutter musste ja arbeiten und öhm dann war das halt relativ spät und ähm dann mussten wir ins Büro dann hat die Heimleiterin sich mit meiner Mutter unterhalten“

K. schildert, wie sie (Anmerkung: gemeinsam mit ihrer Mutter) durch den Hintereingang im Heim ankommt. Diese Beschreibung vermittelt einerseits Vertrautheit, indem die Biografin zeigt, dass sie sich auch heute noch detailliert erinnert, andererseits unterstreicht sie aber auch die Fremdheit des Ortes, den die junge Biografin nicht kennt, und der vielleicht unübersichtlich ist, sodass es problematisch erscheint, den richtigen Eingang zu finden. Das Heim liegt abseits auf einem Berg und wird so dargestellt, dass es schwer zu erreichen ist. In der Beschreibung finden sich weitere Kontraste. In der Küche wird Apfelkompott gekocht und gemeinsam gegessen, was Arbeitsamkeit und auch Gemeinschaft beschreibt und eine Art von Geborgenheit vermittelt. Gleichzeitig werden Raum und Personen als „riesengroß“ und dadurch als beängstigend und übermächtig beschrieben. Implizit beschreibt sich die Biografin an dieser Stelle als klein und verloren in der neuen, räumlich beeindruckenden Situation, die als hierarchisch strukturiert erlebt wird. K. schildert, wie die Heimleitung sie und die Mutter in einem Büro empfängt und mahnt, dass das Eintreffen später als geplant sei. Die beschriebene Unterhaltung scheint K. zwar einzuschüchtern, wird aber rückblickend als wenig bedrohlich erlebt, sondern eher als nachvollziehbarer Teil eines Rituals. K. selbst kommt in der gesamten Erzählung nur indirekt vor. Der Fokus liegt auf der Beschreibung der Umgebung, der Heimleitung und der eigenen Mutter. Die Darstellungen der Erfahrungen sind plastisch und von Gleichzeitigkeiten und Kontrasten bestimmt, die das ambivalente Erleben der Biografin widerspiegeln und ein Spannungsfeld zwischen Ankommen und Fremdheit eröffnen.

Beide hier analysierten Sequenzen behandeln auf unterschiedliche Weise das Ankommen in neuen Räumen und in einer neuen Lebenssituation. Damit verbunden werden im Interview die Eindrücke der neuen Situation beschrieben und beurteilt. Die Schilderungen von F. zeigen keine spezifische Situation, sondern sind eine Bewertung der Maßnahme und des Heims an sich. Die geschlossene Unterbringung wird als tiefe Kränkung des eigenen kindlichen Ichs empfunden und dann als Kränkung für alle Kinder, die dies erlebten, generalisiert. F. erlebt die Geschlossenheit des Heims als Zäsur, die sein ganzes Leben beeinflusst hat.

K. verhandelt in der kontrastreichen Erzählung eine konkrete Situation. Die Biografin nimmt einen einschneidenden und als wichtig erlebten Moment in den Blick. Die Unterbringung im Heim wird von K. an einer anderen Stelle im Interview so beschrieben, dass sie ihr das Leben gerettet habe, dennoch erlebte sie die Trennung von der Mutter als schmerzhaft. Vor diesem Hintergrund erklären sich

die kontrastierenden Erzählungen auch als konkurrierendes Erleben einer Situation. In der Rückschau findet eine eindeutige Zuordnung statt, das damalige Erleben aber bleibt ambivalent. Trotzdem fokussiert die Erzählung nicht auf das Heim als geschlossenen, sondern als zunächst fremden und beeindruckenden Ort. Geschlossenheit wird demnach in beiden hier vorgestellten Sequenzen unterschiedlich in die Erzählung eingebunden. Die Schilderungen von F. sind explizit und eindeutig in der Bezeichnung (Gefängnis) und inhaltlichen Einordnung. Es wird ein klares und alle Lebensbereiche betreffendes Bild von Geschlossenheit gezeichnet. K. hingegen bleibt auf einer impliziten Ebene. Hier wird Geschlossenheit über eine nahezu märchenhafte Erzählung von dem Heim als schwer erreichbarem, abseits gelegenen Ort konstruiert.

Die Interviewsequenzen zeigen, dass die geschlossene Unterbringung einmal vor dem Hintergrund des Erlebens im Heim an sich, aber auch vor dem Hintergrund der Einordnung in die gesamte Lebensgeschichte bewertet wird. In beiden Fällen spielt dabei Nachvollziehbarkeit oder eben genau das Gegenteil, nämlich das Erleben als intransparent eine Rolle. Nachvollziehbarkeit unterstützt die Bewertung der Unterbringung besonders im Fall von K. deutlich. Erfahrungen, Erleben und biografische Einordnung beeinflussen sowohl die Darstellung des Heims als auch die Einordnung der Unterbringung. So kann die Geschlossenheit zum einen zu einer Dopplung führen und so erlebt werden, dass sich dadurch konkret biografische Möglichkeiten verschlossen haben, zum anderen kann sie als Öffnung verortet werden, die im Vergleich zum Leben davor, Möglichkeiten geboten hat.

Die ersten beiden Mikrostudien haben die Aushandlung und biografische Einordnung von Offenheit und Geschlossenheit betrachtet. Der folgende Abschnitt geht auf die Aushandlung von Öffnungen sowie das Nebeneinander von Öffnungsbestrebungen und dem Weiterbestand geschlossener Settings in Erziehungsheimen Anfang der 1970er-Jahre ein.

1.3 Ungleichzeitige Öffnungen

In diesem Abschnitt stehen Umstrukturierungen in zwei Jugendheimen des Landeswohlverbands Hessen Anfang der 1970er-Jahre im Fokus. Hierfür werden unterschiedliche Dokumente aus dem verbandseigenen Archiv in Kassel ausgewertet.

Ende der 1960er-Jahre wurden Erziehungsheime in Hessen im Zuge der dortigen Heimkampagne öffentlichkeitswirksam kritisiert (Bereswill und Stange 2021). Diese Kritik betraf auch Elemente der räumlichen Geschlossenheit. So wird auf einem Flugblatt, das am 28.06.1969 bei einer Protestaktion vor dem Jugendheim

Staffelberg verteilt wurde, unter anderem der „Abbruch des Karzers“ gefordert und „dass das ganze Heim Tag und Nacht geöffnet und unkontrolliert Mädchenbesuch möglich ist“. Zudem wird eine Umorganisation der geschlossenen Abteilung gefordert.³ Diese Forderungen weisen darauf hin, dass das Heim über Räumlichkeiten verfügte, in denen ein temporärer Freiheitsentzug möglich war (Karzer, geschlossene Abteilung).

Der hessische Landeswohlfahrtsverband, als Fürsorgebehörde und Träger des Heimes, reagierte auf die öffentliche Kritik an den geschlossenen Räumlichkeiten unmittelbar mit der Aussetzung des Arrests im Karzer.⁴ Ca. zwei Jahre später, 1971, sprechen dann Studierende der Universität Frankfurt in einem Forschungsbericht⁵ von der „ehemalige[n] Beobachtungs- und Geschlossenenabteilung“ (S. 3). Zudem wird dem Heim eine „relativ großzügige[.] Ausgangsregelung“ attestiert (S. 51). Die in dem Flugblatt geforderte Öffnung rund um die Uhr hat allerdings nicht stattgefunden: Abends wird laut dem studentischen Bericht die Haustür um 22 Uhr verschlossen, Jugendliche, die länger Ausgang haben, werden jedoch vom Nachtdienst hereingelassen (S. 51).

Die Öffnungen des Heimes nach der Heimkampagne führten zu Konflikten mit Anwohner:innen. So wird in der lokalen Presse Anfang der 1970er-Jahre wiederholt über Straftaten berichtet, die den Jugendlichen aus dem Heim zugeschrieben werden.⁶ Bereits 1970 wurde daher von verschiedenen Seiten (Jugendämter, Erziehungsberechtigte, Heime) die Bitte an den Landeswohlfahrtsverband herangetragen, in Ausnahmefällen eine vorübergehende geschlossene Unterbringung wieder möglich zu machen (Arbeitsgruppe Heimreform 2000, S. 233). Aus überlieferten Protokollen zu Erzieherkonferenzen geht hervor, dass auch innerhalb des Heimes die Wiedereinrichtung einer geschlossenen Abteilung thematisiert wurde.⁷ Der hessische Sozialminister als übergeordneter Entscheidungsträger bezeichnete je-

³Zusammenfassender Kurzbericht über die Vorgänge in hessischen Jugendheimen im Sommer 1969, Stand: 15.9.1969, Anlage 2, in: Archiv des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen (im Folgenden: LWV-Archiv), B 100-32, 1259 der interpretativen Analyse einer. Dieses Flugblatt ist auch wiedergegeben in: Arbeitsgruppe Heimreform 2000, S. 142.

⁴Richtlinien für die Fürsorgeerziehung in Hessen, Rundschreiben vom 31.7.1969, in: LWV-Archiv, B 100-32, 500.

⁵Zur Lage der Heimerziehung. Bericht über eine empir. Untersuchung im Jugendheim Staffelberg, Februar/März 1971, in: LWV-Archiv, B 46, 12.

⁶z. B. Zeitungsartikel v. 25.6.1971, 18.12.1972, in: LWV-Archiv, B 46, 90.

⁷Protokolle der Erzieher- und Hauptkonferenzen mit dem Personal des Jugendheims Staffelberg, 1971-1974, in: LWV-Archiv, B 46, 336, hierzu Protokolle v. 12.7.1971, 20.12.1971, 26.6.1972, 24.5.1973, 15.11.1973.

doch laut einem Zeitungsartikel Anfang 1972 die „in der Öffentlichkeit wiederholt geforderte Dauereinschließung von Jugendlichen“ als einen „Rückfall in veraltete Verwahrungsmethoden“, der abgelehnt werden müsse.⁸

Dessen ungeachtet hatte das geschlossene Jugendheim Fuldata in Guxhagen, ebenfalls in Trägerschaft des hessischen Landeswohlfahrtsverbandes, noch bis 1973 Bestand. Dieses in einem ehemaligen Kloster eingerichtete, von Mauern umschlossene Erziehungsheim stand zunächst nicht im Fokus der Heimkampagne, sondern war erst im Herbst 1969 durch eine kritische Radiosendung⁹ in die öffentliche Kritik geraten. Der Landeswohlfahrtsverband reagierte mit einer Pressekonferenz im Heim am 13.11.1969, bei der laut Protokoll unter anderem auch die dort praktizierte geschlossene Unterbringung zur Diskussion gestellt wurde. Die von Verantwortlichen der Einrichtung hierzu angeführten Bedenken bezogen sich auf die Sexualität der untergebrachten Jugendlichen.¹⁰ Auf einem bei einer zeitgleich stattfindenden Demonstration vor dem Heim verteilten Flugblatt von Schüler:innen wird zwar die Geschlossenheit der Einrichtung eindrücklich beschrieben, es werden jedoch, anders als auf dem eingangs zitierten Staffelberger Flugblatt, keine expliziten Forderungen zu einer möglichen Öffnung gestellt (Arbeitsgruppe Heimreform 2000, S. 180–188).

Auch zu diesem Heim erstellten Anfang 1971 Studierende der Universität Frankfurt einen ausführlichen Bericht.¹¹ In diesem wird mit Blick auf räumliche Beschränkungen innerhalb der Einrichtung festgestellt, dass die Jugendlichen „an den Arbeitsplätzen und in der Berufsschule generell nicht mehr [...] eingeschlossen“ werden und dass „etwas mehr Freizügigkeit“ bei der Bewegung auf dem Heimgelände gilt: „früher durften die Mädchen ohne Begleitung nicht von einem Gebäude ins andere gehen“ (S. 33). Zugleich wird von zwei weiterhin existierenden geschlossenen Gruppen berichtet, in denen nachts die Zimmer von außen abgeschlossen werden und die Fenster vergittert sind (S. 24). Als Neuerung wird eine „sog. offene“ Gruppe genannt, ohne Fenstergitter und ohne abgeschlossene Türen. Hier wird laut Bericht „eine Lockerung des rigiden Anstaltsprinzips erprobt“

⁸ Zeitungsartikel v. 6.1.1972 in: LWV-Archiv, B 46, 90.

⁹ Ulrike Meinhof: Guxhagen, Mädchen in Fürsorgeerziehung, ein Heim in Hessen. Sendung des Hessischen Rundfunks am 7.11.1969, 21 Uhr, in: Dokumentation über die Angriffe gegen die Erziehungsheime des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen und das Heilerziehungsheim Kalmenhof/Idstein, Anlage 24, S. 9, in: LWV-Archiv, B 100-32, 1257, pag. 64–79.

¹⁰ Kurzbericht über die Pressekonferenz im Jugendheim Fuldata, Guxhagen am 13. November 1969, in: LWV-Archiv, B 100-32, 1257, pag. 123–139.

¹¹ „Zur Lage der Heimerziehung“. Bericht über eine empirische Untersuchung im Mädchenheim Guxhagen, Untersuchungszeitraum: 12.-26.2.1971, in: LWV-Archiv, B 100-32, 2397.

(S. 24), die auch eine Erweiterung von Kontaktmöglichkeiten nach außen vorsieht. Angeführt wird in diesem Zusammenhang als „erster Versuch“, dass „ein Spaziergang und Cafébesuch mit der GE [Gruppenerzieherin] zum Nachbarort gestattet“ wurde (S. 32). Ein individuelles Verlassen des Heimes ist bis auf wenige Ausnahmen weiterhin nur zu bestimmten Anlässen (Arztbesuch, Kleiderkauf) in Begleitung von Erzieherinnen möglich (S. 32). Abschließend halten die Studierenden fest, dass trotz der genannten Veränderungen „die Konzeption der geschlossenen Unterbringung unangetastet“ sei und die Jugendlichen weiterhin „streng von der Außenwelt isoliert“ seien (S. 34). Schließlich wurde im Landeswohlfahrtsverband beantragt, dieses Heim so nicht weiter zu betreiben. Obwohl sich zunächst einige Jugendämter dagegen stellten, wurde das geschlossene Jugendheim Fuldata 1973 aufgelöst (Arbeitsgruppe Heimreform 2000, S. 185).

Insgesamt wird deutlich, dass die beschriebenen Öffnungsprozesse in zwei hessischen Jugendheimen Anfang der 1970er-Jahre in unterschiedlichen Geschwindigkeiten verliefen. Während in dem einem der hier in den Blick genommenen Heime unmittelbar nach der öffentlichen Kritik der Karzer und damit die Möglichkeit einer vorübergehend geschlossenen Unterbringung abgeschafft wurde, gab es in der anderen Einrichtung in den folgenden Jahren weiterhin Elemente geschlossener Unterbringung im Alltag, wie z. B. verschlossene Zimmertüren und vergitterte Fenster. Als Ursache für die Divergenz in den beschriebenen kleinteiligen Öffnungsprozessen können zwei einflussreiche Strukturmerkmale der Einrichtungen in Betracht gezogen werden: die unterschiedlichen Grade an Geschlossenheit und das jeweilige Geschlecht der untergebrachten Jugendlichen.

So wirft ein Vergleich der beschriebenen Öffnungsschritte einerseits die Frage auf, inwiefern es für entscheidungsbefugte überörtliche Instanzen wie den Landeswohlfahrtsverband als Fürsorgebehörde und Heimträger und das Ministerium als oberste Landesjugendbehörde eher möglich war, eine als (teil-)offen konzipierte und organisierte Einrichtung wie das Jugendheim Staffelberg weiter zu öffnen als eine rundum geschlossene Einrichtung wie das Jugendheim Fuldata. Es ist vorstellbar, dass die Öffnung einer insgesamt geschlossenen Einrichtung sich komplexer gestaltet, da sie mehr Umstellungen gewohnter Abläufe und ein Umdenken bei Heimleitungen und Erziehungspersonal erfordert.

Andererseits zeigt sich in den beschriebenen ungleichzeitigen Öffnungsprozessen auch die Wirkmacht von Geschlecht als Strukturkategorie. Der allumfassende Einschluss weiblicher Jugendlicher scheint bei den Akteur:innen der hessischen Heimkampagne weniger Handlungsbedarf auszulösen als der temporäre Einschluss männlicher Jugendlicher. Und obwohl ein „Dauereinschluss“ Jugendlicher auf ministerialer Ebene abgelehnt wird, sind weibliche Jugendliche zunächst noch weiterhin geschlossen untergebracht. Diese Beharrungstendenz

setzt sich bis in die 1980er-Jahre fort (Münder und Slupik 1984, S. 109). Es entsteht der Eindruck, dass in der Heimerziehung ein den Öffnungen zugeschriebener Anstieg von Straftaten männlicher Jugendlicher als weniger problematisch wahrgenommen wurde als der mit einer Öffnung verbundene Verlust der Kontrolle über weibliche Sexualität.

2 Fazit

In den vorgestellten drei Mikrostudien werden sowohl in den ausgewählten Interviewsequenzen als auch in den herangezogenen Dokumenten komplexe Verstrickungen von Geschlossenheit und Offenheit sichtbar. Insgesamt kristallisiert sich heraus, dass in dem untersuchten Zeitraum Geschlossenheit zwar als dominante Logik der Jugendhilfepraxis anzusehen ist. Zugleich zeigen sich jedoch Dynamiken der Öffnung, die allerdings umkämpft und mit Beharrungskräften konfrontiert sind. Der erste Abschnitt zeigt dabei, wie sich gegenüber dem Paradigma der Unterbringung in der Familie – als Konzept von Öffnung – die Perspektive einer geschlossenen Unterbringung durchsetzt, da sie dem Schutz der Gesellschaft vor potenziell gefährlichen Personen dienen soll. In den lebensgeschichtlichen Einordnungen des zweiten Teils zeigen sich dazu unterschiedliche Befunde. So korrespondiert die Bewertung des Heims als Gefängnis mit dem Konzept des Schutzes der Gesellschaft vor gefährlichen Personen und bestätigt somit dieses gesellschaftliche Paradigma. In der zweiten Einordnung wird damit aber gebrochen, wenn das Heim auch als Schutz für die eigene Person begriffen wird. Diese Einordnung ist aber nicht uneingeschränkt, denn sie ist mit ambivalenten Facetten von Geborgenheit und Fremdheit verbunden. In den beiden ersten Teilen zeigt sich damit eine komplexe Verschränkung, in der die Dimensionen Offenheit und Geschlossenheit mit spezifischen Deutungen von Schutz und Gefahr dynamisch verwoben sind. Die dritte Mikrostudie arbeitet schließlich heraus, wie Öffnungen zwischen aktivistischen Akteur:innen und Heimverantwortlichen verhandelt sowie Anfang der 1970er-Jahre in den Einrichtungen kleinschrittig und ungleichzeitig umgesetzt werden. Deutlich wird dabei, dass die sozialreformerischen Tendenzen der Öffnung durch die spezifischen hermetischen Strukturen und Vorbedingungen der Einrichtungen geprägt sind. Dies führt vor dem Hintergrund geschlechtsbezogener Ordnungsvorstellungen zu ungleichen Öffnungsentwicklungen für männliche und weibliche Jugendliche.

Abschließend möchten wir Mechthild Bereswill für ihre langjährige konstruktive Unterstützung und Begleitung unserer jeweils eigenen Forschungsprozesse an

ihrem Fachgebiet danken. Ihre Inspiration und ihre Anregung, das Selbstverständliche immer wieder in Frage zu stellen, hat unseren Zugang zur Wissenschaft ebenso geprägt wie ihr analytischer Blick auf äußerst vielfältiges Material sowie ihre Offenheit für unterschiedliche Forschungsperspektiven und Ambivalenzen.

Literatur

- Arbeitsgruppe Heimreform (2000): Aus der Geschichte lernen. Analyse der Heimreform in Hessen (1968–1983). Frankfurt am Main: IGfH Eigenverlag.
- Bereswill, Mechthild/Müller-Behme, Patrik/Buhr, Henrike (2022): Die Verwaltung des Falles. Die Rekonstruktion institutioneller Handlungsvollzüge. Weinheim und Basel: BeltzJuventa.
- Bereswill, Mechthild/Stange, Sabine (2021): „Wir fordern ...“. Selbstermächtigungen so genannter Fürsorgezöglinge in der hessischen Heimkampagne 1969. In: Traverse H. 3, S. 48–58.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram/Rosenthal, Gabriele (2009): Analyse narrativ-biografischer Interviews. In: Flick, Uwe/Kardorff, Ernst von/Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 7. durchges. und aktual. Aufl., Reinbeck: Rowohlt, S. 456–468.
- Gaßmüller, Annika/Oelkers, Nina (2019): Zwischen Einschluss und Ausschluss – junge Menschen in freiheitsentziehenden Maßnahmen der Kinder- und Jugendhilfe. In: Neuber, Anke/Zahradnik, Franz (Hrsg.): Geschlossene Institutionen – Theoretische und empirische Einsichten. Weinheim und Basel: BeltzJuventa, S. 107–126.
- Münder, Johannes/Slupik, Vera (1984): Rechtliche Diskriminierung von Mädchen und jungen Frauen im Sozialisationsbereich. In: Münder, Johannes/Slupik, Vera/Schmidt-Bott, Regula: Rechtliche und politische Diskriminierung von Mädchen und Frauen. Opladen: Leske+Budrich, S. 9–139.
- Ralser, Michaela/Leitner, Ulrich/Guerrini, Flavia (2019): „Man könne nicht erziehen, den man nicht habe“. Das Diktat der Anwesenheit als Konstante freiheitsentziehender Maßnahmen der Jugendfürsorge. In: Neuber, Anke/Zahradnik, Franz (Hrsg.): Geschlossene Institutionen – Theoretische und empirische Einsichten. Weinheim und Basel: BeltzJuventa, S. 43–66.

Rechtliche Kämpfe gegen Diskriminierung wegen Behinderung

Felix Welti

Rechtliche Kämpfe gegen Diskriminierung wegen Behinderung sind nicht nur rechtsdogmatisch, sondern auch rechtssoziologisch und politisch relevant. Für Rechtsauslegung und Rechtsanwendung kann die historische Auslegung hilfreich sein, die vor allem betrachtet, welche politischen Beweggründe und sozialen Entwicklungen der Normgeber zu einem bestimmten Zeitpunkt vor Augen hatte, etwa beim Benachteiligungsverbot wegen einer Behinderung, das in Deutschland 1994 in das Grundgesetz aufgenommen wurde. Im weiteren Sinne wird versucht, Sinn und Zweck von Normen zu erschließen, indem ihre Begriffe und Rechtssätze in längerfristigen Kontext gestellt werden (Müller und Christensen 2013, S. 369 ff.; Alexy 1994, S. 502 f.; Habermas 1994, S. 151 ff.). Seit wann und warum sprechen Menschen von Behinderung und schaffen dafür Rechtsregeln im Kontext des Gleichheitsrechts?

Für die Rechtssoziologie kann der Blick auf historische Entwicklungen hilfreich sein, um Bedingungen und Barrieren der Rechtsmobilisierung und der Wirksamkeit von Rechtsnormen zu identifizieren und Muster für deren rechtlichen, politischen und sozialen Voraussetzungen zu entdecken (Baer 2023). Welches Recht wird von wem eingeklagt und was folgt daraus?

Der Beitrag ist eine aktualisierte und erweiterte Fassung eines Vortrags zur Tagung *Materiale Gleichheit*, gehalten am 14./15.11.2019 in Frankfurt am Main.

F. Welti (✉)
Universität Kassel, Kassel, Deutschland
E-Mail: welti@uni-kassel.de

Für die wissenschaftliche und praktische Reflexion kann es wichtig sein zu erkennen, wann und wie politische Interessen und Bewegungen die Rechtsauslegung und Rechtsentwicklung beeinflussen und wie Rechtsbegriffe und Rechtskonflikte auf das politische Feld zurückwirken (Buckel 2020, S. 189). Gleichheit und Diskriminierung eignen sich gut dafür, denn die besonderen Merkmale und Tatbestände, wie sie uns in Artikel 3 Abs. 3 des Grundgesetzes, Art. 21 der Charta der Grundrechte der EU, in den UN-Konventionen oder in § 1 AGG begegnen, markieren gesellschaftliche Erfahrungen, Strukturen und Konflikte, die Anlass ihrer Normierung sind und hinter ihrer Anwendung auf einzelne Rechtsfälle stehen.

1 Entwicklungslinien

Individuelle und soziale Lagen von Menschen sind immer auch durch ihre gesundheitlich bedingte Funktionsfähigkeit mitgeprägt worden. Schon altsteinzeitliche Knochenfunde zeigen, dass Menschen mit schlecht verheilten Brüchen lange in ihren Gruppen weitergelebt haben (Obermaier 1912, S. 417, 512). Homer wird als blind dargestellt, Äneas floh mit seinem pflegebedürftigen Vater Anchises von Troja (Vergil, Aeneis, 2. Gesang, 707) bis Sizilien, Jesus machte Lahme wieder gehen (Die Bibel, Matthäus Evangelium 11, 5). Einen Begriff von Behinderung, wie wir ihn heute benutzen, gab es aber bis zum 20. Jahrhundert nicht; das Grimm'sche Wörterbuch übersetzt Behinderung als Hindernis.

Die Entwicklung des modernen Rechts und die Industrialisierung im 19. Jahrhundert bezogen viele Menschen in Rechtsbeziehungen ein, wirkten zugleich exkludierend (Welti 2005, S. 183 ff.; Rudloff 2016, S. 54; Welti 2019b, S. 15): Geschäftsunfähigkeit und Vormundschaft grenzten psychisch und geistig Beeinträchtigte aus der Vertragsgesellschaft aus. Die Schulpflicht brachte die Kategorie der Schulunfähigen hervor. In der Sozialpolitik wurden Idioten, Irre und Krüppel – so damalige Rechtsbegriffe – von der allgemeinen Armenpolitik unterschieden. Es wurden Anstalten eingerichtet, die meist nicht den Gemeinden, sondern den Landesarmenverbänden oder Stiftungen oblagen. Der faktische Zugang zur Erwerbsarbeit hing daran, ob Menschen den schweren Arbeitsbedingungen gesundheitlich gewachsen waren.

Aus der sozialen Frage und dem Konflikt mit der Arbeiterbewegung entstanden die Sozialversicherungsgesetze in den 1880er-Jahren. Kranken-, Unfall-, Invalidenversicherung hatten das gesundheitliche Risiko in der und für die Erwerbsarbeit zum Gegenstand. Der Versichertenkreis wurde von den Arbeiter:innen und ihren Angehörigen aus nach und nach erweitert, viele gesundheitliche Einschränkungen blieben aber Gegenstand der Krüppel- oder Irrenfürsorge. Einen verbindenden Be-

griff gab es noch nicht; gleichwohl ist nicht übertrieben, Behinderung als den Kern des „social entitlement state“ (Eghigian 2000) in Deutschland zu identifizieren, der nicht nur auf „welfare“, sondern auf Rechtsansprüchen beruht. Die Arbeitersekretariate der Gewerkschaften übernahmen Beratung und Rechtsvertretung bei den Versicherungsämtern (Stadthagen 1904, S. 324 ff.; Tennstedt 1983; Buschmann 2018). Rechtliche Kämpfe um die Anerkennung von Gesundheitsschäden und nachfolgenden Ansprüchen wurden häufig. Zugleich wurden Versichertenvertreter in die Selbstverwaltung der Sozialversicherungsträger und die Schiedsgerichte einbezogen und arbeiteten dort für ein faires Verfahren (Ayaß 2014, S. 265).

Nach dem 1. Weltkrieg gehörten die Verordnungen über die Beschäftigung Schwerbeschädigter vom 9.1.1919 und über die soziale Kriegsbeschädigten- und Kriegshinterbliebenenfürsorge vom 8.2.1919 zu den ersten Normen, die die Revolution hervorbrachte. Schwerbeschädigte waren die aus dem Krieg behindert zurückkehrenden Soldaten. Erstmals wurde auf ihren erschwerten Zugang zur Erwerbsarbeit nicht nur mit Sozialrecht, sondern auch mit Arbeitsrecht reagiert, mit Beschäftigungspflicht und Vertrauensleuten. Krieg und Kriegsende begünstigten den Ausbau der Rehabilitation und das gesellschaftliche Bewusstsein für Beeinträchtigungen. In einigen Sanatorien kam es 1919 sogar zur Bildung von Patientenräten, die schlechte Behandlung, Essen und Ausgehverbote thematisierten (Eghigian 2000, S. 183).

Behinderung als verbindenden Rechtsbegriff gab es nicht. Doch wurden Menschen mit Behinderungen als gesellschaftliche Gruppe sichtbar. 1917 wurde der Reichsbund der Kriegsteilnehmer und Kriegsbeschädigten gegründet, 1918 der Zentralverband der Invaliden und Witwen. Beide – im Spektrum der Arbeiterbewegung – arbeiteten eng zusammen und etablierten sich auch in Rechtsberatung und Rechtsvertretung (Falk 2005).

1919 gründete der von Jugend an behinderte Otto Perl (1926) den „Selbsthilfebund der Körperbehinderten“, der unter anderem für gemeinsame Schulen und die Lösung aus der Fürsorge eintrat. Mit ihm erscheint der Begriff „körperbehindert“ im politischen Leben. Noch in der Weimarer Republik kam es zu sozialrechtlichen Verbesserungen auch für Nicht-Kriegsbeschädigte, etwa durch das Preußische Krüppelfürsorgegesetz vom 6.5.1920 und Gleichstellungen von Arbeitsunfallopfern und Zivilblinden mit Kriegsbeschädigten.

Der Nationalsozialismus sah vor allem seelisch und geistig behinderte Menschen als erbkrank und lebensunwert an. Sie wurden nach dem Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses vom 14.7.1933 zwangssterilisiert und ab 1939 organisiert getötet (Welti 2008, S. 985). Der erste Nachweis des Begriffs „behindert“ in einem deutschen Gesetz findet sich im Reichsschulpflichtgesetz von

1938 mit einer Sonderschulpflicht, die auch zwangsweise in Anstalten erfüllt werden konnte – das konnte in die „Euthanasie“ führen. Die Opfer wurden ganz überwiegend nie entschädigt, weil das Gesetz nicht als typisch nationalsozialistisch anerkannt wurde (Ridder und Hase 1980, S. 294). Anders als Glauben oder Rasse fanden gesundheitsbezogene Merkmale nach dem Krieg keinen Weg in die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte und das Grundgesetz.

Nach dem 2. Weltkrieg wurden Kriegsbeschädigtenrecht, Sozialversicherung und Fürsorge weiter gebraucht (Rudloff 2003, S. 863). Durch die jetzt einbezogenen zivilen Kriegsoffer wurde die Gruppe vielfältiger. Reichsbund und der Verband der Kriegsoffer, Sozialrentner und Hinterbliebenen (VdK) konstituierten sich nun offen für andere Personen, auch weil die Besatzungsmächte reine Veteranenverbände nicht wünschten. In der neu entstehenden Sozialgerichtsbarkeit wurden sie zur Benennung ehrenamtlicher Richter:innen institutionell einbezogen.

1961 wurden mit dem Bundessozialhilfegesetz mit der Eingliederungshilfe Leistungen für Behinderte eingeführt, auf die erstmals ein Rechtsanspruch bestand und die für körperlich und geistig, ab 1969 auch für seelisch Behinderte bei Bedürftigkeit geleistet wurden. Die Lebenshilfe als Verband von Eltern geistig behinderter Kinder und Betroffene einschließende Fachverbände wie die Rheumaliga, konstituierten sich als politische Akteure. In der Sozialversicherung wurden erst in den 1960er-Jahren Suchtkrankheiten als Teil und Ursache des Versicherungsfalls anerkannt (Bundessozialgericht vom 18.6.1968; Az. 3 RK 63/66).

Zum rechtlichen Dachbegriff für Arbeits- und Sozialrecht wurde Behinderung in Deutschland 1974, als das auf Kriegsoffer ausgerichtete Schwerbeschädigtenrecht zum allgemeinen Schwerbehindertenrecht wurde. Die Leistungen der Renten-, Kranken und Arbeitslosenversicherung zur Rehabilitation wurden im Reha-Angleichungsgesetz vereinheitlicht, was vor allem den in der Rentenversicherung nicht anspruchsberechtigten Hausfrauen nutzte. Die Behinderten in Werkstätten wurden versicherungspflichtig. Heimverträge in Behinderten- und Pflegeeinrichtungen wurden reguliert, was diese Rechtsverhältnisse aus dem anstaltlichen Sonderrecht holte.

In den USA war gleichzeitig, unter wesentlicher Mitwirkung junger durch den Vietnam-Krieg geschädigter Behinderter, die „Independent Living“-Bewegung entstanden, die gegen Fremdbestimmung in sozialstaatlichen Institutionen und für Barrierefreiheit eintrat. Sie knüpfte bewusst politisch an die Bürgerrechtsbewegungen der Schwarzen und der Frauen an. „Wir kommen nicht einmal in den Bus hinein“, war, anknüpfend an die von Rosa Parks ausgelösten Proteste gegen Segregation im öffentlichen Transport, ein Slogan. 1973 wurde mit Sec. 504 im Rehabilitation Act eine den Bürgerrechtsgesetzen nachgebildete Antidiskriminierungsvorschrift wegen Behinderung verankert (O'Brien 2001, S. 107 ff).

In der Bundesrepublik Deutschland wurden die Impulse einige Jahre später aufgegriffen. Die Diskussionen über NS-Verbrechen, die Entschädigung der durch das Arzneimittel Contergan vorgeburtlich Geschädigten (Derleder und Winter 1976, S. 260; Bundesgerichtshof vom 13.2.1975, Az. VI ZR 44/74; Bundesverfassungsgericht vom 8.7.1976, Az. 1 BvL 19/75) und die stationäre Psychiatrie, mündend im Bericht der Psychiatrie-Enquete des Bundestages (Bericht über die Lage der Psychiatrie in Deutschland, Bundestags-Drucksache 7/4200, zitiert in Rudloff 2010, S. 169) machten aufmerksam. Die „Selbstbestimmt Leben“-Bewegung und „Krüppelgruppen“, überwiegend getragen von jüngeren körperlich Behinderten, organisierte im UNO-Jahr der Behinderten 1981 spektakuläre Aktionen wie das „Krüppel-Tribunal – Menschenrechtsverletzungen im Sozialstaat“ (von Daniels et al. 1983). Inhaltliche Schwerpunkte waren Freiheitseinschränkungen in Wohn-einrichtungen und Werkstätten, getrennte Schulen, die Verortung von Leistungen in der Fürsorge und mangelnde Barrierefreiheit. Thematisiert wurden auch amtsgerichtliche Entscheidungen, die in Behinderten in einem Hotel einen Reisemangel für Nichtbehinderte sahen (Amtsgericht Flensburg, Urteil vom 11.8.1992, Az. 63 C 265/92; vgl. anders im Lichte von Art. 3 Abs. 3 Satz 2 Grundgesetz: Amtsgericht Kleve v. 12.3.1999, Az. 3 C 460/98). Insbesondere die neuen Behindertenorganisationen thematisierten – im Austausch mit den USA – in den 1980er und 1990er-Jahren ein Antidiskriminierungsgesetz (Jürgens 1993, S. 129). Das kam zunächst nicht, aber Vormundschaft wurde durch rechtliche Betreuung ersetzt (Lachwitz 1989, S. 169, 201; Schulte 2013).

Dynamik entstand durch den Umbruch in der DDR. Der Verfassungsentwurf der Arbeitsgruppe „Neue Verfassung der DDR“ vom April 1990 (Preuß 1990, S. 222) enthielt ein Diskriminierungsverbot und auf Behinderung bezogene soziale Rechte. Die Verfassungen mehrerer neuer Länder, vor allem Brandenburgs, griffen dies auf. Hier kamen zusammen: Veränderungswillen von DDR-Oppositionellen, die zum Teil in kirchlichen Behinderteneinrichtungen gearbeitet hatten, berechnete Sorgen über Verschlechterungen im Zugang zu Erwerbsarbeit und beratende progressive westdeutsche Jurist: innen.

In der durch den Einigungsvertrag eingesetzten Gemeinsamen Verfassungskommission von Bund und Ländern gab es für den von Hans-Jochen Vogel vertretenen Vorschlag eines Benachteiligungsverbots lange keine Mehrheit (Deutscher Bundestag-Drs. 12/6000, S. 52 f., 155). In Anhörungen waren alte und neue Behindertenverbände einig dafür, Wirkungen auf das Zivilrecht und Erhalt sozialer Leistungen waren Motive (Deutscher Bundestag-Drs. 12/6000, S. 53). Helmut Kohl verkündete auf dem VdK-Verbandstag 1994 die Zustimmung der CDU/CSU.

In den USA war mittlerweile 1990 mit dem Americans with Disabilities Act (ADA) mit Zustimmung der Republikaner ein umfassendes Antidiskriminierungs-

gesetz beschlossen worden (O'Brien 2001, S. 162 ff.). Anders als in Deutschland wurde Nichtdiskriminierung vor allem im Arbeitsrecht als funktionales Äquivalent zu kaum vorhandenen Schutzgesetzen etwa gegen Kündigung gesehen und sozialpolitisch als Alternative zu mehr „welfare“ propagiert (Heyer 2015; Fuerst 2009).

Im Amsterdamer Vertrag 1997 kamen Diskriminierungsverbote auch wegen Behinderung ins EU-Recht. Diskriminierungsschutz flankierte als arbeitsmarktkonforme Sozialpolitik den Binnenmarkt, um das Erwerbspersonenpotenzial zu erweitern. Das EU-Recht verstärkt Antidiskriminierung im deutschen Recht, insbesondere Arbeitsrecht (etwa Bundesarbeitsgericht vom 19.12.2013, Az. 6 AZR 190/12).

Mit dem Sozialgesetzbuch (SGB) IX von 2001 wurden auch Sozialhilfe und Jugendhilfe in die Dachvorschriften aufgenommen. Gleichberechtigte Teilhabe wurde Ziel der behinderungsbezogenen Sach- und Dienstleistungen. Der Kontextfaktoren und Barrieren einbeziehende Behinderungsbegriff der Internationalen Klassifikation der Funktionsfähigkeit und Behinderung (ICF) der Weltgesundheitsorganisation (WHO) wurde in Bezug genommen (Hirschberg 2009). Viele Regelungen richteten sich auf selbstzweckhaft empfundene Sozialbürokratien und ihre internen Abgrenzungen (Welti 2015a, S. 621).

Gleichstellungsgesetze mit staatlichen Pflichten zu Gleichstellung und Barrierefreiheit wurden zunächst mit dem BGG des Bundes 2002 und bis 2008 in allen deutschen Ländern erlassen. Gebärdensprache und Ansprüche auf Dolmetschen und Kommunikationshilfen wurden explizit aufgenommen. Zivilrechtliche Ansprüche gegen Diskriminierung wegen Behinderung enthält das AGG von 2006, allerdings nicht explizit solche auf angemessene Vorkehrungen (Eichenhofer 2018) und auf Barrierefreiheit.

Mit der UN-Behindertenrechtskonvention von 2006, in Deutschland 2008 ratifiziert (Deutscher Bundestag-Drs. 16/1080), bekam die Rechtsentwicklung eine neue Leitlinie. Diskussionen über unmittelbare Anwendbarkeit und konventionskonforme Auslegung werden im rechtlichen Diskurs geführt (Degener 2019; Ganner et al. 2021). Die Staatenberichte und ihre Prüfung sind neue zivilgesellschaftliche Ansatzpunkte (Deutscher Bundestag-Drs. 19/11745.)

In den Ländern wurde das Schulrecht im Sinne von „Inklusion“ diskutiert und reformiert; es bleibt umstritten (Wrase 2017; Welti 2015b). Mit dem BGG-Weiterentwicklungsgesetz und dem Bundesteilhabegesetz (BTHG) wurden 2016 das BGG und das SGB IX mit dem Anspruch reformiert, das deutsche Recht der UN-BRK anzupassen.

Der Deutsche Behindertenrat koordiniert seit 1999 drei Säulen: die Sozialverbände VdK und SoVD mit zusammen fast drei Millionen Mitgliedern, die fast immer auf einzelne Beeinträchtigungen bezogenen Selbsthilfeverbände und die

„neue Behindertenbewegung“, kleine Verbände wie Initiative Selbstbestimmt Leben (ISL) und das Weibernetz (Spörke 2008). Durchaus umstritten ist die Rolle der freien Wohlfahrtspflege und mit ihr überwiegend advokatorischer Verbände wie der Lebenshilfe, da sie zumindest auch Bestandsinteressen der Dienste und Einrichtungen vertreten, die nicht mit dem Selbstbestimmungsinteresse der Menschen mit Behinderungen übereinstimmen. Vernehmbar im politischen Diskurs sind die betrieblichen Schwerbehindertenvertretungen, die in den letzten Reformen gestärkt wurden und meist mit gewerkschaftlicher Unterstützung agieren (Kohte und Liebsch 2019, S. 4). Behindertenbeauftragte sind in Bund, Ländern und Kommunen institutionalisiert.

Rechtliche Kämpfe sind hier vor allem Eingreifen in Gesetzgebung, so um das BGG im öffentlichen Sektor, um Barrierefreiheitspflichten für Private und für das Lösen der Eingliederungshilfe aus der Fürsorge (Tolmein 2017, S. 392). Hier hat es deutliche Verbesserungen bei Einkommens- und Vermögensanrechnung für Erwerbstätige und Eheleute gegeben, nicht jedoch den völligen Verzicht darauf, mehr gesetzliche Berücksichtigung der Wahlfreiheit bei Wohnformen, aber nicht die völlige Aufhebung des Mehrkostenvorbehalts (Frankenstein 2020, S. 231).

Weniger entwickelt sind, auch im internationalen Vergleich, Kämpfe gegen Diskriminierung durch Klageverfahren. Zwar ist der sozial- und arbeitsrechtliche Rechtsschutz gut entwickelt und zehntausende Verfahren um Erwerbsminderungsrenten, Sach- und Dienstleistungen zur Teilhabe, den Grad der Behinderung und den besonderen Kündigungsschutz bei den Sozialgerichten und den Arbeitsgerichten, oft mit Unterstützung von gewerkschaftlichem DGB-Rechtsschutz und Sozialverbänden (VdK und SoVD), sind alltägliche, wenig erforschte Kämpfe um das Recht (Welti 2019a, S. 63; Müller 2021).

Die neuen Rechte aus BGG und AGG und der Versuch der Interpretation des Rechts im Lichte des Benachteiligungsverbots und der UN-BRK werden vergleichsweise wenig genutzt, fast gar nicht etwa das Verbandsklagerecht der Behindertenverbände im BGG (Engels et. al. 2022). Den Verbänden fehlt es insoweit an Tradition und sie lenken ihre Ressourcen eher in die politische als in die rechtliche Konfliktaustragung. So bleiben Potenziale des geltenden Rechts (z. B. Hlava 2018; Wenckebach und Welti 2015, S. 209) unerschlossen (Welti et al. 2014).

Mit dem BTHG wurden flächendeckend bundesfinanzierte unabhängige Beratungsstellen eingerichtet (EUTB). Abzuwarten ist, ob sie einen Beitrag zur Rechtsmobilisierung (Rambausek 2017) leisten können, obwohl dies nicht zu ihrer unmittelbaren Aufgabenbeschreibung gehört (Weyrich 2024).

2 Schlüsse

2.1 Behinderungsbegriff

Der Begriff der Behinderung hat sich zuerst im sozialrechtlichen Kontext entwickelt, um eine Voraussetzung für sozialpolitisch motivierte Leistungen zu beschreiben. Er hat sich zum Oberbegriff mit vielen Funktionen und Rechtsfolgen entwickelt. Ihm steht kein soziales Substrat im Sinne einer leicht abgrenzbaren und politisch organisierbaren Gruppe gegenüber. Politisch-ökonomisch ist Behinderung vor allem Erschwernis von Erwerbsarbeit.

Behinderung ist ein Zustand, der im Lebensverlauf früher oder später auftritt – bei fast jedem Menschen – und wandelbar ist. Insoweit unterscheidet sich Behinderung von Merkmalen, die enger und untrennbarer mit der subjektiven Identität zusammenhängen. Behinderte sind zwar immer eine Minderheit, aber ihr gehören nicht immer die gleichen Personen an.

Diskriminierungsschutz bei Behinderung ist in Deutschland auch und gerade wegen einer wahrgenommenen Benachteiligung im Rahmen sozialer Leistungen geschaffen worden. Nicht wenige Auseinandersetzungen beziehen sich daher auf Ungleichbehandlungen zwischen verschiedenen Menschen mit Behinderungen (z. B. zwischen Sozialversicherung und Fürsorge).

Die Aggregation des Behinderungsbegriffs und die Einbeziehung aller gesundheitlichen Beeinträchtigungen ist eine Errungenschaft. Die Diskussion über Individualität und Diversität von Menschen mit Behinderungen stellt den Begriff auch grundsätzlich in Frage. Würde man auf ihn verzichten, benötigte man aber für die Benennung sozialer Ungleichheiten und die rechtliche Reaktion auf sie ein Äquivalent. Wenn die sozialen Menschenrechte universeller verstanden und durchgesetzt werden, dürfte es weniger Bedarf an besonderen Gleichheitsrechten geben, verzichtbar werden sie nicht. Die Verschränktheit von Behinderungsbegriff und Kämpfen ums Recht zeigt sich auch darin, dass ein Menschenrechtsmodell von Behinderung relevant für die Disability Studies ist (Hirschberg [2022](#), S. 93).

2.2 Gleichheitsverständnis

Mit dem Behinderungsbegriff war immer ein Verständnis materialer Gleichheit in Abgrenzung zu formaler Gleichheit verbunden. Im Kern seiner Nutzung stehen staatliche Interventionen und individuelle Rechte, die gleiche Möglichkeiten und gleichberechtigte Teilhabe herstellen sollen. Die Rede vom „Paradigmenwechsel“

weg vom sozialstaatlich-rehabilitativen hin zum gleichheitsrechtlichen Verständnis (Bundesverfassungsgericht vom 30.1.2020, Az. 2 BvR 1005/18; dazu Welti [2020](#)) führt daher nicht weiter, es sei denn, das Aufeinandertreffen von Paradigmen würde dialektisch verstanden: Ein menschenrechtliches Verständnis von Behinderung muss gleiche Rechte als soziale Rechte und soziale Rechte als gleiche Rechte verstehen. Formale Gleichheit anstelle materialer Gleichheit löst viele Diskriminierungsprobleme von Menschen mit Behinderungen nicht. Gleichheit allein kann Rehabilitation nicht ersetzen, nur ergänzen und verbessern (Rioux und Riddle [2011](#), S. 37). Positive Maßnahmen, die Art. 5 Abs. 4 UN-BRK zulässt und Rehabilitation, die in Art. 26 UN-BRK ausdrücklich positiv in Bezug genommen wird (Bickenbach und Skempes [2018](#), S. 734), sind nicht gleichzusetzen mit „charity and/or medical models“, gegen die sich der CRPD-Fachausschuss wendet, der stattdessen „inclusive equality“ fordert (General comment No 6 2018, S. 11).

Das hat sich auch in der Entscheidung des BVerfG zur Vorbeugung einer pandemiebedingten Triage zu Lasten von Menschen mit Behinderungen gezeigt (Bundesverfassungsgericht vom 16.12.2021, Az. 1 BvR 1541/20): Der gleiche Zugang von Menschen mit Behinderungen zur sozialstaatlichen Gesundheitsversorgung ist nicht nur durch Vorurteile bedroht, sondern auch bei formal gleicher Anwendung scheinbar neutraler Kriterien wie der klinischen Erfolgsaussicht. Insofern bedarf es einer bewusst inklusiven Gestaltung des Gesundheitssystems.

Angemessene Vorkehrungen (Welti et al. [2019](#); Eichenhofer [2018](#)) zeigen das Gleichheitsverständnis, das mit dem Verbot der Diskriminierung wegen Behinderung verbunden ist: Verbotene Diskriminierung kann nicht nur in Tun bestehen, sondern auch im Unterlassen angemessener Vorkehrungen.

Die Kämpfe um Gleichheit von Menschen mit Behinderungen haben wegen der sozialstaatlichen Wurzel des Begriffs und der Betonung angemessener Vorkehrungen nicht nur Parallelen, sondern auch Unterschiede zu denen wegen anderer Merkmale. Von Behinderung kann nicht abgesehen, sondern sie muss beachtet werden. Auch in der Pandemie wurde deutlich, welche Gefahren für Leben, Gesundheit und materiale Gleichheit darin liegen, wenn die gesundheitlich und sozial bedingten Risiken für Menschen mit Behinderungen in politische und rechtliche Abwägungen nicht eingehen, weil sie nicht gesehen werden (Kohte [2020](#), S. 5; Zander [2021](#), S. 1). Deshalb können auch rechtsdogmatische Konstruktionen, politische Strategien und Institutionen nicht immer vereinheitlicht werden.

2.3 Zugang zum Recht

Die historische Erfahrung zeigt, dass der Zugang zum Recht und damit zu seiner lebendigen Weiterentwicklung nicht selbstverständlich ist, schon gar nicht für Menschen mit Behinderungen. Insoweit bedarf es zu rechtlichen Regelungen und Institutionen immer auch einer Strategie des (individuellen und kollektiven) Zugangs. Im deutschen Recht gehören dazu zum Beispiel die (eher erfolgreichen) Schwerbehindertenvertretungen und die (kaum genutzten) Verbandsklagerechte. Hier werden mehr empirische rechtssoziologische Forschungen (so Engels et. al. 2022) und interdisziplinäre Diskussionen benötigt.

Literatur

- Alexy, Robert (1994): *Theorie der Grundrechte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ayaß, Wolfgang (2014): Wege zur Sozialgerichtsbarkeit – Schiedsgerichte und Reichsversicherungsamt bis 1945. In: Masuch, Peter/Spellbrink, Wolfgang/Becker, Ulrich/Leibfried, Stefan (Hrsg.): *Denkschrift 60 Jahre Bundessozialgericht*. Berlin: Erich Schmidt Verlag, S. 265–282.
- Baer, Susanne (2023): *Rechtssoziologie*, 5. Auflage. Baden-Baden: Nomos.
- Bickenbach, Jerome/Skempes, Dimitrios (2018): Article 26: Habilitation and Rehabilitation. In: Bantekas, Ilias/Stein, Michael Ashley/Anastasiou, Dimitri (ed.), *The UN Convention on the Rights of Persons with Disabilities – A Commentary*. Oxford: Oxford Academic. Chapter 27.
- Buckel, Sonja (2020): Neo-Materialistische Rechtstheorie. In: Buckel, Sonja/Christensen, Ralf/Fischer-Lescano, Andreas (Hrsg.): *Neue Theorien des Rechts*, 3. Auflage. Tübingen: Mohr Siebeck, S. 189–205.
- Buschmann, Rudolf (2018): Geschichte des centralen gewerkschaftlichen Rechtsschutzes. In: *Arbeit und Recht*, H. Nr. 7/8 (2018), G13 (G13-G16).
- Degener, Theresia (2019): Die UN-Behindertenrechtskonvention – Ansatz einer inklusiven Menschenrechtstheorie. In: *Jahrbuch des öffentlichen Rechts (JöR) Neue Folge* Bd. 67, S. 487–508.
- Derleder, Peter/Winter, Gerd (1976): Die Entschädigung für Contergan. In: *Demokratie und Recht*, S. 260–304.
- Eghigian, Greg (2000): *Making security social: Disability, Insurance and the birth of the social entitlement state in Germany*. Ann Arbor: University of Michigan.
- Eichenhofer, Eberhard (2018): *Angemessene Vorkehrungen als Diskriminierungsdimension im Recht – Menschenrechtliche Forderungen an das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz*. Baden-Baden: Nomos.
- Engels, Dietrich/Franken, Judith/Heitzenröder, Lena/Welti, Felix et al. (2022): *Evaluierung des novellierten Behindertengleichstellungsgesetzes*. Deutscher Bundestag, Drucksache-Drs. 20/4440.

- Falk, Wolfgang (2005): Vom Reichsbund zum Sozialverband Deutschland Teil I 1917–1933. Berlin: Sozialverband Deutschland.
- Frankenstein, Arne (2020): Die individuelle Konkretisierung von Eingliederungshilfeleistungen nach § 104 SGB IX. In: Druschel, Julia/Goldbach, Nikolaus/Paulmann, Franziska/Vestena, Carol (Hrsg.): Interdisziplinäre Perspektiven auf Soziale Menschenrechte. Baden-Baden: Nomos, S. 231–274.
- Fuerst, Anna-Miria (2009): Behinderung zwischen Diskriminierungsschutz und Rehabilitationsrecht – Ein Vergleich zwischen Deutschland und den USA. Baden-Baden: Nomos.
- Ganner, Michael/Rieder, Elisabeth/Voithofer, Caroline/Welti, Felix (Hrsg.) (2021): Die Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention in Österreich und Deutschland. Innsbruck: Innsbruck University Press.
- Habermas, Jürgen (1994): Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Heyer, Katharina (2015): Rights Enabled – The Disability Revolution, from the US to Germany and Japan, to the United Nations. Ann Arbor: University of Michigan.
- Hirschberg, Marianne (2009): Behinderung im internationalen Diskurs – Die flexible Klassifizierung der Weltgesundheitsorganisation. Wiesbaden: Campus.
- Hirschberg, Marianne (2022): Modelle von Behinderung in den Disability Studies, in: Waldschmidt, Anne (Hrsg.): Handbuch Disability Studies, S. 93–108. Wiesbaden: Springer VS.
- Hlava, Daniel (2018): Barrierefreie Gesundheitsversorgung – Rechtliche Gewährleistung unter besonderer Berücksichtigung der Rechtsdurchsetzung. Baden-Baden: Nomos.
- Jürgens, Gunther (1993): Gleichstellungsgesetze für Behinderte? In: Zeitschrift für Rechtspolitik, H. 4, S. 129–131.
- Kohte, Wolfhard/Liebsch, Matthias (2019): Neuregelungen im Schwerbehindertenrecht – Stärkung der Schwerbehindertenvertretungen als Organ der Betriebsverfassung. In: Arbeit und Recht H. 1, S. 4–10.
- Kohte, Wolfhard (2020): Herausforderungen der Rehabilitation in der Corona-Krise. In: RP-Reha H. 3, S. 5–8.
- Lachwitz, Klaus (1989): 40 Jahre Grundgesetz – Die Reform des Vormundschaftsrechts und die Grundrechte geistig behinderter Menschen. In: Der Amtsvormund, S. 343–352.
- Müller, Friedrich/Christensen, Ralf (2013): Juristische Methodik Band I – Grundlegung für die Arbeitsmethoden der Rechtspraxis, 11. Aufl. Berlin: Duncker & Humblot.
- Müller, Ulrike (2021): Protest und Rechtsstreit. SGB-II-Mobilisierung als Konservierung des Hartz-IV- Konflikts. Baden-Baden: Nomos.
- O'Brien, Ruth (2001): Crippled Justice – The History of Modern Disability Police in the Workplace. Chicago: University of Chicago Press.
- Obermaier, Hugo (1912): Der Mensch der Vorzeit. Berlin: Allgemeine Verlagsgesellschaft.
- Perl, Otto (1926): Das Krüppeltum im Wandel der Zeit. Gotha: Leopold Klotz Verlag.
- Preuß, Ulrich (1990): Der Entwurf der Arbeitsgruppe „Neue Verfassung der DDR“ des Runden Tisches für eine Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik. In: Kritische Justiz 23. Jg., H. 2, S. 222–225.
- Rambašek, Tonia (2017): Behinderte Rechtsmobilisierung – Eine rechtssoziologische Untersuchung zur Umsetzung vom Art. 19 der UN-Behindertenrechtskonvention. Wiesbaden: Springer VS.

- Ridder, Helmut/Hase, Friedhelm (1980): Aus altem Vorrat ferner im Angebot bei NS Söhne – Das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“. In: Demokratie und Recht, S. 294–302.
- Rioux, Marcia/ Riddle, Christopher (2011) Policy and Law: Equality, in: Rioux, Marcia/ Bassar, Lee Ann/Jones, Belinda (Ed.), *Critical Perspectives on Human Rights and Disability Law*. Leiden: Martinus Nijhoff Publishers, S. 37–46.
- Rudloff, Wilfried (2003): Überlegungen zur Geschichte der bundesdeutschen Behindertenpolitik. In: *Zeitschrift für Sozialreform*, Jg. 49, H. 6, S. 863–881.
- Rudloff, Wilfried (2010): Expertenkommissionen, Masterpläne und Modellprogramme – Die bundesdeutsche Psychiatriereform als Paradefall ‚verwissenschaftlichter‘ Politik. In: *Archiv für Sozialgeschichte* H. 50, S. 169–216
- Rudloff, Wilfried (2016): Lebenslagen, Aufmerksamkeitszyklen und Periodisierungsprobleme der bundesdeutschen Behindertenpolitik bis zur Wiedervereinigung. In: Lingelbach, Gabriele/Waldschmidt, Anne (Hrsg.): *Kontinuitäten, Zäsuren, Brüche? – Lebenslagen von Menschen mit Behinderungen in der deutschen Zeitgeschichte*. Wiesbaden: Campus, S. 54–81
- Schulte, Bernd (2013): „20 Jahre Betreuungsgesetz“ – 20 Jahre Rechtsfürsorge für Menschen mit Behinderungen. In: *Behindertenrecht*, S. 169–178.
- Spörke, Michael (2008): *Behindertenpolitik im aktivierenden Staat – Eine Untersuchung der wechselseitigen Beziehungen zwischen Behindertenverbänden und Staat*. Kassel: Kassel University Press.
- Stadthagen, Arthur (1904): *Das Arbeiterrecht*, 4. A. Stuttgart: J.H.W. Dietz.
- Tennstedt, Florian (1983): *Vom Proleten zum Industriearbeiter: Arbeiterbewegung und Sozialpolitik in Deutschland 1800 bis 1914*. Köln: Bund-Verlag.
- Tolmein, Oliver (2017): Heranziehung von Einkommen und Vermögen für Teilhabeleistungen – Diskriminierung wegen der Behinderung oder bloß eine Maßnahme steuerungsorientierter Sozialpolitik? In: Fuchs, Maximilian/Fuchslöcher, Christine/Naegele, Gerhard/Udsching, Peter/Welti, Felix (Hrsg.): *Festschrift für Gerhard Igl*. Baden-Baden: Nomos, S. 392–403.
- von Daniels, Susanne/Degener, Theresia/Jürgens, Andreas/Krick, Frajo /Mand, Peter/Mayer, Anneliese/Rothenberg, Birgit/Steiner, Gusti/Tolmein, Oliver (1983): *Krüppel-Tribunal – Menschenrechtsverletzungen im Sozialstaat*. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Welti, Felix (2005): *Behinderung und Rehabilitation im sozialen Rechtsstaat – Freiheit, Gleichheit und Teilhabe behinderter Menschen*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Welti, Felix (2008): *Die Benachteiligung und Ermordung behinderter Menschen im Nationalsozialismus und ihre rechtliche Aufarbeitung in der Bundesrepublik Deutschland*. In: Hoyer, Andreas/Hattenhauer, Hans/Meyer-Pritzl, Rudolf /Schubert, Werner (Hrsg.): *Gedächtnisschrift für Jörn Eckert*. Baden-Baden: Nomos, S. 985–1004.
- Welti, Felix (2015a): *Behinderung und Rehabilitation aus rechtswissenschaftlicher Sicht: Vom Fehlen eines systematischen und effektiven Gesamtzugangs*. In: Masuch, Peter/Spellbrink, Wolfgang/Becker, Ulrich/Leibfried, Stefan (Hrsg.): *Grundlagen und Herausforderungen des Sozialstaats – Bundessozialgericht und Sozialstaatsforschung*, Berlin: Erich Schmidt Verlag, S. 621–645.
- Welti, Felix (2015b): *Verantwortlichkeit für angemessene Vorkehrungen und Barrierefreiheit in der Bildung*. In: *Recht der Jugend und des Bildungswesens* H.1, S. 34–47.

- Welti, Felix (2019a): Verbände und Sozialgerichtsbarkeit – eine Forschungsskizze. In: Schroeder, Wolfgang/Schulze, Michaela (Hrsg.): Wohlfahrtsstaat und Interessenorganisationen im Wandel. Baden-Baden: Nomos, S. 63–76.
- Welti, Felix (2019b): Zwischen unteilbaren Menschenrechten und gegliedertem Sozialsystem – Behindertenpolitik erster und zweiter Ordnung von 1990 bis 2016. In: Degener, Theresia/ von Miquel, Marc (Hrsg.): Aufbrüche und Barrieren – Behindertenpolitik und Behindertenrecht in Deutschland und Europa seit den 1970er Jahren. Bielefeld: Transcript, S. 15–42.
- Welti, Felix (2020): Justizia und der Blindenführhund, www.verfassungsblog.de/justizia-und-der-blindenfuhrhund/ (Abfrage 10.6.2025).
- Welti, Felix/Groskreutz, Henning/Hlava, Daniel/Rambausek, Tonia/Ramm, Diana/ Wenkebach, Johanna (2014): Evaluation des Behindertengleichstellungsgesetzes. Berlin: Bundesministerium für Arbeit und Soziales.
- Welti, Felix/Frankenstein, Arne/Hlava, Daniel (2019): Angemessene Vorkehrungen und Sozialrecht. In: Die Sozialgerichtsbarkeit H. 6, S. 317–325.
- Wenkebach, Johanna/Welti, Felix (2015): Barrierefreier Zugang zu Waren und Dienstleistungen – ein Recht und seine Durchsetzung. In: Verbraucher und Recht H. 6, S. 209–216.
- Weyrich, Katharina (2024): Sozialrechtsbezogene Beratung – Eine empirische Analyse zur Herstellung des Zugangs zum System sozialer Sicherung. Wiesbaden: Springer VS.
- Wrase, Michael (2017): Menschenrechtsmonitoring zum Recht auf inklusive Beschulung – Ansätze für die Implementationsforschung zu Art. 24 UN-Behindertenrechtskonvention. In: Recht der Jugend und des Bildungswesens 65, S. 153–172.
- Zander, Michael (2021): Corona-Pandemie und Behinderung – ein Überblick, Zeitschrift für Disability Studies, H. 1, S. 1–9.

Biographische Verarbeitungen institutioneller Interventionen in Zeiten der Prekarisierung. Ein reflexiver Rückblick auf unsere Nachwuchsforschungsgruppe unter Leitung von Mechthild Bereswill

Carmen Figlestahler, Lisa Yashodhara Haller,
Marko Tapio Perels, Júlia Wéber und Franz Zahradnik

C. Figlestahler (✉)

HAWK Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst Hildesheim/Holzminden/
Göttingen, Hildesheim, Deutschland

E-Mail: carmen.figlestahler@hawk.de

L. Y. Haller · J. Wéber

Hochschule Neubrandenburg, Neubrandenburg, Deutschland

E-Mail: haller@hs-nb.de; jweber@hs-nb.de

M. T. Perels

Universität Kassel, Kassel, Deutschland

E-Mail: perels@uni-kassel.de

F. Zahradnik

FH Münster, Münster, Deutschland

E-Mail: franz.zahradnik@fh-muenster.de

© Der/die Autor(en), exklusiv lizenziert an Springer Fachmedien

Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2025

G. Ehlert et al. (Hrsg.), *Perspektivwechsel: das Hinterfragen des
Selbstverständlichen*, https://doi.org/10.1007/978-3-658-49227-4_15

1 Struktur und Eigensinn – Promotion in einer Nachwuchsforschungsgruppe unter Leitung von Mechthild Bereswill

Mechthild Bereswill, während ihrer Promotion selbst Stipendiatin der Hans-Böckler-Stiftung, bewarb sich im Jahr 2009 als (dienst-)junge Professorin bei der Stiftung um die Förderung einer eigenen Nachwuchsforschungsgruppe. Ausgehend von ihrem Interesse an der sozialen Integration gesellschaftlich marginalisierter Jugendlicher und Heranwachsender reichte sie einen Antrag mit dem Titel „Ausgrenzungsrisiken junger Erwachsener im Übergang in die Arbeitsgesellschaft. Biographische Verarbeitungen – Institutionelle Interventionen“ (Bereswill 2009) ein. Geplant war unter diesem thematischen Dach die Ansiedelung von drei Promotionsprojekten. Die von ihr geplanten Arbeitstitel lauteten:

- „Junge Migrantinnen und Migranten zwischen Jugendhilfe und Arbeitsvermittlung. Eine biographische Studie zum Verhältnis von geringen Bildungschancen, Ethnizität und Geschlecht“
- „Junge Elternschaft zwischen traditionellen Geschlechterarrangements und neuen Aushandlungsdynamiken – eine qualitative Studie zur Lebenspraxis sozial randständiger junger Erwachsener mit Kindern“
- „Zwischen Fördern, Fordern und Sanktionieren – eine exemplarische Feldstudie zur Begleitung und Sanktionierung junger Menschen auf den Schnittstellen von Arbeitsvermittlung, Straffälligenhilfe, Psychiatrie und Jugendhilfe“

Die tatsächliche Zusammenstellung der im Ergebnis entstandenen Nachwuchsforschungsgruppe wich in mehreren Punkten von dieser Planung ab. So formierte sich eine Gruppe von fünf statt drei Nachwuchsforscher:innen.

Die im Antrag ausgearbeitete Organisation von Arbeitsweise, Betreuung und Kooperationen der Nachwuchsgruppe darf durchaus als ambitioniert bezeichnet werden, wenn man die enge Taktung regelmäßiger Einzelberatungen und gemeinsamer monatlicher Forschungstreffen betrachtet. Hierdurch ergab sich für uns jedoch ein Raum des produktiven Austauschs, den wir durch vielfältige Workshops, gemeinsame Tagungs- und Publikationsprojekte sowie Klausurtreffen und Schreibwerkstätten intensiv nutzen und weiterentwickeln konnten. Darüber hinaus haben wir von den Möglichkeiten der wissenschaftlichen Diskussion und Reflexion in Kolloquien, interdisziplinären Arbeitsgruppen und diversen Forschungsverbünden in vielfältiger Weise profitiert.

Um die Nachwuchsforschungsgruppe als soziales Phänomen greifbar zu machen, haben wir versucht, uns auf einen Begriff dafür zu einigen. Dabei kamen wir auf den *Haltungsentwicklungsraum*: Die Betreuung durch Mechthild Bereswill, der wertschätzende Austausch und ihre kritische Perspektive boten für uns einen Raum, in dem wir wichtige Impulse für unsere wissenschaftliche Positionierung sowie persönliche und professionelle Entwicklung erhielten. Hier konnten wir Herausforderungen meistern und erfuhren gleichzeitig Schutz, konnten Konflikte austragen und durcharbeiten. Vor allem aber hat uns dieser Raum in der vielfach herausfordernden Promotionsphase durchhalten lassen und zusammengehalten. Die Nachwuchsforschungsgruppe als *Haltungsentwicklungsraum* wurde zentral von Mechthild Bereswill gestaltet, die moderierte, engagiert beriet, ‚es‘ laufen sowie den Gruppenmitgliedern ihre Freiheit ließ und uns doch gelegentlich zur Raison rief.

2 Biographische Verarbeitungen institutioneller Interventionen zwischen Aktivierung und Prekarisierung als Forschungsperspektive

Unsere Projekte rahmt eine übergreifende Forschungsperspektive, die Mechthild Bereswill entwickelte (Bereswill 2009). Dieser Blick fokussiert die subjektive Bedeutung sozialer Ungleichheit für junge Erwachsene mit brüchigen Übergängen zwischen Schule, Ausbildung, Familie und Arbeit. Aus mikrosoziologischer Perspektive soll „die biographische Verarbeitung von sozialer Ungleichheit im Zusammenhang von fehlenden Bildungschancen, Migration und Geschlecht“ (ebd., S. 3) untersucht werden. Mit qualitativen Forschungsdesigns wird die Perspektive der jungen Erwachsenen selbst rekonstruiert, u. a. mit Blick auf die Frage, wie sie institutionelle Angebote, die ihre brüchigen Übergänge flankieren, eigensinnig aufgreifen und verarbeiten. Demnach verknüpft die bereswillsche Forschungsperspektive Fragen des Zusammenhangs von sozialer Ausgrenzung sowie gesellschaftlicher Teilhabe junger Menschen mit gesellschaftlichen Entwicklungen auf der Makro- und Meso-Ebene und bezieht die Mikro-Ebene subjektiver Deutungen und Verarbeitungen mit ein. Damit greift sie ein Forschungsdesiderat auf, das bislang unbeachtet blieb. Dieser Fokus schließt an Theorietraditionen, Befunde und Fragestellungen zahlreicher Forschungsrichtungen an, etwa der Soziologie sozialer Ungleichheit, Biographieforschung, Bildungsforschung, Übergangsforschung sowie der Migrations- und Geschlechterforschung.

Ein zentraler Fokus ist die Auseinandersetzung mit Entwicklungen der Arbeitsgesellschaft, die zeitdiagnostisch mit den Begriffen Prekarisierung, Exklusion und

Ausgrenzung benannt sind. Diese Zeitdiagnosen akzentuieren zwar verschiedene Aspekte, benennen jedoch einen gemeinsamen Kern: ein Brüchigwerden von Inklusionsversprechen durch die Integration in Erwerbsarbeit bei einer Zunahme von Ausgrenzungsrisiken in Verbindung mit dem Arbeitsmarkt. Zugleich behält Erwerbsarbeit ihre Prägekraft als zentraler Integrationsmodus für gesellschaftliche Teilhabe (z. B. Kronauer 2006; Solga 2005). Dies hat zur Folge, dass Marginalisierungsrisiken insbesondere Personen betreffen, die von Zugängen zu Erwerbsarbeit temporär oder dauerhaft ausgeschlossen sind.

Prozesse des Übergangs in Arbeit haben daher eine zentrale Bedeutung für gesellschaftliche Teilhabe oder deren Verhinderung durch Ausgrenzung. Junge Erwachsene mit brüchigen Übergängen zwischen Schule, Arbeit und Familie sind in besonderem Maße mit institutionellen Interventionen konfrontiert, welche die Ausgestaltung, Grenzen und Möglichkeiten von Übergängen maßgeblich beeinflussen. Hier treffen die Logiken und Verfahrensweisen unterschiedlicher Systeme und ihrer sozialpolitischen Rahmungen aufeinander. Neben Schule zählen auch Maßnahmen der Kinder- und Jugendhilfe oder der Arbeitsvermittlung im Kontext des SGB II zu diesen Systemen. Zentral für die Forschungsperspektive der Nachwuchsgruppe ist die Frage der (Re-)Produktion sozialer Ungleichheiten durch diese institutionellen Rahmungen. Mechthild Bereswill knüpft mit ihrer Analyse an vorliegende Forschungsbefunde an und konstatiert, dass es insgesamt an Untersuchungen zu den Zusammenhängen dieser Interventionen und langfristigen gesellschaftlichen Teilhabechancen mangle. Bestehende Studien weisen darauf hin, dass gerade defizitär ausgerichtete Interventionen sogenannte Maßnahmekarrieren verfestigen können (z. B. Stauber und Walther 2004; Pohl et al. 2011).

Ausgehend davon identifizierte sie einen erheblichen Forschungsbedarf im Hinblick auf die „empirisch begründete Theoriebildung entlang der Perspektiven und Deutungen der von Ausgrenzungsrisiken betroffenen Menschen selbst“ (Bereswill 2009, S. 4). Ein wesentlicher Aspekt der skizzierten Forschungsperspektive der Nachwuchsgruppe bestand daher in der empirischen Untersuchung subjektiver Deutungs- und Aneignungsmuster junger Menschen, die von den skizzierten Ausgrenzungsrisiken und damit verbundenen institutionellen Interventionen in besonderer Weise betroffen sind. Ein dezidiert Fokus lag zudem auf einer intersektionalen Perspektive, um die Verwobenheit der Ungleichheitsdimensionen Klasse, Geschlecht und Ethnizität im Zusammenwirken mit Prozessen sozialer Ausgrenzung im Kontext von Übergängen in den Blick zu nehmen.

Aus der skizzierten Forschungsperspektive hat Mechthild Bereswill verschiedene Fragestellungen abgeleitet, die für unsere Studien erkenntnisleitend waren: Wie deuten und bewältigen junge Erwachsene eine Situation, in der Übergänge in Ausbildung und Arbeit brüchig und durch Interventionen der Hilfe und

Kontrolle geprägt sind? Welche Institutionen sind hier relevant, inwiefern agieren sie unterstützend, aber auch sanktionierend? Wie werden diese Erfahrungen von jungen Erwachsenen biographisch, auch im Kontext von Migrationsgeschichte, verarbeitet? Welche Bedeutung hat Elternschaft in diesem Kontext? Wie sind die Perspektiven sozial verwundbarer jungen Menschen auf gesellschaftliche Ausgrenzung und Teilhabe? Welche Rolle schreiben sie Erwerbsarbeit, aber auch Lebensentwürfen jenseits von Erwerbsarbeit zu? Wie verarbeiten sie Erfahrungen kontinuierlicher Marginalisierung, welche Bewältigungspotenziale entwickeln sie? Damit war die Agenda eines Forschungsprogramms gesetzt, das in fünf empirischen Studien verfolgt wurde (Figlesthaller et al. 2015).

3 Nachwuchsforschung an Übergängen und Bruchstellen der Aktivierungsgesellschaft

Die Elternzeit gemeinsam auf Reisen verbringen, auf dem Spielplatz in der Sonne entspannt einen Latte macchiato trinken, leichte Joggingeinheiten mit dem Kind im sportlichen Buggy – Elternschaft ist etwas Schönes, das man sich gönnt! Solche romantischen Visionen, mit denen Eltern nach wie vor ins Familienleben starten, zerplatzen auf dem harten Boden der kapitalistischen Realität regelmäßig wie Seifenblasen. Die Arbeitsteilung im Anschluss an die Familiengründung produziert Unzufriedenheit. Überforderung, Konflikte und Trennung in den ersten Jahren als Eltern werden in öffentlichen Auseinandersetzungen heftig diskutiert. Dabei entsteht der Eindruck, dass das Selbstverständnis, mit dem sich einst bei der Familiengründung an vorgefundenen Strukturen, Normen und Werten orientiert wurde, der Vergangenheit angehört. In ihrer Studie stellt Lisa Yashodhara Haller die widersprüchlichen Anforderungen dar, die innerhalb kapitalistischer Ökonomien an Eltern gerichtet werden (Haller 2018). Sie rekonstruiert mittels angeleiteter Paardiskussionen, welche wirtschaftlichen Überlegungen Eltern im Anschluss an die Familiengründung zu einer geschlechterdifferenzierenden Arbeitsteilung veranlassen, wie staatliche Steuerungsinstrumente die Arbeitsteilung junger Eltern beeinflussen und last but not least, welche Funktion die geschlechtliche Arbeitsteilung für das kapitalistische Wirtschaftssystem nach wie vor hat. Augenscheinlich wird dabei, dass es den untersuchten Eltern individuell nicht möglich ist, die strukturelle Widersprüche aufzulösen. Vielmehr wird die Paarbeziehung im Zuge der Familiengründung zur Arena von Umdeutungen, durch welche eine Anpassung an die geschlechtlichen Anforderungen des Arbeitsmarktes gelingt.

Die Verflechtungen von sozialpolitischen Entwicklungen, institutionellen Interventionen und subjektiver Aneignung im Zeichen von Aktivierung und

Prekarisierung untersucht Carmen Figlestahler (2018). Im Rahmen einer qualitativen Interviewstudie zu jungen Erwachsenen mit brüchigen Übergängen in Arbeit entwickelt sie eine Forschungsperspektive, die anstrebt, institutionelle Interventionen der Hilfe und Kontrolle in ihrer Vielschichtigkeit unter Berücksichtigung der Perspektive der Adressat:innen in den Blick zu nehmen. Dabei zeigt sich, wie zentrale Merkmale des Aktivierungsparadigmas (Lessenich 2008) – u. a. die Demonstration von Aktivität als Selbstzweck, eine formale Erwerbsorientierung sowie die Individualisierung der Verantwortung für eine gelingende Einbindung in Ausbildung und Arbeit – institutionelle Interventionen strukturieren und sich in den Perspektiven betroffener junger Erwachsener einschreiben. Anknüpfend an Forschungsperspektiven von Martin Kronauer (2006) werden die Komplexität von Ausgrenzungsdynamiken sowie die Gleichzeitigkeit von Drinnen und Draußen in ihrer Ambivalenz deutlich. Vor dem Hintergrund der anhaltenden Prägekraft der Figur des lückenlosen Normallebenslaufs bietet die Teilnahme an Maßnahmen des Übergangssystems zwar zumindest temporär die Möglichkeit von Teilhabe durch (Aus-)Bildung und eine angestrebte Einbindung in Erwerbsarbeit. Zugleich ist diese Form der Teilhabe jedoch hochgradig prekär und droht Ausgrenzungsrisiken zu verschärfen, wenn Maßnahmen keine Erlangung von Abschlüssen ermöglichen und die Vermittlung sich v. a. an der Verfügbarkeit von Plätzen ausrichtet, statt entlang individueller Interessen und Fähigkeiten der Adressat:innen.

Die subjektiven Deutungs- und Verarbeitungsweisen von wiederholten Sanktionierungen des Jobcenters durch junge arbeitslose Männer stehen im Zentrum der Studie von Franz Zahradnik (2018). Die Bestrebungen der fokussierten Gruppe im Hinblick auf die Integration in Arbeit sind besonders durch das Spannungsfeld von Aktivierung und Prekarisierung gekennzeichnet. Zum einen ist das angestrebte Modell des männlichen Erwerbsarbeiters insgesamt brüchiger geworden und v. a. für junge Männer mit niedrigen oder fehlenden Bildungsabschlüssen schwerer zu erreichen. Zum anderen üben die Jobcenter auf die Heranwachsenden bei der Arbeitssuche und -aufnahme erhöhten Druck aus. Konflikthaft wird dieses Zusammenspiel vor allem dadurch, dass die jungen Männer sich vom Jobcenter Unterstützung bei der Aufnahme einer Berufsausbildung erhoffen, sich aber immer wieder in Aktivierungsmaßnahmen und kurzfristigen Niedriglohnjobs finden. So pendeln sie zwischen Hoffnung und Enttäuschung, ziehen sich nach Leistungseinstellungen aus der Betreuung zurück, kommen aber mit neuer Zuversicht immer wieder und geraten schlussendlich in eine Spirale, die sie vom eigentlichen Ziel der nachhaltigen Erwerbsintegration wegführt. Sie werden im Zuge der Auseinandersetzung mit der eigenen sozialen Position zunehmend in die übergeordneten Kon-

flikte gesellschaftlicher Statuszuweisungen verwickelt. Die schamgetriebene Abwehr der eigenen Scheiternserfahrungen übersetzt sich in eine verstärkte Abgrenzung von den vermeintlich wirklich unwilligen Arbeitslosen. Dieses Einstimmen in diesen Abwertungsdiskurs stützt am Ende die vorherrschende symbolische Ordnung und reproduziert die sozialen Ungleichheitsstrukturen, denen die jungen Männer eigentlich zu entkommen versuchen.

Teilhabe- und Zugehörigkeitskonstruktionen junger Frauen als Adressatinnen von Jugendhilfe und Arbeitsvermittlung im Übergang von der Schule in die Berufsausbildung fokussiert die Forschungsarbeit von Júlia Wéber (2018). Vier, mithilfe der Grounded Theory-Methodologie (Strauss und Corbin 1996; Strübing 2008) rekonstruierte Übergangsverläufe bieten Einblicke in subjektive Deutungs- und Handlungsmöglichkeiten im prozesshaften Übergang unter Rückgriff auf ausgewählte Ansätze der Biographieforschung, der subjektorientierten Übergangsforschung sowie der Adoleszenz- und Anerkennungsforschung. Als zentrales Ergebnis der Studie wird der Übergang Schule-Arbeitswelt als institutionelle Reproduktionsinstanz existenzieller Gefährdungen ausgewiesen. Aus Adressat:innensicht werden förderliche Veränderungspotenziale rekonstruiert, die die Forderung eines konsequent durchgesetzten Adressat:innenbezugs empirisch begründen: Langfristig angelegte Arbeitsbündnisse können als Anerkennungsressourcen und soziale Orte von Kompetenzzaneignung den Erfolg institutioneller Interventionen inmitten komplexer Lebenslagen erhöhen, die auf Verwirklichung gesellschaftlicher Teilhabechancen und Menschenrechte zielen. Auch in den fortgeführten Diskursen zeigt sich heute, dass die Organisation von Erwerbsarbeit, die strukturell verankerte Einbeziehung der Perspektiven Arbeitnehmender sowie die (monetäre wie ideelle) Anerkennung von Arbeitsleistungen grundlegende Ausrichtungen demokratischer Gemeinwesen berühren. Ohne Erfahrungen von Partizipation und Anerkennung scheint Erwerbsarbeit als zentrale Vergesellschaftungsinstanz nicht tragfähig (Honneth 2023; Wimbauer und Motakef 2019).

An die zunächst durch Beiträge von Robert Castel und Klaus Dörre geprägte deutsche Debatte über Prekarisierung schloss sich eine wichtige Kritik an. In dieser Kritik wurde eine Schlagseite in der betonten Klage über die Krise des männlichen sog. Normalarbeitsverhältnisses herausgearbeitet (Castel und Dörre 2009; Hark und Völker 2010). Marko Perels (2020) hat im Sinne dieser Kritik ein ethnographisches Forschungsdesign mit Interviewerhebung realisiert, um die Dimensionen Geschlecht und Ethnizität in potenziellen Prekarisierungsprozessen zu rekonstruieren. Am Beispiel türkeistämmiger Migrant:innen geht er den Zwängen einer erwerbszentrierten Gesellschaft nach und arbeitet Konstruktionsprozesse der Ethnisierung und Vergeschlechtlichung heraus, in denen zudem Klassenlagen mitverhandelt werden. Die Befunde zeigen dabei im Sinne des

Intersektionalitätsparadigmas eigensinnige Selbst- aber auch Fremdzuschreibungen, die sich nicht nur als additive, negative Verstärkung einer Mehrfachdiskriminierung begreifen lassen.

Neben diesen jeweiligen Ergebnissen unserer Forschungsarbeiten war die Promotionsphase für uns eine Gelegenheit, nicht zuletzt über Möglichkeiten der Feldforschung und des Spracherwerbs Kompetenzen und Sensibilitäten für gesellschaftliche Konfliktodynamiken und Geschlechterverhältnisse zu entwickeln. Rückblickend erweist sich insbesondere das gewonnene Reflexionsvermögen über die subjektiven Wirkungen einer Vergesellschaftung in Erwerbsarbeit und den Anteil, den auch Wissenschaft an der Reproduktion gesellschaftlicher Ordnungen hat, für unsere Lehr- und Forschungsperspektiven als zentral und bereichernd (Perels und Wéber 2012).

Zusätzlich zu den abgeschlossenen Studien verdient der bereits zitierte Sammelband „Wechselverhältnisse im Wohlfahrtsstaat. Dynamiken gesellschaftlicher Justierungsprozesse“ (Bereswill et al. 2012) als frühes Ergebnis der Zusammenarbeit besondere Erwähnung. Der Band bietet eine theoretisch und empirisch fundierte Auseinandersetzung mit der transformationsbedingten Neujustierung der Rechte und Pflichten zwischen Subjekt und Staat im deutschen Wohlfahrtssystem resp. dem Aktivierungsparadigma. Die anhaltende Relevanz dieser Forschungsperspektive zeigt sich nicht zuletzt in der Fortsetzung der Debatten zum Bürgergeld bzw. zur Grundsicherung für Arbeitssuchende, die weiterhin politischen Dynamiken unterliegen.

4 Und jetzt? Vom Weiterwirken der *sensitizing concepts*

Die entstandenen Studien haben einen gemeinsamen zeitlichen Kern und können auf ihre Aktualität hin befragt werden. Begrifflichkeiten wie Prekarität und Prekarisierung, die damals die soziologische Debatte prägten, sind nicht mehr zentral. Und dennoch: Die Arbeiten haben insofern eine Aktualisierung erfahren und beweisen die Aktualität ihrer Analyse, als sich die behandelten Themen in ihrer Brisanz zugespitzt haben. Welche Aussagekraft haben die Studien gegenwärtig in einer um Erwerbsarbeit zentrierten Gesellschaft? Was bedeuten die Forschungsperspektiven und die mit ihnen erfolgte Sozialisation in den Wissenschaftsbetrieb für wissenschaftliche Deutungen angesichts der multiplen Krisen, mit denen wir aktuell konfrontiert sind? Nicht zuletzt in Bezug auf die Professionalisierung Sozialer Arbeit stellt sich die Frage, wie wir unsere Haltungen und Expertisen in eine zeitgemäße Forschung und Hochschulausbildung einfließen lassen.

Ohne allzu zeitdiagnostisch zu werden, wollen wir einige Verbindungslinien ansprechen und Fragen aufwerfen. Ein anhaltender Bezugspunkt besteht in den Weiterentwicklungen und Debatten zur Grundsicherung für Arbeitssuchende. Nach wie vor – und unserem Eindruck nach in zunehmendem Maße – wird rechtlich, politisch und institutionell legitime gesellschaftliche Teilhabe an Vergesellschaftung in Erwerbsarbeit geknüpft. Die Diskurse zur Nützlichkeit, aber auch die Akzeptanz punitiver Maßnahmen gegenüber vermeintlich Abweichenden haben offenbar eine breitere gesellschaftliche Basis bekommen (Mokros und Zick 2023). Beschäftigungsfelder wachsen, die nicht zuletzt aufgrund ihrer Prekarität einen Mangel an Arbeitskräften beklagen (BA 2023). Politisch erleben wir einen Rechtsruck, in dem autoritäre Haltungen und Praktiken Konjunktur haben und der die Profession der Sozialen Arbeit bereits erreicht (Gille und Jagusch 2019; Gille et al. 2022; Gille et al. 2022) – nicht nur in Deutschland. Individualisierende und personalisierende Deutungen sozialer Probleme sind europaweit verbreitet. Gleichzeitig erleben wir eine weit in die gesellschaftliche Mitte vorgedrungene Migrantisierung derselben. Diese Offensichtlichkeit der mit der kapitalistischen Vergesellschaftung einhergehenden Widersprüche und ihrer destruktiven Effekte lässt immer mehr Menschen aufhorchen. Doch während die Kritik am Kapitalismus allgegenwärtig ist, lässt sich gleichzeitig feststellen, dass sich diese Wirtschaftsform trotz ihrer offenkundigen Krisenhaftigkeit weiterhin ungebrochen reproduziert (Engelmann et al. 2024, S. 7).

Derzeit stehen wir vor einer Vielzahl von Krisen, die verschiedene Bereiche unseres Lebens betreffen und zunehmend destruktive sowie existenziell bedrohliche Auswirkungen haben. Steigende Mieten, Wohnungsnot, Pflegeengpässe und anhaltende Inflation führen zu einer wachsenden sozialen Ungleichheit und bringen immer mehr Menschen in Armut und Verschuldung (z. B. Spannagel und Brülle 2024; BMAS 2023; DPWG 2024). Auch die globalen Konflikte um Ressourcen, extreme Wetterereignisse und die Ausbreitung unbewohnbarer Regionen zeigen, dass die aktuelle Form des Wirtschaftens die Grundlagen ihrer eigenen Existenz gefährdet (Engelmann et al. 2024, S. 7). Diese Entwicklungen werden von autoritären und nationalistischen Bewegungen sowie Politiken, die auf militärische Abschreckung und nationale Abschottung setzen, begleitet. Angesichts dieser Krisen erleben wir eine gewisse Sprachlosigkeit von Wissenschaft, die luzide Analysen produziert, ohne sich spürbar auf die Gesellschaft auszuwirken. Wir erleben dies als eine Art beredtes Schweigen, in dem publiziert und geforscht wird, wobei sich die als problematisch beschriebene und aktiv so gestaltete gesellschaftliche Realität im beklagten Sinne gleichzeitig weiter entfaltet. Angesichts dessen fragen wir: Ist das zunehmende Arriviertsein im Wissenschaftsbetrieb (trotz all seiner prekären Untiefen) schon Teil eines Problems?

Selbstverständlich sind in die von uns erlebte Qualifikationsphase individuelle und vorgängige Haltungen eingegangen und diese hat nicht alles überschrieben. Und doch ist das eine prägende Lebensphase gewesen, die uns Handwerkszeug für die Gestaltung von Lehrveranstaltungen mit jungen Studierenden, Fachtagungen und Publikationsprojekten vermittelt hat. Zu diesem Handwerkszeug gehört eine Haltung der Rekonstruktion, die Anliegen und Perspektiven der Gegenüber ernst nimmt, stark an den Subjekten orientiert ist und es schafft, aus vermeintlichen theoretischen Gewissheiten herauszutreten. Soziale Arbeit in Ausbildung und Praxis hat für Forschung zu sozialer Ungleichheit ein Potenzial, auf das wir Studierende aufmerksam machen wollen und zu dem wir ermutigen. Was wir gelernt haben und weiter einüben, ist die Fähigkeit zur Übersetzungsarbeit sowie zur Auseinandersetzung mit multiplen Krisen und alternativen Zukunftsentwürfen jenseits von Dystopien. Auch bleibt die Gewissheit, dass wir noch viele Fragen haben.

Für die Möglichkeitsräume in der Promotionsphase und die aus diesen erwachsenen Erkenntnisse und Aufgaben bleiben wir Mechthild Bereswill dankbar.

Literatur

- Bereswill, Mechthild (2009): Antrag auf eine Nachwuchsforschergruppe. Thema: Ausgrenzungsrisiken junger Erwachsener im Übergang in die Arbeitsgesellschaft. Biographische Verarbeitungen – Institutionelle Interventionen. (unveröffentlicht)
- Bereswill, Mechthild/Figlestahler, Carmen/Haller, Lisa Yashodhara/Perels, Marko/Zahradnik, Franz (Hrsg.) (2012): Wechselverhältnisse im Wohlfahrtsstaat. Dynamiken gesellschaftlicher Justierungsprozesse. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- BMAS – Bundesministerium für Arbeit und Soziales (Hrsg.) (2023): Verteilungswirkungen der aktuellen Preisniveausteigerungen. Bonn: Forschungsinstitut zur Zukunft der Arbeit (IZA).
- BA – Bundesagentur für Arbeit (2023): Blickpunkt Arbeitsmarkt – Fachkräfteengpassanalyse 2022. Nürnberg: Bundesagentur für Arbeit. https://statistik.arbeitsagentur.de/SiteGlobals/Forms/Suche/Einzelheftsuche_Formular.html?jsessionid=D0993B2F875832F97ED0D702AC2492F2?nn=27096&topic_f=fachkraefte-engpassanalyse (05.04.2025).
- Castel, Robert/Dörre, Klaus (Hrsg.) (2009): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- DPWG – Deutscher Paritätischer Wohlfahrtsverband Gesamtverband e.V. (Hrsg.) (2024): Wohnen macht arm. Die Berücksichtigung von Wohnkosten macht ein bislang unsichtbares Ausmaß an Armut sichtbar. Berlin: DPWG. https://www.der-paritaetische.de/fileadmin/user_upload/Schwerpunkte/Wohnen/doc/Kurzexpertise_Wohnarmut_24_12_13.pdf (05.04.2025).
- Engelmann, Christina/Haller, Lisa Yashodhara/Haug, Franziska/Jansen, Max (2024): Geschlecht im krisenhaften Kapitalismus der Gegenwart. Zur Einleitung. In: Engelmann, Christina/Haller, Lisa Yashodhara (Hrsg.): Materialistischer Feminismus – Gegenwartsanalysen zu Geschlecht im Kapitalismus. Frankfurt a. M./New York: Campus, S. 7–23.

- Figlesthaller, Carmen (2018): Bloß keine Lücke im Lebenslauf. Institutionelle Interventionen und Ausgrenzungsrisiken im Übergang in Arbeit aus Perspektive junger Erwachsener. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Figlesthaller, Carmen/Haller, Lisa Yashodhara/Perels, Marko Tapio/ Wéber, Júlia/Zahradnik, Franz/Bereswill, Mechthild (2015): Subjektive Verarbeitungen von Aktivierung in prekären Lebenslagen. In: Soziale Passagen, 7.Jg., H. 2, S. 369–378.
- Gille, Christoph/Jagusch, Birgit (2019): Die Neue Rechte in der Sozialen Arbeit in NRW. Exemplarische Analysen. Düsseldorf: Forschungsinstitut für gesellschaftliche Weiterentwicklung.
- Gille, Christoph/Jagusch, Birgit/ Chehata, Yasmine (Hrsg.) (2022): Die extreme Rechte in der Sozialen Arbeit. Grundlagen, Arbeitsfelder, Handlungsmöglichkeiten. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Gille, Christoph/Krüger, Christine/Wéber, Júlia (2022): Einflussnahmen der extremen Rechten. Herausforderung für die Soziale Arbeit in Mecklenburg-Vorpommern. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Haller, Lisa Yashodhara (2018): Elternschaft im Kapitalismus – Staatliche Einflussfaktoren auf die Arbeitsteilung junger Eltern. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Hark, Sabine/Völker, Susanne (2010): Feministische Perspektiven auf Prekarisierung. Ein „Aufstand auf der Ebene der Ontologie“. In: Manske, Alexandra/Pühl, Katharina (Hrsg.): Prekarisierung zwischen Anomie und Normalisierung. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 26–47.
- Honneth, Axel (2023): Der arbeitende Souverän. Eine normative Theorie der Arbeit. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kronauer, Martin (2006): „Exklusion“ als Kategorie der kritischen Gesellschaftsanalyse. Vorschläge für eine anstehende Debatte. In: Bude, Heinz/Willisch, Andreas (Hrsg.): Das Problem der Exklusion: Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige. Hamburg: Hamburger edition, S. 27–45.
- Lessenich, Stephan (2008): Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus. Bielefeld: transcript.
- Mokros, Nico; Zick, Andreas (2023): Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit zwischen Krisen- und Konfliktbewältigung. In: Zick, Andreas/Küpper, Beate/Mokros, Nico (Hrsg.): Die distanzierte Mitte. Rechtsextreme und demokratiegefährdende Einstellungen in Deutschland 2022/23. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung, S. 149–184.
- Perels, Marko Tapio (2020): Prekarisierung im Lebenszusammenhang. Potenziale der deutsch-türkischen Einwanderungsgesellschaft. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Perels, Marko/Wéber, Júlia (2012): Erwerbsarbeit als Vergesellschaftungsinstanz in Zeiten ihrer Prekarisierung. Zur Notwendigkeit einer die Erwerbszentriertheit reflektierenden Sozialforschung. In: Bereswill, Mechthild/Figlesthaller, Carmen/Haller, Lisa/Perels, Marko/Zahradnik, Franz (Hrsg.) (2012): Wechselverhältnisse im Wohlfahrtsstaat. Dynamiken gesellschaftlicher Justierungsprozesse. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 137–157.
- Pohl, Axel/Stauber, Barbara/Walther, Andreas (Hrsg.) (2011): Jugend als Akteurin sozialen Wandels. Veränderte Übergangsverläufe, strukturelle Barrieren und Bewältigungsstrategien. Weinheim: Juventa.
- Solga, Heike (2005): Ohne Abschluss in die Bildungsgesellschaft. Die Erwerbschancen gering qualifizierter Personen aus soziologischer und ökonomischer Perspektive. Opladen/Toronto: Barbara Budrich.

- Spannagel, Dorothee/Brülle, Jan (2024): Ungleiche Teilhabe: Marginalisierte Arme – verunsicherte Mitte. WSI-Verteilungsbericht 2024. WSI-Report Nr. 98.
- Stauber, Barbara/Walther, Andreas (2004): Übergangsforschung aus soziologischer Sicht. In: Schumacher, Eva (Hrsg.): Übergänge in Bildung und Ausbildung. Gesellschaftliche, subjektive und pädagogische Relevanzen. Bad Heilbrunn/OBB., S. 47–68.
- Strauss, Anselm L./Corbin, Juliet M. (1996): Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz.
- Strübing, Jörg (2008): Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung. 2. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Weber, Júlia (2018): Zugehörigkeit und Teilhabe junger Frauen im Übergang in die Arbeitswelt. Institutionelle Interventionen der Jugendhilfe und Arbeitsvermittlung aus Adressatinnen-Sicht. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich.
- Wimbauer, Christine/Motakef, Mona (2019): Nicht-/Anerkennung im Lebenszusammenhang prekär Beschäftigter ohne Paarbeziehung: Kompensation oder Kumulation von Anerkennungsdefiziten? In: Zeitschrift für Soziologie, vol. 48, no. 5-6/2019, S. 453-470. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2019-0031>
- Zahradnik, Franz (2018): Junge arbeitslose Männer in der Sanktionsspirale. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Bildungsarbeit: Feministische Bewegung, politische und künstlerische Bildung | In- terdisziplinäre Lehre und Zusammenarbeit

„Selbst- und Fremdverstehen zwischen Krisen und Routinen“. Über die Schwierigkeit des Verstehens in der Supervision

Monika Maaßen

„Das Begriffspaar Selbst- und Fremdverstehen im Titel des vorliegenden Beitrags verweist darauf, dass wir als Menschen grundlegend auf ein Gegenüber angewiesen sind, um uns selbst wahrzunehmen. Selbst- und Fremdverstehen ist eine ständige Wechselbeziehung von eigenen und fremden Erwartungen und Erwartungsunterstellungen, gegenseitigen Versicherungen und Irritationen. Subjektivität ist das Ergebnis von Intersubjektivität, und Verstehen beinhaltet die Fähigkeit zum Perspektivwechsel. Nur dann bleiben Fremdes und Vertrautes in Bewegung und werden nicht eingefroren und auf stereotype Zuschreibungen reduziert.“ (Bereswill 2022, S. 4)

Verstehen zu wollen ist eine Selbstverständlichkeit in der Supervision, Selbst- und Fremdverstehen sind wichtige Kategorien in der supervisorischen Arbeit. Sie rücken den Blick auf die Haltung der Supervisor:in und die Inhalte der Arbeit zwischen Krisen und Routinen. Das vorangestellte Zitat aus dem Vortrag von Mechthild Bereswill und der Titel ihres Vortrages „Selbst- und Fremdverstehen zwischen Krisen und Routinen“ haben mich dazu angeregt, innezuhalten und meine eigene beraterische Ausrichtung zu betrachten.¹ Dabei erlaube ich mir, zu Beginn meiner

¹Den Vortrag hat Mechthild Bereswill im Rahmen der 15. FiS-Supervisionstage 2022 in Münster vor Supervisor:innen, Berater:innen und Therapeut:innen gehalten. Der Titel der Tagung lautete: „Das Fremde im Vertrauten. Innere und äußere Verunsicherung in Supervision und Beratung“. Die Beschäftigung mit sozialwissenschaftlichen Themen ist immer ein Element dieser Fachtagung.

M. Maaßen (✉)
Münster, Deutschland
E-Mail: maassen@beratung-muenster.com

Gedanken Persönliches voranzustellen, das ich mit Mechthild Bereswill verbinde: ein lustvolles Nachdenken, nicht urteilendes und freies Assoziieren über Themen und Begriffe.

Mitte der 1980er-Jahre haben wir uns kennengelernt. Wir beide arbeiteten als Honorarmitarbeiterinnen in einer Heimvolkshochschule. Unsere Kursgruppen waren junge Frauen aus der Krankenpflege oder dem Erziehungsbereich, aber auch junge Mädchen und Frauen aus Berufsgrundschul- und Berufsvorbereitungsjahren, die vorwiegend schwierige soziale und schulische Entwicklungen hinter sich hatten. Wir waren beide beteiligt an Diskussionen über feministische Bildungsarbeit, versuchten Methoden einzusetzen, die einen Zugang zum Denken und Handeln anbieten, um die Polarisierungen innerhalb der Geschlechterfragen zu verstehen. Dies erwähne ich, weil wir zu dieser Zeit in unseren eigenen Entwicklungen schon sehr darauf fokussiert waren, den eigenen, subjektiven Zugang und unsere eigenen Verwicklungen im Blick zu halten. Fragen von Machterleben, auch im Rahmen der Kursarbeit, Abhängigkeiten von Entscheider:innen, die darüber entschieden, welche Honorarmitarbeiter:in eingeladen wurde, versuchten wir zu verstehen und zu reflektieren. Der Versuch, einen institutionellen Konflikt zu lösen, endete in unserer Entlassung – aber geblieben ist uns beiden seither ein freundschaftliches Band. Vor dem Hintergrund des persönlichen Erlebens haben sich durch lange Diskussionen mit Mechthild Bereswill auch immer Bezüge zu gesellschaftlichen und organisatorischen Aspekten formulieren lassen. Die persönliche Entwicklung, das Interesse an Gruppen- und Organisationsdynamik, Psychoanalyse und Sozialwissenschaften war zwar schon da, durch die gemeinsame Praxis wurde sie lebendig.

Die Aussage von Hannah Arendt „Ich will verstehen“ und ihre Gedanken, dieses Vorhaben als Herausforderung anzunehmen, haben mich ebenso angeregt. Ihr Ansatz, dass immer auch andere umfassende Aspekte einzubeziehen sind, öffnet den Blick für andere Perspektiven und Konzepte (Arendt 2005). Durch meine berufliche Entwicklung als Supervisorin, Trainerin für Gruppen- und Organisationsdynamik und Beraterin erlebe ich das Verstehen als eine wesentliche Aufgabe. Was verstehe ich von dem, was mir berichtet wird? Wann lässt sich von Verstehen sprechen? Somit ist dieser Beitrag auch eine persönliche Auseinandersetzung. Angemerkt sei, dass ich selbst in einem Institut ausgebildet wurde, bei dem die Ausbildung auf Psychoanalyse, Gruppendynamik und Sozialpsychologie basiert. Seit einigen Jahren bin ich dort selbst lehrend tätig.

Schon diese kurze Einleitung macht deutlich, dass das Verstehen auf das Gegenüber angewiesen ist. In welchem beruflichen, gesellschaftlichen und privaten Kontext und durch welche auch politischen und gesellschaftlichen Bedingungen wird es beeinflusst? Mit welchem Interesse bewegt sich nun eine Beraterin in diesem Prozess und welche Bedeutung hat dabei das eigene Selbst?

1 Verstehen im Supervisionsprozess

Die Suche nach einer Supervision und die Entscheidung für eine professionelle Begleitung gehen häufig einher mit Situationen des Nicht-mehr-Verstehens. Konflikte spitzen sich zu und entwickeln sich zuweilen zu Krisen im beruflichen und privaten Leben. So ist eventuell die bisher sichernde Routine nicht mehr erkennbar. Das Zweifeln an der eigenen Kompetenz und den bisher erfolgreichen Strategien versetzt in eine Krise, die die Selbstwirksamkeit nicht mehr erlebbar macht. Für die Beratenden impliziert die Entscheidung von Ratsuchenden für eine Supervision oder ein Coaching die Vermutung, dass jemand den Anlass für die Krise verstehen möchte. Dabei wird von einem Konsens ausgegangen, dass auch die ratsuchende Person der Vorstellung folgt: Wenn ich etwas verstehe, ist ein Ansatz der Veränderung oder Entscheidung möglich. Diese Annahme kann sich jedoch auch als Irrtum erweisen.

Verstehen geschieht über eine Szene, die die Ratsuchenden schildern und durch die Beobachtungen, Interpretationen und subjektive Beobachtungen formuliert werden. Das *Szenische Verstehen* ist eine auf mehrere Ebenen bezogene Form des Zuhörens, das die Ausführungen untersuchen hilft. Eine solche Weiterentwicklung des Verstehensprozesses hilft im Beratungsbereich, den unbewussten und hilfreichen Aussagen näher zu kommen. Dabei geht es nicht um eine vorschnelle Deutung. Vielmehr kommt es darauf an, die Aufmerksamkeit zu schulen, auf Lücken, das Ungesagte zu achten und die Resonanzen der Beteiligten zu erschließen. Eine Facette des supervisorischen Prozesses ist verstehen zu wollen, was dahintersteht, und sich mit auch unbewussten Anteilen zu beschäftigen. Dazu braucht es neben der Furcht vor dem Unbekannten und Fremden, dem vielleicht auch Unangenehmen auch die Lust am Erleben und Verstehen. Die Erfahrung zeigt, dass ein gemeinsamer Prozess auf diesem Weg durch die beidseitige Resonanz hilfreich ist. Von Supervisor:innen wird erwartet, dass sie Expert:innen des Verstehens sind. Es bleibt aber eher der Versuch, das Gegenüber zu verstehen und die eigenen Interpretationen und Vorstellungen zu (er)kennen und zurückzustellen. Es geht darum, die Übertragungen zu entschlüsseln und die eigenen Gegenübertragungen zu nutzen und das bisher nicht Reflektierte sichtbar und beschreibbar zu machen.

Können wir von einer gemeinsamen Wirklichkeit sprechen? Es gibt gemeinsame Vorstellungen von Realität, wenn es z. B. um zeitliche Vereinbarungen wie die Uhrzeit geht. Zweifelt jemand diese kulturellen Vorstellungen an, gibt es kaum eine Möglichkeit sich miteinander zu einem Gespräch verabreden zu können. Eine Diskussion darüber findet im interkulturellen Arbeiten statt. So wurde bei z. B. bei einem Beratungsauftrag im Kosovo, zu dem Kolleg:innen aus Deutschland ein-

geladen waren, der Beginn der Supervision eine Stunde früher angegeben, um sicher zu sein, dass dann auch alle „pünktlich“ vor Ort waren. Diese Vorgehensweise wurde uns erst später mit Schmunzeln erzählt, wir hatten es nicht gemerkt, weil wir nicht Albanisch sprachen und die Gespräche über die „merkwürdige“ Anfangszeit nicht mit uns geführt wurden.

Die Notwendigkeit einer gemeinsamen Realitätsvorstellung gilt auch für berufliche Diskussionen und gesellschaftliches und politisches Handeln. Das Ringen darum und auch bei Kontroversen und Unterschiedlichkeiten eine Haltung zu entwickeln und im Gespräch zu bleiben, ermöglicht, die gegenseitige Position zu erörtern und zu verstehen. Folge ich mit Mechthild Bereswill den Ausführungen von Alfred Schütz, entsteht darüber ein „Näherungsverhältnis“ (Bereswill 2022, S. 4). Es geht im Beratungskontext auch darum, den „subjektiven Sinn“ zu entschlüsseln, den die Erzähler:in ihren Ausführungen hinterlegt. Diese Entschlüsselung bleibt jedoch eingeschränkt, weil die Zuhörer:in ihren eigenen Sinn zum Verstehen nutzt. „Deshalb bezeichnet Schütz subjektiven Sinn als einen „Limesbegriff“, also als einen Grenzwertbegriff. Unsere Gewissheit, sich wechselseitig gut und richtig zu verstehen, beruht demnach auf typisiertem Wissen über soziale Zusammenhänge, über die Erwartungen anderer und über gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen“ (Bereswill 2022, S. 5). So befinden wir uns in der Position der Beratenden ständig an einer Grenze, die wir als Grenzgänger:innen immer wieder neu definieren müssen. Das erfordert eine Bereitschaft, das Prozesshafte und Verändernde zu akzeptieren (Zimmer-Leinfelder 2016). Mechthild Bereswill verweist in ihrem Vortrag auf Gesellschaftstheorien und beschreibt, dass solche Ordnungsvorstellungen tradiert werden, sowohl durch institutionelle Vorgaben und als auch durch die intergenerationale Weitergabe von Verhaltensweisen.

Was bedeutet das Wissen um das begrenzte Verstehen für einen Beratungsprozess und die Rolle der Supervisor:innen? Sicherlich gehen wir davon aus, dass es uns bewusst ist. Und trotzdem wird in der eigenen reflektierenden Arbeit in der Kollegialen Supervision, der Balint-Gruppenarbeit oder der Kontrollsupervision immer wieder deutlich, dass neue Aspekte und Facetten auftreten. Der kollegiale Austausch schärft die eigene Wahrnehmung, auch wenn der Prozess manchmal schmerzhaft ist oder gerade deshalb. Es ist im Rahmen supervisorischer Arbeit wichtig, die eigene Reflexionsfähigkeit zu entwickeln, zu nutzen und das eigene Tun zu beleuchten. Introspektion soll ebenfalls verstärkt als Instrument des Verstehens genutzt werden. Diese Kompetenzen haben Supervisor:innen im Rahmen ihrer eigenen Aus- und Weiterbildung weiterentwickelt und nutzen sie als wichtige Überprüfung und Sicherung der Arbeit. Die eigene Person, das Empfinden, Wissen, sowie die Kompetenz, auf eine geschilderte Szene oder Situation eingehen zu

können, werden als Resonanz zur Verfügung gestellt. Diese Fähigkeiten sind in der Beratungsarbeit die wichtigsten Arbeitsinstrumente. Die Entwicklung während des Lernprozesses geht über die Rolle und Haltung hinaus und über in die Entwicklung eines supervisorischen Habitus. Dieser drückt sich durch eine tiefgreifende reflexive Kompetenz aus.

Die Ausbildung zur Supervisor:in oder zum Coach setzt in der Regel erst nach einer Zeit der beruflichen Entwicklung und Kompetenzaneignung ein. Sowohl durch die persönliche als auch die professionelle Entwicklung gibt es viel Erfahrung und eine Fülle von Handlungsstrategien. Alle Lernenden haben bereits vor der neuen zu erlernenden Rolle andere professionelle Rollen oder Haltungen entwickelt. Hier die Balance zu halten, einerseits bereits Erlerntes in Frage zu stellen und andererseits zu erkennen, dass es noch eine weitere Entwicklung gibt, lässt auch Lernende oft nur durch eigene Krisen einen professionellen Habitus entwickeln. Dazu braucht es Ausbilder: innen, Lernorte und Prozesse, die das Verarbeiten und Einordnen ermöglichen und unterstützen. Die Lehrenden können dabei wichtige Beispiele als ein Gegenüber und Modell sein.

Das Verstehen mit all den eigenen Bildern, die Absicht, die Bilder der anderen zu entschlüsseln, ist eine grundlegende Bedingung. So wird die vielfach beschriebene individuelle Überforderung durch die Pandemie, die Katastrophen, die schrecklichen Kriege und die scheinbare Unversöhnlichkeit bei politischen Kontroversen in das Verstehen eines jeden Menschen integriert. Hier eine Übersetzung vom Eigenen zum Politischen herzustellen und den Hoffnungen von Ratsuchenden gegenüberstehen zu können, braucht eine Zustimmung dafür, dass Überforderung ausgedrückt und besprochen werden kann. Aber die jeweilige Unterschiedlichkeit im Umgang damit bleibt zu würdigen. So stellt sich in einer Teamsupervision z. B. die Frage, ob ausführlich auch über die Ängste der Berater:innen und Betreuer:innen gesprochen werden darf, denn diese Themen haben für sie ebenfalls eine Bedeutung und der Umgang damit könnte auch als Modell dienen.

Als Berater:innen sind wir dazu angehalten, im Ringen um das Verstehen unsere verschiedenen erworbenen Kenntnisse zu nutzen, das Wissen darüber zu nutzen, dass es nie einen endgültigen Konsens über das Verstehen gibt, und eine ständige Annäherung herzustellen. Sich dem Gedanken und emotionalen Erleben zu stellen, dass es sich um eine Annäherung handelt und diese nur vorläufig sein kann, eröffnet eine Weite des Verstehensraums. Diese Weite kann sich zunächst auch unkomfortabel anfühlen. Sich dem noch Fremden in der Weite zu stellen, geht möglicherweise einher mit einem Zweifeln an der Sicherheit. Doch gerade ein solcher Prozess fördert die Annäherung.

2 Die Praxis digitaler Beratung und Supervision

Ein Beispiel des Verstehens im Vortrag von Mechthild Bereswill bezog sich auf den Einsatz digitaler Formate an der Hochschule. Die Bedingungen der Corona-Pandemie haben diesen Einsatz vorangetrieben. Diese Entwicklung fand auch im Beratungsbereich statt. Hatten wir vorher nur wenige mit solchen Formaten gearbeitet, meist im Bereich international tätiger Firmen oder z. B. Hilfsorganisationen, wurde nun eine zügige Umsetzung notwendig. Die Diskussionen über eine Digitalisierung der Beratung führen oft eher zu Spaltung und Polarisierung zwischen den Anbietenden. Beispielhaft nehme ich diese Auseinandersetzung auch in meiner Beratungspraxis auf. Die Überlegungen und Klärungen sind noch lange nicht abgeschlossen und bleiben nur in Andeutungen und bei dem Hinweis, dass Ältere eben nicht bereit wären, mit den neuen Medien zu arbeiten (Grawe 2021).

Im Bereich der Supervision und Beratung war die digitale Umsetzung zunächst hilfreich, da sonst Beratungsprozesse hätten unter- oder abgebrochen werden müssen. Der persönliche Kontakt war nicht mehr erlaubt – vor allem in Bereichen, in denen mit vulnerablen Gruppen gearbeitet wurde. Meine eigenen Erfahrungen aus früherer Berufstätigkeit bezogen sich überwiegend auf Chat- und Online-Beratung. Entsprechend gehe ich davon aus, dass die Online-Beratung und -Supervision zunächst meinen Verstehensraum verkleinert, ihn zumindest verändert. Die *digitale Szene* fordert mich heraus, meine bisherige Arbeitsweise zu beleuchten und aufzunehmen, welche Erfahrungen andere machen. Für mich reduziert sich die Diskussion nicht – wie oft formuliert – auf einen Unterschied des technischen Verständnisses der Generationen. Vielmehr geht es mir um die Bedeutung der Räume des Verstehens, die im Laufe der Professionalisierung, der Entwicklung eines supervisorischen Habitus wichtig sind.

Seit über 10 Jahren bin ich nun eingebunden in die Weiterbildung von Supervisor:innen. Hier wurden besondere Herausforderungen deutlich: Wodurch erwirbt eine Teilnehmer:in eine supervisorische Haltung bzw. was trägt zum Erwerb des supervisorischen Habitus bei? Unsere Unsicherheit in der Weiterbildung war, ob sich dies auch digital vermitteln lässt. Bernadette Grawe, die sich ausführlich mit dem Habitusbegriff im supervisorischen Kontext befasst, verweist auf Bourdieu, der Habitus als „innere Disposition des Habitus differenziert in Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata“ beschreibt. „Die Wahrnehmungsschemata strukturieren die alltägliche Wahrnehmung der Welt, es ist der sinnliche, sensuelle Aspekt der praktischen Erkenntnis. Zu den Denkschemata gehören Alltagstheorien und die Muster, mit denen die Akteure ihre Welt kognitiv wahrnehmen, interpretieren und einordnen – eine bestimmte Denk- und Reflexionsrichtung – aber auch die impliziten ethischen Normen zur Beurteilung gesellschaftlicher Handlungen“ (Grawe 2017, S. 4).

Wolfgang Dinger verweist darauf, dass es hier um einen Transferprozess geht, in dem für die Lernenden Übungsräume erforderlich sind, „in denen ungeeignete Habitualisierungen aufgebrochen werden und das Hergebrachte neu gerahmt wird“ (Dinger 2024, S. 58). So kann dies etwa bedeuten, umzulernen von einer schnellen Handlungs- und Lösungsorientierung zu einer Verlangsamung, in der das Verstehen Zeit braucht. Der eigene, vielleicht irritierende „Transfer“ braucht Gelassenheit und Vertrauen in Veränderungsprozesse. Die Entwicklungsprozesse verlangen also Entwicklungs- und Zeiträume sowie Modelle. Dann stellt sich die Frage, unter welchen Bedingungen sich dies realisieren lässt.

Zwischen 2020 und 2022 mussten aufgrund gesetzlicher Regelungen, Vorgaben von Arbeitgeber:innen oder persönlicher Bedenken Formate geändert werden: So wurden Angebote in Präsenz auf digitale Formate angepasst. Dies alles, um die Weiterbildung nicht zu lange zu unterbrechen und dort laufende Prozesse weiterzuführen. Eine Kraftanstrengung für alle betroffenen Personen.

Das Einfühlen in die subjektiv erlebte Situation im digitalen Raum und die Umsetzung der gesetzlichen Vorgaben für Supervision und Weiterbildung zu beachten und dafür durchführbare Angebote zu entwickeln, hat zu vielen Missverständnissen und Hindernissen geführt. In unserem Institut konnten wir mit diversen Formen – in Präsenz, nur digital, hybrid – die Kursarbeit durchführen. Die begleitenden Lehr-Supervisor:innen arbeiteten je nach äußeren Bedingungen digital, konnten die Einzelkontakte nach Möglichkeit auch in Präsenz anbieten. Die Teilnehmenden der Weiterbildung führten auch mit beiden Möglichkeiten die Prozesse weiter. In der Auswertung zum Ende der Weiterbildung war ein Konsens, dass das Bemühen um Weiterführung durch die Verantwortlichen Sicherheit gegeben hat und sowohl zur individuellen Stärkung als auch zur Entwicklung der eigenen Haltung beigetragen hat (Maaßen 2021).

Dies liegt nun hinter uns, und was haben wir verstanden? Kolleg:innen haben Angebote entwickelt, und Supervisor:innen werden vertraut gemacht mit dem digitalen Angebot. So führt uns die Diskussion dahin, dass es nicht mehr die Ausnahme ist, sondern als gleichwertiges Format angeboten wird. Ich bevorzuge jedoch nach wie vor die Präsenz. Dazu eine kurze Beschreibung meines Prozesses: Meine beraterische Entwicklung hat immer in Präsenz stattgefunden, und ich habe durch die physische Präsenz meiner Lehrer:innen eine Haltung entwickelt, die es erfordert, mich auf mein Gegenüber einzulassen und die spürbare Beziehung für den supervisorischen Prozess zu nutzen: Das Kommen, die Begrüßung, das noch informelle Begrüßungsritual, die Körperhaltung beim Gespräch etc. Das Wichtigste ist aber meine Resonanz und die meines Gegenübers. Worauf reagieren wir, Mimik, Gestik, Stimmlage? Wann lenkt uns was ab? Oder was ermüdet wen? Fühlbare Momente, die in jeder Sitzung auftreten. Wir sitzen in einem Raum, werden

vielleicht vom selben Geräusch abgelenkt, reagieren auf die Temperatur. Wichtig auch: ich sehe mein Gegenüber in Gänze, und auch das löst wiederum etwas in mir aus. Auch meine eigene Kleidung ist dem Beratungsanlass angepasst.

Ebenfalls in Präsenz nutze ich meine eigene Beratung: meine Kontroll-supervisorin weist mich als Analytikerin auf andere Facetten hin, reagiert auf meine Beschreibung des Kontakts und der Beziehung. Die Kolleg:innen in der Balint-Gruppe thematisieren ergänzend ihre Wahrnehmungen, die sich aus der beschriebenen Szene ergeben. Gerade dort erweist sich die subjektive Wahrnehmung als hilfreich für verschiedene Verstehenszugänge. Gelingt das Verstehen, lässt sich dies wieder zurück in die Ursprungssituation bringen, und die Supervisor:innen erhalten im günstigen Fall einen weiteren Eindruck, wie sich die Supervisor:in ebenfalls der Szene nähert. So wird es eine Herausforderung zu verstehen, für wen welches Lernformat das richtige ist und was es für Angebote geben muss, damit bestimmte Voraussetzungen, die wir als gegeben ansehen, auch umgesetzt werden können. Dadurch wird auch die Frage relevant, wer definiert und bestimmt: das jeweilige Ausbildungsinstitut, der Markt, der Fachverband? Und das ist wieder eine neue Facette der Frage danach, was wir dazu bisher verstanden haben.

3 Ein Ausblick

Supervisions- und Beratungsprozesse können zu einem krisenhaften Erleben führen. Bisher sichernde, feste und als grundlegend wahrgenommene Fähigkeiten werden dabei in Frage gestellt, und sollen es auch. Aufgrund solcher Spannungsprozesse gelingt es, z. B. im Beratungsprozess eine sogenannte vorläufige „Diagnose“ zu erstellen und eine weitere Vorgehensweise zu entwickeln. Es können Fragen geklärt werden, die die Grenzen verdeutlichen und das eigene Verstehen reflektieren. „Man könnte auch sagen, Supervision erfordert, (mindestens) zweimal nachzudenken“ (Dinger 2024, S. 58). Eine fördernde Anleitung zu einem ‚Vom Entweder-Oder zum Sowohl-als-Auch‘ in der Aus- und Weiterbildung wie auch in der Begleitung der langjährigen Praxis kann spannungsreiche oder als krisenhaft erlebte Momente gut unterstützen.

Für Supervisor:innen wird zudem deutlich, wie anregend die Konfrontation und Beschäftigung mit sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen ist. Eine Einengung auf das bisher Gelernte oder die vertraute Theorie schränkt ein. Oder: um es in der Worten von Mechthild Bereswill zu sagen:

„Setzt Verstehen hingegen bei der Introspektion und den subjektiven Reaktionen von Menschen an, verschiebt sich der Fokus und Subjektivität, besser gesagt intra- und intersubjektives Konflikterleben, wird zum Ausgangspunkt der Entschlüsselung von

Unverständlichem. Fremdverstehen setzt demnach Selbstbeobachtung und Selbstreflexion voraus. Verstehen ist auch aus dieser Perspektive ein Näherungsprozess – das gilt für die Grenzen des Selbst- wie für die des Fremdverstehens“ (Bereswill 2022, S. 7).

Literatur

- Arendt, Hannah (2005): Ich will verstehen. Selbstauskünfte zu Leben und Werk. Hrsg. von Ursula Ludz. München: Piper.
- Bereswill, Mechthild (2022): Selbst- und Fremdverstehen zwischen Krisen und Routinen. In: FiS-Newsletter, Nr. 20, <https://fis-supervision.de/fis-tage-2022/selbst-und-fremdverstehen-zwischen-krisen-und-routinen/> (Abfrage: 06.01.25).
- Dinger, Wolfgang (2024): „You can transfer to...“ Identität, Kompetenz, Habitus. In: supervision. Zeitschrift für Beraterinnen und Berater. 42. Jg., H. 1., S. 56–58.
- Grawe, Bernadette (2017): Aspekte der Habitus-Entwicklung im Kontext einer Supervision. In: FiS-Newsletter, Nr. 11, https://fis-supervision.de/wp-content/uploads/2017/10/n11_grawe.pdf (Abfrage: 06.01.25).
- Grawe, Bernadette (2021): Online-Supervision. Eine Annäherung. In: FiS Newsletter 19 <https://fis-supervision.de/19-newsletter-dez-2021/bernadette-grawe-online-supervision/> (Abfrage: 06.01.25)
- Maaßen, Monika (2021): Keine Zeit zur Reflektion. In: FiS-Newsletter 19 <https://fis-supervision.de/19-newsletter-dez-2021/monika-maassen-keine-zeit-zur-reflektion/> (Abfrage: 06.01.25).
- Zimmer-Leinfelder, Inge (2016): Die Supervisorin als Grenzgängerin. In: FiS-Newsletter Nr. 9 <http://www.fis-supervision.de/wp-content/uploads/2016/10/zimmer-10-2016.pdf> (Abfrage: 06.01.25).

Wie Jugendliche zeitgenössischen Tanz wahrnehmen – vignettengeleitete Perspektiven auf Tanzrezeption

Verena Freytag

Ins Theater zu gehen und sich eine Tanz-Performance anzuschauen, kann aufregend sein. Man ist fasziniert von den virtuoson Bewegungen der Tänzer:innen, von den waghalsigen Sprüngen, Drehungen. Man ist berührt von zarten, stillen Momenten, wenn zwei Tanzende ein Duett tanzen, man ist mitgerissen von einer dynamischen Musik oder irritiert von eigenartig, verzerrten Körper-Posen. Vielleicht ist man genervt, von der Sitznachbarin, die ständig mit den Beinen wippt oder wundert sich, warum ein Besucher, eine Reihe vor einem, anfängt zu kichern. Vielleicht bin ich erschüttert, weil ein Tänzer sich wild auf den Boden wirft und ich mir vorstelle, dass das doch weh tun muss. Womöglich finde ich es viel zu warm und zu stickig im Theater oder habe Hunger und frage mich, wann das Stück zu Ende ist. Oder ich sehe eine Tanzszene, die mich nicht mehr loslässt und über die ich noch Tage später nachdenke. In dem Kasseler Forschungsprojekt *Watchin' Dance* geht es genau um solche Erlebnisse. Es geht darum, wie Jugendliche (zeitgenössischen) Tanz an Bühnen aufnehmen, wahrnehmen. Unmittelbar beim Theaterbesuch, aber auch darüber hinaus, in der Reflexion, im Nachsinnen und im kommunikativen Austausch. *Watchin' Dance* ist ein interdisziplinäres Forschungsprojekt zur Tanzrezeption von Jugendlichen am Institut für Musik der Universität Kassel. Beteiligt sind die Fachgebiete Ästhetische Bildung und Musikpädagogik. Projektziel ist es, individuelle Erlebnisqualitäten bei der Rezeption von zeitgenössischem Tanz zu identifizieren (Freytag et al. 2024). Das Projekt wid-

V. Freytag (✉)
Universität Kassel, Kassel, Deutschland
E-Mail: freytag@uni-kassel.de

met sich damit einem Desiderat in der kulturellen Bildungsforschung. Hier lag in den vergangenen Jahren der Fokus auf dem gestalterisch-kreativen Tun und der Tanzvermittlung (Ludwig und Thomsen 2020; Neuber et al. 2020). Die Sicht auf die Rezeption von Tanz ist dagegen bislang unbeachtet. Dabei geht es in dem Projekt *Watchin' Dance* nicht um Rezeption von Tanz im Sinne einer breit angelegten Publikumsforschung, sondern um eine mikroanalytische Perspektive. Folgende Forschungsfragen sind leitend: welche Rezeptionsmodi und Rezeptionsweisen zeigen Jugendliche, wenn sie ein Tanztheaterstück anschauen? Wodurch werden sie bei der Tanzrezeption angesprochen bzw. irritiert (z. B. Bewegungsformen, musikalische Aspekte, Inszenierung)? Welche Rolle spielt die Musik? Ziel ist es, aus Erlebnisdimensionen bei der Tanzrezeption Bildungspotenziale für junges Publikum abzuleiten. Dabei stellt sich auch die Frage, wie man sich forschungsmethodisch der Situativität von Aufführungssituationen aus Perspektive der Zuschauer:innen überhaupt annähern kann: „Während (...) für andere Veranstaltungen, beispielsweise des Sports, Zuschauer:innen-Befragungen gängig sind, hat sich die Theater- und Tanzforschung mit einem empirischen Methodenzugang zur Publikumsforschung bislang schwergetan“ (Klein 2019, S. 321).

Das Projekt *Watchin' Dance* ist als Mixed-Method-Studie konzipiert, wobei qualitative Interviews mit Vignetten trianguliert werden. Dafür besuchten Forscher:innen gemeinsam mit Schüler:innen Tanztheateraufführungen am Staatstheater Kassel. Die Jugendlichen waren zu dem Zeitpunkt der Datenerhebung zwischen 16 und 18 Jahre alt und besuchten Stufe elf eines Oberstufengymnasiums bzw. eine zehnte Klasse einer Gesamtschule. Nach dem Besuch der Tanzaufführung wurden mit den Jugendlichen Interviews durchgeführt. Außerdem wurde die Methode der phänomenologisch orientierten Vignettenforschung genutzt. Hierfür wurden – wie noch genauer dargestellt wird – im Anschluss an einen Tanztheaterbesuch von den Forscher:innen Schriftvignetten verfasst. Da der Einsatz von phänomenologischen Vignetten innerhalb der kulturellen Bildungsforschung bislang kaum genutzt ist, wird in dem vorliegenden Beitrag der Fokus auf diese Methode gelegt.

Der Beitrag ist wie folgt aufgebaut: nach einer Einführung in die Methode der phänomenologischen Vignettenforschung im ersten Kapitel, wird im zweiten Kapitel eine Vignette sowie eine Vignettenlektüre im Sinne einer Datenauswertung vorgestellt. Die Vignette weist zusammenfassend darauf hin, dass die Tanztheateraufführung als krisenhaft-irritierend erfahren wird, aber auch Momente des ästhetischen Genusses sichtbar sind. Das Eintauchen in das Tanzstück wie auch die Abwehr spiegeln sich dabei leiblich-körperlich vor allem in Hand- und Fingerbewegungen. Nach der Darstellung des Forschungszugriffs sowie des

Vignettenbeispiels erfolgt ein spielerischer Exkurs. Es wird das Thema verlassend der Versuch unternommen, phänomenologische Vignetten mit Haikus zu vergleichen und deren gemeinsame poetische Verdichtung von Situationen herausgestellt. Die Haikus sind anlässlich eines interdisziplinären Seminar mit Mechthild Bereswill im Wintersemester 2021/22 entstanden. In einem abschließenden Fazit wird wieder Bezug auf das Hauptthema des Beitrags genommen und Vorteile der Methode der phänomenologischen Vignettenforschung für das Projekt *Watchin' Dance* aufgezeigt.

1 Wahrnehmen, mitvollziehen und sprachlich verdichten – zum Ansatz der phänomenologisch orientierten Vignettenforschung

Der Ansatz der phänomenologisch orientierten Vignettenforschung ist verhältnismäßig jung und wird bislang vor allem in der Schul- und Unterrichtsforschung genutzt. Als Erhebungsinstrument in der qualitativen Forschung geben Vignetten Momente und Situationen aus Schule, Unterricht, Alltag, sozialen Feldern usw. wieder und kondensieren sie in verdichteten Erzählungen. Die in *Watchin' Dance* entwickelten Vignetten orientieren sich an dem Typus von Vignetten, wie sie in der Innsbrucker Vignettenforschung (Schratz et al. 2012; Agostini et al. 2023) entwickelt wurden. Vignetten sind hiernach auf Protokollen teilnehmender Mit-erfahrung beruhende phänomenologische Texte, in denen unter anderem dem leiblichen Respondieren Aufmerksamkeit geschenkt wird. In phänomenologisch orientierten Vignetten sollen leibliche Wahrnehmungen und intersubjektive Erfahrungen dargestellt werden, sodass „der Blick auf häufig vernachlässigte leibliche Erfahrungen gelenkt wird, die im Schulunterricht häufig im Schatten eines marginalisierten, disziplinierten und normalisierten Subjekts stehen“ (Agostini 2019a, S. 302). Leiblichkeit wird hiernach als Voraussetzung von Erkenntnis verstanden. Grundlage ist eine phänomenologische Betrachtung von Leiblichkeit, in der Körper und Geist nicht voneinander getrennt sind, sondern als unmittelbar miteinander verbundene Einheit gesehen werden (Merleau-Ponty 1966; Waldenfels 2002).

Vignetten schenken der ästhetischen Dimension Beachtung, indem sie neben sprachlichen auch nonverbale Äußerungen bzw. leibliche Artikulationen, wie Mimik, Gestik, Körperhaltung, Bewegung, Kleidung, aber auch Geräusche und Atmosphären beschreiben. Für die oben aufgezeigten Forschungsfragen erscheint die phänomenologisch orientierte Vignettenforschung damit dem Gegenstand „Tanz-

rezeption“ angemessen, um vor allem auch die stillen Erfahrungsmomente, das leibliche Respondieren während des Tanztheaterbesuchs erfassen zu können.

Die Darstellung einer Vignette erfolgt nach Agostini (2019b) einem dramaturgischen Aufbau, d. h. es muss von den Verfasser:innen entschieden werden, welche Details einer Situation in einer Vignette dargestellt werden sollen und welche Informationen für die Vignette irrelevant sind. Dies betrifft auch die Einbeziehung von Kontextinformationen, bspw. über die Hintergründe der Schüler:innen, des Theaters usw. Zu unterscheiden, welche Informationen wichtig sind und welche für die Aussage bzw. die Beschreibung der szenischen Atmosphäre der Vignette vernachlässigt werden können, muss jeweils von den Verfasser:innen abgewogen werden (Agostini 2019b). Dafür braucht es passende Beschreibungen für die sprachliche Übersetzung von Atmosphären, körperlichem Ausdruck und Stimmungen. Vor allem die genaue Verwendung von Verben kann nach Agostini hilfreich sein, um ebensolche Feinheiten herauszuarbeiten, denn es ist ein Unterschied, ob Schüler:innen gucken, beobachten, blicken, spähen, sehen, beäugen, mustern, anschauen oder starren. Den Abschluss einer Vignette bildet „meist eine bestimmte Atmosphäre oder Szene, die in der Erfahrungssituation bedeutungsvoll erschien, auch wenn ihre Bedeutung nicht diskursiv oder begrifflich formulierbar wäre“ (ebd. S. 186).

Nach dem Verfassen eines ersten Entwurfs, einer so genannten Rohvignette, wird die Vignette im Laufe des Forschungsprozesses im Austausch mit der Forschungsgruppe ausgearbeitet und verdichtet und damit kommunikativ validiert (Baur und Schratz 2015). In der sich anschließenden Vignettenlektüre geht es nicht darum, abschließende Erklärungen und Theorien zu entwerfen, sondern darum, in einem offenen Prozess Fragen aufzuwerfen und sich mit verschiedenen Lesarten der Vignette zu nähern. „Vignetten erklären nicht. Sie verausgaben sich nicht. Lektüren dagegen suchen nach Begründungen, aber ebenfalls – und das unterscheidet auch sie von bloßen Informationen – nach Möglichkeiten“ (Meyer-Drawe 2016, S. 22). Theoretische Bezüge können unterstützen, bestimmte sich zeigende Phänomene zu erkennen und einzuordnen. Schratz, Schwarz und Westfall-Greiter (2012) beschreiben die Lektüre als ein Sammeln und Zusammentragen von verschiedenen Facetten, die sich in der Vignette zeigen. Es ist nicht das Ziel einer Lektüre, eine einzig mögliche Erklärung herauszuarbeiten, sondern – ähnlich dem offenen Kodieren im Auswertungsprozess der Grounded Theory – einen Text aufzubrechen. Es ist daher auch möglich, verschiedene Lektüren zu einer Vignette zu verfassen, in denen unterschiedliche Lesarten vorgeschlagen sind.

2 Vignetten im Projekt *Watchin' Dance*

Die in diesem Beitrag dargestellte Vignette wurde wie eingangs dargestellt im Rahmen des Projekts *Watchin' Dance* verfasst. Zwischen März und Juni 2024 wurden Jugendliche einer Gesamtschule und eines Oberstufengymnasiums beim Besuch von Tanztheateraufführungen am Staatstheater Kassel von Mitarbeiterinnen der Projektgruppe begleitet. Die Jugendlichen waren zu dem Zeitpunkt des Theaterbesuchs zwischen 15 und 17 Jahre alt und hatten unterschiedliche Vorerfahrungen mit Tanz. Die Beobachterinnen hatten den Auftrag möglichst offen das Geschehen im Publikum zu verfolgen und für sie auffällige Momente festzuhalten. Im Nachhinein schälten sich vor allem folgende Aspekte heraus: Wie verhalten sich die Jugendlichen beim Tanztheaterbesuch? Welche körperlichen und verbalen Reaktionen zeigen sie auf das Stück? Wie respondieren sie auf das Stück? Wie lassen sie sich auf das Stück ein?

Eine Herausforderung für die Beobachterinnen bestand darin, dass es sich hier um ein Minimalgeschehen handelt und in der Regel im Theater kaum Reaktionen zu beobachten sind. Eine weitere Herausforderung bestand darin, den Jugendlichen nicht das Gefühl zu vermitteln, sie ständen unter Beobachtung und sie sich als Folge nicht mehr ungezwungen verhalten würden. Außerdem erwies es sich als Problem, gleichzeitig das Bühnengeschehen wie auch das Publikum im Blick zu haben. Nach dem Theaterbesuch wurden aus den Protokollen der Beobachterinnen Rohvignetten verfasst. Es erfolgte eine kollegiale Evaluierung der Rohvignetten im Team, eine Überarbeitung durch die Vignettenschreiberin sowie eine Verdichtung zu einer finalen Vignette (Agostini et al. 2023). Im Rahmen eines Forschungskolloquiums wurde die Vignette in einer Gruppe gemeinsam gelesen und im Sinne einer Vignettenlektüre gedeutet. Vignette und Vignettenlektüre werden folgend vorgestellt.

2.1 Vignette: Robin¹

Robin sitzt ganz nah an der Bühne, in der dritten Reihe. Er trägt einen bunten Hoodie, der sich von dem überwiegend dunkel gekleideten Publikum abhebt. Er versinkt nicht gemütlich in den plüschigen Theatersessel wie neben ihm seine Sitznachbarin, sondern sitzt aufrecht und gerade, als wolle er nichts, was vorne auf der Bühne passiert, verpassen. Neben ihm Lisa und Yildiz, daneben Aron. Robins

¹Die Namen der Schüler:innen und Tänzer:innen wurden für den vorliegenden Beitrag geändert.

Blick folgt den Tänzerinnen, seinen Kopf führt er vorsichtig mal nach rechts, mal nach links. Ein flirrender, durchdringender Ton hämmert durch den Saal, immer wieder ist ein kurzes lautes Stöhnen zu hören. Fast gespenstisch wirken die kurz eingespielten Stimmfetzen.

Die Finger von Robins linker Hand berühren fortwährend, gedankenverloren Kinn, Wange und Mund. Die Tänzerinnen und Tänzer treten nah an den Bühnenrand und stellen sich vor: „Hi, I am Jason. I’m good in stretching my joints“, „Hi, I’m Trisha. I’m good in relaxing“. Jason überstreckt seine Ellbogen als wären sie aus Gummi. Trisha fällt unzählige Male in sich zusammen. Die Sätze sind kaum zu verstehen. Alle Tänzerinnen und Tänzer reden durcheinander. Robin wendet sich kurz zu Aron und lacht leicht auf. Wenig später führt er sich mit seiner rechten Hand erst durch die Haare, dann tasten die Finger seiner rechten Hand wieder über Mund und Kinn. Die Tänzerinnen und Tänzer verbeugen sich jetzt mit großen Gesten am Bühnenrand, als wäre das Stück zu Ende. Sie lächeln ins Publikum. Einige Zuschauerinnen applaudieren und auch Robin klatscht vorsichtig mit. Er überstreckt dann seinen Hals weit nach rechts und links, als wolle er seine Halsmuskulatur stretchen. Er lacht wieder leise auf und beugt sich dabei wieder an Yıldız vorbei zu Aron. Sofort danach blickt er wieder gerade nach vorne. Seine Fingerspitzen reiben abermals auf- und abfahrend, als wolle er eine Gesichtscreme verstreichen, über Wange und Kinn.

Ungefähr nach der Hälfte des Stücks wird es auf der Bühne still und alle Tänzerinnen und Tänzer treten ab. José und Amber bewegen sich zunächst unmerklich von der linken Seite auf die kaum beleuchtete Bühne. Ambers Füße stehen auf den Füßen von José. Wie Kinder wirken sie und José bewegt Amber mit seinen Schritten. Auf der Mitte der Bühne angekommen, tanzen sie ein Duett. Innig und doch kraftvoll bewegen sich ihre Körper. Oft hebt José Amber über sich. Sie scheint auf seinen Armen zu zerfließen. Sie trägt ein golden glänzendes Kleid, das an ein Unterkleid erinnert. Ihre langen Haare sind offen und schwingen zu ihren kraftvollen Bewegungen. Immer wieder wird das Gesicht von ihren Haaren verdeckt. Die Musik ist ruhig, nur ein Cello spielt. Während der ganzen Szene hat Robin die Hände in seinen Schoß gelegt. Den Kopf hält er die meiste Zeit weit nach rechts geneigt, als wolle er lauschen. Nach einer Weile wechselt er und neigt seinen Kopf für lange Zeit nach links.

2.2 Vignettenlektüre: Berührungen

Man kann nur spekulieren, was sich Robin vorgestellt hat, als er erfahren hat, dass ein Tanztheaterbesuch ansteht. Möglicherweise dachte er an eine coole

HipHop-Choreo oder einen elegischen Ballettabend mit virtuoson Hebefiguren. Vermutlich hat er nicht damit gerechnet, dass die Tanzenden zu Beginn des Stücks gar nicht „richtig“ tanzen, sondern seltsam über die Bühne kriechen, schieben, krabbeln und sich verdrehen und das alles gar nicht nach Tanz aussieht. Aber was ist Tanz? Ist es das, was junge Menschen machen, wenn sie sich nachts beim Clubbesuch schwitzend und bis zur Erschöpfung dem Groove der Musik hingeben? Ist es das, was zwei Menschen miteinander tun, wenn sie zum Beispiel Walzer, Foxtrott oder Tango tanzen? Sind es die kurzen Miniclips auf SocialMedia, die meist Jugendliche zeigen, die sich virtuos vor der Kamera bewegen, meist zu einem angesagten Popsong? Natürlich ist das alles Tanz, genauso wie das, was Robin auf der Bühne beobachtet. „Der Nussknacker/The Nutcracker/De Notenkraker (UA)“ von den United Cowboys am Staatstheater Kassel fällt unter der Charakterisierung von Tanz als „zeitgenössischer Tanz“. Mit dem Ballett von Tschaikowski hat der Kasseler Nussknacker nur noch wenig zu tun. Man kann einzelne Passagen der Komposition in der gesampelten Klangcollage wiederfinden, wenn man genau hinhört. Die berühmten Passagen, sind eingebunden und erscheinen immer mal wieder blitzlichtartig. Ansonsten werden stöhnende Seufzer eingespielt, sphärisch wirkende Sounds, Pferdewiehern und laute Beats. Das Choreograf:innenteam hat sich weniger an dem Ballett, sondern an dem düster-schaurigen Märchen E.T.A. Hofmanns orientiert. Ähnlich assoziativ und gesampelt wie die Musik, wirken die Bewegungen der Tanzenden. Auch hier wird dekonstruiert, auseinandergenommen und verdreht. Mit so genanntem „zeitgenössischen Tanz“ ist kein spezielles Bewegungsvokabular oder choreografisches Verfahren verbunden. Es werden verschiedene Bewegungsstile eingebunden, wie auch Alltagsbewegungen, Sprache, Livemusik oder Klanginstallationen. Manchmal wird auch gar nicht im klassischen Sinne getanzt. Die Stücke sind oft unabgeschlossen und fragmentarisch, sind bildhaft und somit offen „für eigene Wahrnehmungen, Lesarten und Sichtweisen auf das Stück“ (Klein 2019, S. 317). Die sich auf der Bühne herauschälenden (Bewegungs-) Bilder sind Körper-Metaphern, die sich sprachlich zwar beschreiben, aber niemals vollkommen diskursiv übersetzen lassen.

Was nun widerfährt Robin, während seines Tanztheaterbesuchs? Robin sitzt aufrecht und nah an der Bühne, sein Blick ist nach vorne gerichtet. Es wirkt, als würde er mit seinem Körper Raum einnehmen. Wie ein Fels in der Brandung sitzt er im Publikum und blickt aufmerksam dem Tanzereignis entgegen. „*Er versinkt nicht gemächlich in den plüschigen Theatersessel wie neben ihm seine Sitznachbarin, sondern sitzt aufrecht und gerade, als wolle er nichts, was vorne auf der Bühne passiert, verpassen.*“ Robins bunter Hoodie leuchtet inmitten des überwiegend dunkel gekleideten Publikums. Er passt sich mit seiner Kleidungswahl nicht an Theaterkonventionen an, hat sich nicht extra ‚verkleidet‘. Haltung und Kleidung signalisieren

Selbstbewusstsein, aber auch Aufnahmebereitschaft. Nur Robins Hände sind von Beginn an in Bewegung. „*Die Finger von Robins linker Hand berühren fortwährend, gedankenverloren Kinn, Wange und Mund*“. Ohne Unterlass fährt er sich mit seinen Fingern über das Gesicht. Die kleinen, unmerklichen Handbewegungen bilden einen Kontrast zu seiner ansonsten ruhigen Haltung. Sie scheinen zu tasten, zu suchen, zu erkunden, wie eine ‚zweite Stimme‘, deren bewusstem Zugriff sich Robin in diesem Moment entzieht. Es hat den Anschein, als brauche er ein Ventil, eine Ableitung für seine intensiven Seh- und Körpererfahrungen. Sie wären dann Hinweis auf hohe Konzentration, Aufmerksamkeit oder Anspannung.

Wenn der Tänzer Jason seine Ellbogen überstreckt, als wären sie aus Gummi und und die Tänzerin Trisha unzählige Male in sich zusammenfällt, kann das irritierend wirken. Auch die Musik, die mehr Klanginstallation ist, fällt aus dem Rahmen. Die eigentümliche Vorstellung der Tanzenden, das nahe Herantreten der Tanzenden an den Bühnenrand, die direkte Ansprache der Zuschauenden, all dies sprengt Seherwartungen und die übliche Distanz von Performenden und Publikum. „*Die Tänzerinnen und Tänzer treten nah an den Bühnenrand und stellen sich vor: „Hi, I am Jason. I’m good in stretching my joints“, „Hi, I’m Trisha. I’m good in relaxing“. Jason überstreckt seine Ellbogen als wären sie aus Gummi. Trisha fällt unzählige Male in sich zusammen. Die Sätze sind kaum zu verstehen. Alle Tänzerinnen und Tänzer reden durcheinander.*“ Die sowieso schon geringe Distanz (Robin sitzt ganz nah an der Bühne in der dritten Reihe) wird durch das Herantreten der Tänzer:innen nochmals verstärkt. Während sich die Tänzer:innen vorne an der Bühne dem Publikum vorstellen, neigt sich Robin mit seinem Oberkörper zu Aron und sucht dessen Zuspruch. „*Robin wendet sich kurz zu Aron und lacht leicht auf.*“ „Hey, findest du das auch so komisch wie ich?“, könnte diese Geste bedeuten. Möglicherweise will sich Robin vergewissern, ob sein Freund ähnlich empfindet und sich auch fragt, was das Geschehen auf der Bühne bedeuten soll. Oder er ist verunsichert und sucht Halt in diesem seltsamen Treiben, will einen Moment der Situation ausweichen. Sie ähneln jetzt Kindern, die sich im unheimlichen Dunkeln die Hand reichen und einander vergewissern: ich bin da! Dieser Moment bleibt kurz. Robin wendet den Kopf sofort wieder nach vorne und begleitet die Tänzer:innen weiter mit seinem Blick. So seltsam das Geschehen anmutet, so sehr es ihn zu verunsichern scheint, so faszinierend ist er auch. Er flüchtet nicht, weicht dem Geschehen nicht aus, sondern stellt sich sofort wieder dem, was auf der Bühne geschieht. Kurz darauf beginnt er erneut, mit den Fingern sein Gesicht zu berühren. „*Wenig später fährt er sich mit seiner rechten Hand erst durch die Haare, dann tasten die Finger seiner rechten Hand wieder über Mund und Kinn.*“ Wenn Robin mit den Händen über sein Gesicht streicht, hat auch diese Geste den Anschein, als suche er Kontakt und Halt. In diesem Fall nicht bei seinem Freund, sondern bei

sich. Der Körper wird zum Schutzraum, zum Anker inmitten einer verstörenden Rezeptionserfahrung.

Edmund Husserl hat in seinen Analysen dem Tastsinn Beachtung geschenkt und die Beobachtung der „Doppelempfindung“ prominent gemacht. Zwei Körperteile könne sich gegenseitig berühren und je nach Aufmerksamkeitsfokus berührendes Objekt sowie Objekt der Berührung werden. „Im taktilen Gebiet haben wir das faktuell sich konstituierende äußere Objekt und ein zweites Objekt Leib, ebenfalls faktuell sich konstituierende, etwa den tastenden Finger, und wir haben zudem Finger, den Finger tastend. Hier liegt also jene Doppelauffassung vor: dieselbe Tastempfindung, aufgefasst als Merkmal des „äußeren“ Objekts und aufgefasst als Empfindung des Leib-Objekts“ (Husserl 1952, S. 145). Was Husserl am Beispiel der Hände, Finger ausführt, gilt in gleicher Weise für alle anderen Körperteile und ist Teil einer alltäglichen Erfahrung. Wir reiben uns die Augen, schlagen die Beine übereinander, Kauen an den Nägeln. Im Alltag bleiben diese Tätigkeiten meist unbemerkt und laufen unbewusst mit. In der Doppelempfindung erfährt das berührende Körperteil Wärme, Kälte, Weichheit, Kantigkeit usw. des berührten Objekts. Ist das berührte Objekt ein eigenes Körperteil, empfindet dieses ebenfalls. Im übertragenden Sinne kommt es zu einer Art Rückkopplung oder einem Schließen des Schaltkreises. In der Berührung des eigenen Körpers verschmelzen der Körper als Außending das empfindende Ich. Ich werde mir meiner Selbst in der Berührung gewahr. „Diese wechselseitige Berührung bedeutet mehr als eine Wechselwirkung, die darin bestünde, daß (sic!) das Berührte zugleich ein Berührendes wäre, vergleichbar dem Wechselblick oder dem Händedruck. Offensichtlich strahlt das Berührungseignis in verschiedene Richtungen aus, und zwar kontinuierlich nach Art einer Homöostase, so wenn in der Berührung Erwärmung und Erkaltung zu einem Temperatúrausgleich führen (...)“ (Waldenfels 2002, S. 77).

Wenn Robin nun während der Tanzaufführung immer wieder mit den Fingern über sein Gesicht streichelt, kann diese Geste in Anlehnung an das Phänomen der Doppelempfindung darauf hinweisen, dass Robin Kontakt zu sich sucht. Zu seinem Körper wie zu seinen Empfindungen. Dabei sind es zarte, sensible Berührungen, mit denen sich Finger und Gesicht begegnen. Sie sensibilisieren Robin möglicherweise gleichzeitig für ein ‚Berührt-Werden‘ mit dem Bühnengeschehen.

Als nach der Hälfte des Stücks auf der Bühne nur noch zwei Tanzende ein Duett zu einer ruhigen, melodiosen Cellomusik tanzen, die gemeinsamen Bewegungen harmonisch und fließend wirken, scheint sich auch Robin zu entspannen. „*Während der ganzen Szene hat Robin die Hände in seinen Schoß gelegt. Den Kopf hält er die meiste Zeit weit nach rechts geneigt, als wolle er lauschen. Nach einer Weile wechselt er und neigt seinen Kopf für lange Zeit nach links.*“ Robins Hände, die vorher unablässig in Bewegung waren, kommen jetzt zur Ruhe. Dabei bleibt er

trotzdem aufmerksam. Das Duett entspricht vermutlich viel mehr dem, was sich Robin unter Tanz vorgestellt hat. Er hat jetzt die Hände in seinen Schoß gelegt und hält seinen Kopf die meiste Zeit weit nach rechts geneigt, als wolle er lauschen. Nach einer Weile wechselt er und neigt seinen Kopf für lange Zeit nach links. Vielleicht findet er Tanz und Musik jetzt einfach nur noch schön.

3 Was haben Vignetten und Haikus gemeinsam?

Für Robin war der Besuch des Tanztheater vermutlich ein krisenhaftes Erlebnis, das seine bisherigen Sehgewohnheiten und Vorannahmen zum Tanz aufgebrochen hat. Mit dieser Irritation ist er nicht allein. In Seminaren, die ich in den vergangenen Jahren gemeinsam mit Mechthild Bereswill an der Universität Kassel durchgeführt habe, haben wir immer wieder ähnliche Erfahrungen gemacht (Bereswill und Freytag 2019). Wenn wir mit Studierenden eine Tanztheatervorstellung besucht haben, zeigte sich im Anschluss oft Abwehr. Nicht selten schienen sich die Studierenden durch die verunsichernden und auf den ersten Blick nur schwer kodierbaren Arbeiten provoziert. Diese Krisenerlebnisse haben wir dann im WS 21/22 zum Thema gemacht. Passend auch zu den Erfahrungen während der Corona-Pandemie hieß unser interdisziplinäres Projektseminar „Krise und Transformation in der zeitgenössischen Kunst“. Wir haben im Seminar soziologische und ästhetische Perspektiven verbunden und unterschiedliche künstlerische Positionen zu Themen wie Krise und Transformation behandelt. Außerdem gab es praktische Aufgaben, die zur eigenen künstlerisch-forschenden Recherche zum Thema anregen sollten. Eine Aufgabe war, dass sich die Studierenden während des Semesters künstlerisch mit einer für sie relevanten Krisenerfahrung beschäftigen. Also z. B. fotografieren, Texte schreiben, Geräusche collagieren. Mechthild Bereswill und ich haben dann beschlossen, uns selbst dieser Aufgabe zu stellen. Wir schickten uns im Laufe des Seminars regelmäßig Emails, in denen wir aktuelle, persönliche Krisenerlebnisse beschrieben haben. Das wollten wir zunächst recht locker halten, also keine tägliche Pflicht-Email, sondern ein kurzer Text, eben dann, wenn es gerade passt bzw. kriselt. Wir haben viele kurze Texte und auch Haikus (die Haikus waren eine Anregung von Mechthild Bereswill) verfasst. Ein Haiku ist eine Gedichtform und hat insgesamt 17 Silben, aufgeteilt auf drei Zeilen: 5, 7, 5. Man kann, wenn man möchte, auch eine Überschrift wählen. Erst jetzt ist mir aufgefallen, wie viel Gemeinsames Haikus und Vignetten haben. In beiden (literarischen) Formen wird eine Situation, eine Momentaufnahme oder auch ein Gefühl verdichtet, kondensiert. Das Wesentliche wird in wenigen Worten oder Sätzen herausgearbeitet. Es

geht weniger um eine detailgetreue Wiedergabe von Wirklichkeit als um die Darstellung eines signifikanten Moments. Haikus kondensieren in 17 Silben, die Vignette in zwei, drei Absätzen. Wenn sie gelungen sind, stoßen beide Textsorten bei den Lesenden etwas an.

Ohne sie den Schreiberinnen (Bereswill oder Freytag) zuzuordnen, hier ein paar Haikus, die in der Zeit entstanden sind.

die Wiederholung
altes Muster gut bekannt
Krise verhindert

schon wieder Kochen
das tägliche Einerlei
ein Wunder es schmeckt!

„Du wirkst wie eine
Gallionsfigur die vorne
Wellen bricht.“ Schneekalt.

beklopte Sitzung
spürbares Machtvakuum
zu wenig Abstand

gestresst aufwachen
Übelkeit Kopfschmerz Zittern
der Sitzungskater

und kein Schlaf nirgends
den ganzen Tag gewackelt
großer Mist ist das

Formalisierung
in jedem Arbeitswinkel
wohin mit der Wut

Gitarrentasche
entstaubt dabei ein Plastik
Herz spät gefunden

im Stau festhängen
mein Ärger über mich selbst
Effizienzstau

4 Fazit

Ästhetische (Bildungs-)prozesse sind schwer zu greifen und nicht verallgemeinerbar. Sie benötigen spezifische Verfahren, will man ihnen auf die Spur kommen. Die in dem Projekt *Watchin' Dance* genutzten phänomenologischen Vignetten bilden hier einen vielversprechenden und gegenstandsangemessenen Forschungszugang. Die Vignetten erfassen (wie auch Haikus) Atmosphären und leibliche Artikulationen und können somit die Vignettenleser:innen an dem Geschehen unmittelbar teilhaben lassen. Ähnlich wie einem literarischen Text wird über eine dichte und detaillierte Beschreibung einer Situation ein Hineinversetzen ermöglicht. Die phänomenologisch orientierte Vignettenforschung erweist sich somit als eine dem Gegenstand Tanzrezeption angemessene Methode, um auch vorbewusste Reflexionsmomente während des Tanztheaterbesuch aufzeigen zu können.

Die hier vorgestellte Vignette ‚Robin‘ weist zusammenfassend darauf hin, dass der Schüler die Tanztheateraufführung als krisenhaft-irritierend erfährt, aber auch Momente des ästhetischen Genusses durchlebt. Das Eintauchen in das Tanzstück wie auch die Abwehr spiegeln sich dabei leiblich-körperlich vor allem in Hand- und Fingerbewegungen. In der Vignettenlektüre wurde vor allem der Aspekt der ‚Berührung‘ hervorgehoben. In Anlehnung an das Phänomen der Doppelpemfindung (Husserl) erscheinen die tastenden Handbewegungen wie ein Schutz oder Anker inmitten einer irritierenden Tanzrezeptionserfahrung. Dabei sind es zarte, sensible Berührungen, mit denen sich Finger und Gesicht begegnen. Sie sensibilisieren möglicherweise gleichzeitig für ein ‚Berührt-Werden‘ mit dem Bühnengeschehen.

Literatur

- Agostini, Evi/Peterlini, Hans Karl/Donlic, Jasmin/Kumpusch, Verena/Lehner, Daniela/Sandner, Isabella (Hrsg.) (2023): Die Vignette als Übung der Wahrnehmung: Zur Professionalisierung pädagogischen Handelns. Opladen, Berlin: Budrich.
- Agostini, Evi (2019a): Leibliche Wahrnehmung zwischen (er-)kenntnisreicher *Aisthesis* und pädagogischem *Ethos* am Beispiel der Vignettenforschung. In: Brinkmann, Malte/ Türling, Johannes/ Weber-Spanknebel, Martin (Hrsg.): Leib – Leiblichkeit – Embodiment. Pädagogische Perspektiven auf eine Phänomenologie des Leibes. Wiesbaden: Springer, S. 301–322.
- Agostini, Evi (2019b): Über die Kunst des Vignettenschreibens. Forschendes Studieren zwischen empirischen und ästhetisch-ethischen Ansprüchen. In: Kunz, Ruth/Peters, Maria (Hrsg.): Der professionalisierte Blick. München: kopaed, S. 179–189.

- Baur, Siegfried/Schratz, Michael (2015): Phänomenologisch orientierte Vignettenforschung. Eine lernseitige Annäherung an Unterrichtsgeschehen. In: Brinkmann, Malte/Kubac, Richard/Rödel, Severin Sales (Hrsg.): Pädagogische Erfahrung. Theoretische und empirische Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, S. 159–180.
- Bereswill, Mechthild/Freytag, Verena (2019): Zu Mutungen: ästhetische Zugänge in einem interdisziplinären universitären Seminar als Chance. In: Kulturelle Bildung Online: <https://www.kubi-online.de/artikel/mutungen-aesthetische-zugaenge-einem-interdisziplinaren-universitaeren-seminar-chance> (abgerufen am 8.11.2024).
- Freytag, Verena/Dreßler, Susanne/Brennecke, Julia (2024): Wahrnehmung von zeitgenössischem Tanz aus Sicht von Zuschauer*innen – eine qualitative Studie. In: Kulturelle Bildung Online: <https://www.kubi-online.de/artikel/wahrnehmung-zeitgenoessischem-tanz-aus-sicht-zuschauer-innen-qualitative-studie> (abgerufen am 14.01.2025).
- Husserl, Edmund (1952): Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie II: Phänomenologische Untersuchungen zur Konstitution. Den Haag: Nijhoff.
- Klein, Gabriele (2019): Pina Bausch und das Tanztheater. Die Kunst des Übersetzens. Bielefeld: transcript.
- Ludwig, Joachim/Thomsen, Sarah (2020): Bildungsprozesse von Teilnehmenden in Tanz-, Theater- und Performance-Projekten. In: Timm, Susanne/Costa, Jana/Kühn, Claudia/Scheunpflug, Annette (Hrsg.): Kulturelle Bildung. Theoretische Perspektiven, methodologische Herausforderungen, empirische Befunde. Münster: Waxmann, S. 265–278.
- Neuber, Nils/Hardt, Yvonne/Steinberg, Claudia/Stern, Martin (2020): Kulturelle Bildungsforschung im Tanz. Grundlagen und Forschungsdesigns zur Entwicklung domainspezifischer Instrumente. In: Timm, Susanne/Costa, Jana/Kühn, Claudia/Scheunpflug, Annette (Hrsg.): Kulturelle Bildung. Theoretische Perspektiven, methodologische Herausforderungen, empirische Befunde. Münster: Waxmann, S. 335–348.
- Meyer-Drawe, Käte (2016): Über die Kunst des Erzählens. In: Baur, Siegfried/Peterlini, Hans Karl (Hrsg.): An der Seite des Lernens. Innsbruck: Studienverlag, S. 20–26.
- Merleau-Ponty, Maurice (1966): Phänomenologie der Wahrnehmung. Aus d. Französ. übers. u. eingef. durch eine Vorrede v. Rudolf Boehm. Phänomenologisch-psychologische Forschungen. Band (7). 6. Auflage. Berlin, New York: Walter de Gruyter & Co.
- Schratz, Michael/Schwarz, Johanna F./Westfall-Greiter, Tanja (Hrsg.) (2012): Lernen als bildende Erfahrung. Vignetten in der Praxisforschung. Innsbruck: Studienverlag.
- Waldenfels, Bernhard (2002): Bruchlinien der Erfahrung. Phänomenologie, Psychoanalyse, Phänomenotechnik. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Erinnerungspolitik und Interdisziplinarität. Herausforderungen und Chancen der Arbeit mit der Kategorie „Geschlecht“ in studentischen Forschungsseminaren

Mieke Roscher

Die Auseinandersetzung mit der Erinnerungspolitik aus einer interdisziplinären Perspektive – insbesondere in der Erinnerung an den Nationalsozialismus – stellt eine zentrale Herausforderung und zugleich eine vielversprechende Chance für die historische Forschung dar. Vor allem in studentischen Forschungsseminaren bietet die Arbeit mit der Kategorie Geschlecht dafür einen Zugang, um komplexe gesellschaftliche Dynamiken zu verstehen und neue Perspektiven auf vergangene Ereignisse zu entwickeln. Die Kategorie Geschlecht, also die sozial und kulturell konstruierte Dimension, die Machtverhältnisse, Identitäten und gesellschaftliche Strukturen prägt, beschreibt, wie männlich und weiblich (oder andere Geschlechteridentitäten) definiert, dargestellt und in Beziehung zueinander gesetzt werden. Die Untersuchung von Geschlecht als Kategorie in Lehrkontexten ist wichtig, um die Dynamik von Ungleichheiten und Diskriminierungen in einer Gesellschaft zu verstehen. Sie fungiert aber nicht nur als analytisches Werkzeug zur Untersuchung sozialer Strukturen, sondern kann auch Ausgangspunkt für die kritische Reflexion über die Konstruktion und Reproduktion von Macht sein. Geschlecht als eine Kategorie, als eine analytische Linse und zentrale Untersuchungseinheit zu nutzen,

M. Roscher (✉)
Universität Kassel, Kassel, Deutschland
E-Mail: roscher@uni-kassel.de

ermöglicht es, die spezifischen Mechanismen und Dynamiken, die Geschlechterverhältnisse und deren Auswirkungen auf die Gesellschaft, insbesondere auch in historischer Perspektive zu erkunden und zu interpretieren.

Interdisziplinäre Seminare zu gestalten, das ist auch immer eine Herausforderung. Die Integration unterschiedlicher disziplinärer Perspektiven und Fachsprachen, die Bewältigung curricularer und didaktischer Prämissen sowie die Förderung einer interdisziplinären Kultur sind zentrale Aufgaben, die von Lehrenden einiges abverlangen. Ferner gilt es, das Wissen aus verschiedenen Disziplinen so zu integrieren, dass es synergetisch wirkt und nicht einfach nebeneinandersteht. Ein interdisziplinäres Seminar erfordert ferner eine Vielfalt an Lehrmethoden, um den unterschiedlichen Bedürfnissen und Hintergründen der Studierenden gerecht zu werden.

Dieser Beitrag stellt anhand zweier Fallbeispiele dar, wie die Kategorie Geschlecht in der Lehre zur Erforschung des Nationalsozialismus produktiv eingesetzt werden kann. Dies basiert auf Seminaren, die ich zwischen 2020 und 2023 mit Mechthild Bereswill an der Universität Kassel durchgeführt habe und an denen Geschichtsstudent:innen, in erster Linie des MA-Studienganges Geschichte und Öffentlichkeit, sowie Studierende des Masterstudiengangs Diversität – Forschung – Soziale Arbeit beteiligt waren.

Das erste Beispiel „Geschlecht, ‚Krankheit‘ und Nationalsozialismus – Soziale Differenzierungen und Typologisierungen von Patient:innen im Dritten Reich“ beleuchtet ein Seminarformat, in dem die systematische Diskriminierung und Verfolgung von Menschen basierend auf geschlechtsspezifischen und gesundheitlichen Merkmalen zum Thema gemacht wurde. Hierbei wurde aufgezeigt, wie geschlechtsspezifische Zuschreibungen zur Rechtfertigung von medizinischen Experimenten und Euthanasieprogrammen instrumentalisiert wurden. Das zweite Fallbeispiel, ein Seminar zum Thema „Die Kategorie Frau im NS-Lagersystem: Forschungsseminar in Ravensbrück“ widmet sich der spezifischen Situation von Frauen in den Konzentrationslagern. Durch die Untersuchung der Lebensbedingungen, Widerstandsformen und Überlebensstrategien von Frauen im Lager Ravensbrück wird deutlich, wie Geschlecht als Schlüssel zum Verständnis der Lagerrealität fungiert. Diese Perspektive ermöglicht es, die besonderen Herausforderungen und Erfahrungen weiblicher Häftlinge in den Blick zu nehmen und damit ein differenzierteres Bild der Lagergesellschaft zu zeichnen. Beide Seminare werden zunächst einzeln vorgestellt, Zielsetzung, Rahmen und Ablauf erläutert, ehe dann die Herausforderungen und Chancen analysiert werden, die auf der Evaluation der Seminare basieren.

1 Fallbeispiel I: Geschlecht, „Krankheit“ und Nationalsozialismus – Soziale Differenzierungen und Typologisierungen von Patient:innen im „Dritten Reich“

1.1 Thema und Rahmen

Das Seminar „Geschlecht, ‚Krankheit‘ und Nationalsozialismus – Soziale Differenzierungen und Typologisierungen von Patient:innen im Dritten Reich“ untersucht die systematische Verfolgung und Ermordung von kranken, behinderten oder sozial stigmatisierten Menschen während des Nationalsozialismus, mit besonderem Fokus auf die sogenannte T4-Aktion ab 1939 (Schmuhl 1990; Rotzoll et al. 2010; Jütte 2012). Diese Aktion, die den Weg für spätere systematische Massentötungen ebnete, zielte darauf ab, Menschen auszusondern, die nicht den ideologischen Vorstellungen eines „gesunden“ und „rassisch reinen“ Volkskörpers entsprachen.

Intensiv wird in diesem Seminar die Rolle beleuchtet, die das Geschlecht als analytische Kategorie in dieser ideologischen Praxis spielt. Untersucht wird, wie Geschlechterstereotype und Rollenbilder die Legitimation und Durchführung der nationalsozialistischen Euthanasiepolitik beeinflussten und wie diese geschlechtsspezifischen Differenzierungen in den Praktiken der medizinischen Diagnostik und Verwaltung verankert waren (Bock 1993; Frietsch und Herkommer 2009). Der nationalsozialistische Staat kategorisierte Menschen nicht nur nach rassischen, sondern auch nach geschlechtsspezifischen Kriterien, wobei Frauen und Männer unterschiedlich behandelt und dargestellt wurden. Frauen wurden beispielsweise oft als Hüterinnen der „rassischen Gesundheit“ und Mütter zukünftiger Generationen idealisiert, während kranke und behinderte Frauen als doppelte Bedrohung für die „Volksgemeinschaft“ galten.

Im Seminar analysierten wir diese komplexen Verschränkungen von Geschlecht, Krankheit und sozialer Abweichung, um zu verstehen, wie geschlechtsspezifische Vorstellungen die Pathologisierung und letztlich die Vernichtung bestimmter Gruppen beeinflussten. Dazu wurden historische Quellen, insbesondere Patient:innenakten, herangezogen, die es ermöglichen, die individuellen und kollektiven Erfahrungen der Opfer nachzuvollziehen. Die Rekonstruktion dieser Biographien erfordert eine Kombination aus quantitativen und qualitativen Methoden, die im Seminar erarbeitet und angewendet werden.

1.2 Ablauf

Das Seminar beginnt mit einer umfassenden Einführung in die Psychiatriegeschichte während des NS-Staates, wobei zentrale Texte wie Schmuhl (1990) zur Rolle von Psychiatern und zur Legitimation der Euthanasiepolitik diskutiert werden. Ein besonderes Augenmerk liegt dabei auf der Analyse, wie medizinische und ideologische Konstrukte miteinander verschränkt wurden. Anschließend wird Michel Foucaults „Die Geburt der Klinik“ (Foucault 1988) herangezogen, um die Entwicklung medizinischer Diagnosepraktiken und ihre Rolle in der sozialen Kontrolle und Pathologisierung von Abweichungen zu beleuchten. Darauf folgt eine detaillierte Auseinandersetzung mit „Wahnsinn und Gesellschaft“ (Foucault 1969), um die soziologischen Dimensionen von Wahnsinn und Normalität zu untersuchen, insbesondere in Bezug auf die Geschlechterdifferenzierung (Bereswill 2008).

In den folgenden Sitzungen werden methodische Ansätze zur Analyse von Patient:innengeschichten vertieft (Ernst 1999). Hierbei liegt der Fokus auf der Bedeutung der Geschlechterkonstruktionen in den Patient:innenakten des NS-Staates. Wichtige Texte wie Wübben und Zelle (2013) werden diskutiert, um die Funktionsweise dieser Akten als Werkzeuge sozialer Differenzierung und Pathologisierung zu verstehen. Die Studierenden lernen, wie geschlechtsspezifische Unterschiede in der Diagnose und Behandlung von Patient:innen reflektiert wurden und welche Rolle diese Unterschiede in der Legitimierung der Euthanasie spielten.

Ein zentraler Teil des Seminars ist die praktische Übung im Lesen und Analysieren von Patient:innenakten, die in Zusammenarbeit mit der Gedenkstätte Hadamar durchgeführt wird. Hierbei sollen die Studierenden anhand konkreter Fälle die Verschränkung von Geschlecht und Krankheit analysieren und herausarbeiten, wie diese Kategorien in der Praxis der NS-Medizin verwendet wurden (Roer und Henkel 1996). Die interdisziplinäre Arbeit in Teams ermöglicht es, verschiedene Perspektiven zu integrieren und ein tieferes Verständnis der historischen und sozialen Mechanismen zu entwickeln, die zur Vernichtung dieser Menschen führten.

2 Fallbeispiel II: Die Kategorie Frau im NS-Lagersystem: Forschungsseminar in Ravensbrück

2.1 Thema und Rahmen

Im Rahmen des Seminars „Die Kategorie Frau im NS-Lagersystem: Forschungsseminar in Ravensbrück“ erfolgt eine Untersuchung der geschlechtsspezifischen Organisation und Ideologie des Nationalsozialismus, wobei der Schwerpunkt besonders auf das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück gelegt wird (Helm 2015; Arend und Fank 2020). Eine intensive Auseinandersetzung mit den geschlechtlichen Konstruktionen von Opfer- und Täter:innenschaft wird vorgenommen, und es wird analysiert, wie diese in der nationalsozialistischen Ideologie verankert und in der Erinnerungspolitik thematisiert werden (Herkommer 2005).

Der Nationalsozialismus war in seiner gesamten Struktur geschlechtsspezifisch organisiert, und Frauen nahmen in diesem System unterschiedliche Rollen ein, die von aktiven Beteiligten bis hin zu Opfern reichten. Im Seminar wird untersucht, wie Geschlechterzuschreibungen die Kategorisierung und Behandlung von Frauen im NS-Lagersystem beeinflussten und welche spezifischen Erfahrungen sie im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück machten. Die Kategorie Geschlecht wird dabei als zentrale analytische Perspektive genutzt, um die vielfältigen Rollen von Frauen im NS-System differenziert darzustellen und zu analysieren, wie diese Geschlechterrollen die Erinnerung und Gedenkkultur bis heute prägen.

Ein weiterer Schwerpunkt des Seminars liegt auf der Analyse der Erinnerungsarbeit und ihrer geschlechtsspezifischen Codierung. Das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück als Gedenkstätte ist ein zentraler Ort, an dem diese Erinnerungspolitik verhandelt wird. Wir untersuchen, wie sich die geschlechtsspezifischen Konstruktionen in der heutigen Gedenkkultur manifestieren und welche Rolle sie in der Aushandlung von Erinnerungsorten spielen.

2.2 Ablauf

Das Seminar ist als Forschungsseminar vor Ort in Ravensbrück konzipiert und gliedert sich in mehrere Phasen. In der Vorbereitungsphase vor der Exkursion werden zentrale Perspektiven (Raum, Zeit, Opfer, Täter:innen; Produktivität, Erinnerung) bearbeitet, wobei interdisziplinäre Teams gebildet werden, um verschiedene wissenschaftliche Perspektiven zu integrieren.

In der Planungsphase wird der historische und theoretische Rahmen der Kategorie Geschlecht im NS-Lagersystem vertieft, begleitet durch die Diskussion relevanter Literatur wie Schwartz (2018). Gemeinsam sollen die Teams Forschungsfragen entwickeln und die theoretischen Grundlagen zur Kategorie Geschlecht und Frau im NS-Lagersystem erarbeiten. Sie diskutieren gemeinsam die methodischen Herausforderungen, die mit der Erforschung von Geschlechterkonstruktionen im Kontext des Nationalsozialismus verbunden sind.

Die Handlungsphase umfasst das Forschungsseminar vor Ort in Ravensbrück. Hier erhalten die Studierenden durch Führungen und Geländeerkundungen Einblicke in die historische Realität des Frauenkonzentrationslagers und dessen heutige Darstellung in der Gedenkkultur. Sie analysieren historische Archivalien und Selbstzeugnisse und reflektieren, wie die Gedenkstätte Ravensbrück selbst mit der Kategorie Geschlecht operiert. Ein besonderes Augenmerk liegt dabei auf der Frage, wie die geschlechtliche Zuordnung in der heutigen Gedenkkultur dargestellt und interpretiert wird. Die Reflexionssitzungen am Abend dienen dazu, erste Forschungsergebnisse zu diskutieren und den wissenschaftlichen Erkenntnisprozess kritisch zu reflektieren.

Die abschließende Phase des Seminars umfasst die Präsentation der Projektergebnisse, wobei die Studierenden ihre Forschungsergebnisse in den Kontext der gesamten Seminararbeit einordnen und diskutieren. Diese Präsentationen bieten eine Plattform für die abschließende Reflexion über die gewonnenen Erkenntnisse und deren Bedeutung für die Geschichts- und Erinnerungspolitik.

3 Herausforderungen bei der Umsetzung

Trotz der thematisch durchaus unterschiedlichen Ausrichtung der Seminare, gerade auch mit Blick auf unterschiedliche Erinnerungen an Opfer und Täter:innen, ergaben sich in der praktischen Durchführungen durchaus vergleichbare Herausforderungen, die im Folgenden systematisiert werden sollen.

Komplexität der Themen Die Interdisziplinarität erhöht die Komplexität der behandelten Themen. Studierende müssen lernen, wie verschiedene disziplinäre Ansätze integriert werden können, um ein umfassendes Verständnis der geschlechtsspezifischen Erinnerungspolitik zu entwickeln. Es hat sich gezeigt, dass bestimmte Aspekte, etwa die Frage Mutterschaft oder nach Krankheit zu oberflächlich behandelt wurden, die Theorie nicht auf den konkreten Gegenstand bezogen wurde, sondern mitunter ein problematisches Alltagsverständnis von Geschlechtlichkeit reproduziert wurde.

Vielschichtigkeit der Kategorie Geschlecht Die Kategorie „Geschlecht“ ist komplex und erfordert eine differenzierte Betrachtung der historischen Rollen von Frauen (und Männern) während des Nationalsozialismus, die von Opfer- bis Täterinnenrollen reichen. Dies kann für Studierende schwierig zu erfassen und zu analysieren sein. Einige Studierende blieben hier in schematischen Beschreibungen verhaftet und nahmen das theoretische Angebot der Geschlechterforschung nicht an.

Unterschiedliche Fachkulturen Studierende aus verschiedenen Disziplinen bringen unterschiedliche methodische und theoretische Hintergründe mit, was die Zusammenarbeit herausfordernd machen kann. Dies erfordert eine klare Kommunikation und Abstimmung der Erwartungen innerhalb der Gruppen. Aus den bisherigen Erfahrungen lässt sich sagen, dass die Zusammenarbeit dort besonders gut funktioniert hat und die Ergebnisse dort besonders gelungen sind, wo Aufgaben eben nicht entlang den Fächern aufgespalten und delegiert werden bspw. wenn sich auch Nicht-Historiker:innen an der quellenkritischen Lesung beteiligten und sich mit der spezifischen Materialität von Quellen befassten.

Koordination der Teamarbeit Die Bildung und Koordination interdisziplinärer Teams erfordert eine effektive Organisation und Leitung, um sicherzustellen, dass alle Studierenden gleichermaßen eingebunden und ihre Perspektiven berücksichtigt werden. Um eine gleichmäßige Verteilung nach Fächern zu garantieren haben wir als Seminarleiterinnen eingegriffen und Gruppen eingeteilt. Dennoch kam es, vielleicht auch deswegen, immer mal wieder zu Reibereien in den Teams, die eindeutig auf fehlende Absprachen zurückzuführen waren.

Subjektivität der Erinnerung Erinnerungsarbeit ist stark von subjektiven Erfahrungen und politischen Transformationen geprägt. Studierende müssen lernen, wie sich Erinnerung über Zeit verändert und wie diese Veränderungen geschlechtsspezifisch sind. Dieses historische Bewusstsein zu erlangen und Geschichte nicht als linearen, sondern genealogischen Prozess zu begreifen, stellte für alle Studierende eine Herausforderung dar, auch für die der Geschichte. Hier scheint es sinnvoll, bei der Betrachtung von Personen, sich auf wenige Fallbeispiele zu konzentrieren.

Emotionale Belastung Die Auseinandersetzung mit den Praktiken und Bedingungen in Anstalten und Konzentrationslagern, insbesondere mit der vergeschlechtlichten Gewalt, kann emotional belastend sein. Dies erfordert sensible Betreuung und Unterstützung der Studierenden, vor allem aber auch eine frühzeitige Vorbereitung, d.h. gleich am Anfang des Seminars. Einiges, insbesondere die emotionalen Reaktionen auf die schweren Themen wie sexuelle Ausbeutung und Misshandlung, die speziell Frauen erlebten, konnte durch den gemeinsamen Austausch in den Teams aufgefangen werden. Durch die gemeinschaftliche Reflexion und Diskussion dieser spezifischen Aspekte konnten die Studierenden nicht nur ein tieferes Verständnis entwickeln, sondern auch emotionale Unterstützung untereinander bieten.

4 Chancen der Interdisziplinarität

Trotz dieser Herausforderungen überwiegen in unserer eigenen Evaluation eindeutig die Chancen interdisziplinärer Seminare zu Geschlecht, Nationalsozialismus und Erinnerung. Diese sollen abschließend Darstellung finden. Dass es den Studierenden ähnlich geht, zeigt das überwältigend positive Feedback.

Tieferes Verständnis durch praktische Forschungsarbeit Der Besuch von Gedenkstätten wie Ravensbrück oder Hadamar ermöglicht es den Studierenden, Geschichte vor Ort zu erleben und die Vielschichtigkeit der Erinnerungsarbeit unmittelbar zu erfahren. Durch die direkte Arbeit mit historischen Quellen und die Zusammenarbeit mit den Gedenkstätten erwerben die Studierenden wichtige methodische Kompetenzen für die historische Forschung und die Rekonstruktion von Biografien. Diese „Hands-on“-Methode zeigt auch, dass theoretische Zugänge als Werkzeuge für empirische Arbeiten zu verstehen sind. Die umfassende Analyse der Verknüpfung von Geschlecht und Krankheit als eine methodische Linse etwa ermöglichte es den Teilnehmenden, die ideologischen und praktischen Mechanismen zu verstehen, die zur systematischen Ermordung bestimmter Gruppen führten und auch diese in den Akten zu identifizieren.

Breitere Perspektiven Interdisziplinäre Zusammenarbeit ermöglicht es, vielfältige Perspektiven und Methoden zu integrieren. Dies kann zu innovativen Forschungsansätzen und umfassenderen Analysen führen. Gerade auch das Team Teaching ermöglicht es, verschiedene fachliche Perspektiven zu integrieren und

komplexe Themen umfassender zu beleuchten. Durch die Zusammenarbeit von Lehrenden mit unterschiedlicher Expertise können Studierende von einem breiteren Spektrum an Methoden und Denkansätzen profitieren, was ihre Fähigkeit zur kritischen Reflexion und interdisziplinären Vernetzung stärkt. Die Möglichkeit, auch an den verschiedenen disziplinären Perspektiven der Seminarleiterinnen im Diskurs zu erleben, wurde durchweg als bereichernd empfunden.

Erwerb vielseitiger Kompetenzen Studierende erwerben wichtige Schlüsselkompetenzen wie Teamarbeit, interdisziplinäre Kommunikation und methodische Vielfalt, die in vielen beruflichen Kontexten von Vorteil sind. Durch die intensive Beschäftigung mit der modernen Gedenkstättenarbeit können die Teilnehmenden ein vertieftes Verständnis für die Komplexität geschlechtsspezifischer Erinnerungskulturen und die Herausforderungen erlangen, die diese für die heutige Gesellschaft darstellen.

Vertiefte Forschungsergebnisse Die Kombination von Fachwissen aus Geschichte, Sozialarbeit, Diversitätsforschung und Geschlechterstudien ermöglicht eine tiefere und nuanciertere Untersuchung der vergeschlechtlichten Erinnerungspolitik und ihrer Darstellung in Gedenkstätten. Das mag sich noch nicht unmittelbar im Seminar äußern. Allerdings hat sich gezeigt, dass aus beiden Seminaren überdurchschnittlich gute Abschlussarbeiten hervorgegangen sind.

Reflexion der eigenen Position Die Arbeit mit Erinnerungspolitik bietet den Studierenden die Möglichkeit, ihre eigene Position und Wahrnehmung kritisch zu reflektieren. Dies kann zu einem bewussteren und kritischeren Umgang mit historischen und aktuellen geschlechterpolitischen Themen führen.

Interaktive Lernformate Durch Führungen, Ausstellungen und Gespräche mit Expert:innen werden die Studierenden aktiv in den Lernprozess eingebunden, was das Verständnis und die Analyse von Erinnerungspolitik stärkt. In beiden Seminaren wurde die Beteiligung der pädagogischen Leitungen der Gedenkstätten als essenziell für den Erfolg des Seminars angesehen.

5 Fazit

Die Arbeit mit der Kategorie Geschlecht in studentischen Forschungsseminaren birgt sowohl erhebliche Herausforderungen als auch bedeutende Chancen. Die Herausforderungen liegen hauptsächlich in der Komplexität der Themen und der interdisziplinären Zusammenarbeit. Gleichzeitig eröffnen sich durch die interaktive und praxisnahe Auseinandersetzung mit Erinnerungspolitik und interdisziplinären Ansätzen wertvolle Lern- und Entwicklungsmöglichkeiten. Die Studierenden können ein tieferes Verständnis der geschlechtsspezifischen Dimensionen der Erinnerung und ihrer politischen und kulturellen Implikationen entwickeln und wichtige methodische und praktische Kompetenzen für ihre zukünftigen beruflichen Tätigkeiten erwerben.

Studierende aus verschiedenen Disziplinen für die Themen der anderen zu interessieren, kann ebenfalls eine Herausforderung sein. Es ist deshalb wichtig, Relevanz und Nutzen für alle Beteiligten klar zu kommunizieren. Durch die Kombination von theoretischer Reflexion und empirischer Forschung bieten solche studentischen Forschungsseminare aber auch einen wertvollen Raum für innovative wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit der Kategorie „Geschlecht“ und leisten so einen wichtigen Beitrag zur Erinnerungspolitik. Indem historische, soziologische und geschlechtertheoretische Ansätze miteinander verknüpft werden, eröffnen sich neue Zugänge zu einem tieferen Verständnis der nationalsozialistischen Vergangenheit und ihrer komplexen Nachwirkungen auf die Gegenwart.

Die vorliegenden Fallstudien demonstrieren das Potenzial der Kategorie „Geschlecht“ in der historischen und erinnerungspolitischen Forschung. Die Fallstudien zeigen, dass diese analytische Kategorie nicht nur theoretische Tiefe bietet, sondern auch wesentliche Perspektiven auf die Verschränkungen von Machtstrukturen und sozialen Differenzierungen eröffnet. Die Praxisnähe durch die Zusammenarbeit mit Gedenkstätten und die interdisziplinäre Herangehensweise ermöglichen eine fruchtbare Auseinandersetzung mit den komplexen Themen des Nationalsozialismus und der Erinnerungspolitik.

Jedoch wird deutlich, dass die Nutzung der Kategorie Geschlecht, die weniger beachtete oder marginalisierte Geschichten und Perspektiven ans Licht zu bringen kann, maßgeblich von der erfolgreichen Integration von Theorie und Praxis abhängt. Die theoretischen Ansätze aus der Geschlechterforschung müssen mit der praktischen Forschungsarbeit im Seminar und den interdisziplinären Perspektiven verknüpft werden, um ein wirklich umfassendes Verständnis zu fördern. Dies ist eine Herausforderung, die oft durch die Komplexität der Themen und die unterschiedlichen methodischen Zugänge der Studierenden erschwert wird. Nur wenn

es gelingt, diese unterschiedlichen Elemente in einem synergetischen Lernprozess zu verbinden, können die Studierenden die tiefgreifenden und vielschichtigen Erkenntnisse gewinnen, die notwendig sind, um die historischen und aktuellen Implikationen von Geschlecht in der Erinnerungspolitik vollständig zu erfassen und kritisch zu reflektieren.

Literatur

- Arend, Sabine/Fank, Petra (Hrsg.) (2020): Ravensbrück denken: Gedenk- und Erinnerungskultur im Spannungsfeld von Gegenwart und Zukunft. Berlin: Metropol.
- Bereswill, Mechthild (2008): Geschlecht. In: Baur, Nina et al. (Hrsg.): Handbuch Soziologie. Wiesbaden: VS, S. 97–116.
- Bock, Gisela (1993): Gleichheit und Differenz in der nationalsozialistischen Rassenpolitik. In: Geschichte und Gesellschaft 19, H. 3, S. 277–310.
- Ernst, Katharina (1999): Patientengeschichte. Die kulturhistorische Wende in der Medizinhistoriographie. In: Bröer, Ralf (Hrsg.): Eine Wissenschaft emanzipiert sich. Die Medizinhistoriographie von der Aufklärung bis zur Postmoderne. Pfaffenweiler: Centaurus, S. 97–108.
- Foucault, Michel (1969): Wahnsinn und Gesellschaft: Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1988): Die Geburt der Klinik: Eine Archäologie des ärztlichen Blicks. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Frietsch, Elke/Herkommer, Christina (Hrsg.) (2009): Nationalsozialismus und Geschlecht: Zur Politisierung und Ästhetisierung von Körper, „Rasse“ und Sexualität im „Dritten Reich“ und nach 1945. Bielefeld: transcript.
- Jütte, Robert (2012). Medizin und Nationalsozialismus: Bilanz und Perspektiven der Forschung. Göttingen: Wallstein.
- Helm, Sarah (2015): If this is a woman: Inside Ravensbrück. Hitler's concentration camp for women. London: Little Brown Book Group.
- Herkommer, Christina (2005): Frauen im Nationalsozialismus. Opfer oder Täterinnen? München: m-Press.
- Roer, Dorothee/Henkel, Dieter (Hrsg.) (1996): Psychiatrie im Faschismus. Die Anstalt Hadamar 1933–1945. 2. Auflage. Frankfurt a. M.: Mabuse.
- Rotzoll, Maike et al. (Hrsg.) (2010): Die nationalsozialistische „Euthanasie“-Aktion „T 4“ und ihre Opfer. Leiden, Niederlande: Brill/Schöningh.
- Schmuhl, Hans-Walter (1990). Die Selbstverständlichkeit des Tötens. Psychiater im Nationalsozialismus. In: Geschichte und Gesellschaft 16, H. 4, S. 411–439.
- Schwartz, Johannes (2018): „Weibliche Angelegenheiten“. Handlungsräume von KZ-Aufseherinnen in Ravensbrück und Neubrandenburg. Hamburg: Hamburger Edition HIS.
- Wübben, Yvonne/Zelle, Carsten (Hrsg.) (2013): Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur. Göttingen: Wallstein.

Repräsentation, System und Identität im öffentlichen Raum. Interdisziplinäre Forschungswerkstatt zwischen Soziologie und Redaktionellem Gestalten

Gabriele Franziska Götz

Wie unsere Zusammenarbeit zustanden gekommen ist: Im Oktober 2008 trafen sich neuberufene Professoren:innen der Uni Kassel. Jede:r stellte das eigene Fachgebiet vor und beschrieb die Inhalte von Lehre und Forschung. Ich hatte ein konkretes Bild, zu welcher Haltung ich die Studierenden führen wollte. Von Anfang an war ich an einer interdisziplinären Zusammenarbeit interessiert. Wie bringt man Kunst, Design und Wissenschaft zusammen? Für mich war deutlich, dass die Rolle der Gestalter:in neu definiert werden musste. Gestalter:innen muss bewusst sein, was sie im großen sozialen Kontext bewirken können, also ohne Trennung von Theorie und Praxis. Visuelle Kommunikation muss mit unserem Leben, mit Gesellschaft, Kultur und Politik verbunden sein. Die Studierenden müssen sich bewusst werden, dass Gestaltung nicht beliebig ist.

Wie verhalten wir uns zu aktuellen Themen und wie können wir sie beeinflussen, verändern, neu gestalten? Welche Formen von Kommunikation können entstehen? Es geht darum, komplexe Prozesse beschreiben zu können, sie transparenter zu machen – Veränderung muss von unten kommen, aus dem Zusammenleben. Es geht nicht nur um Form, sondern auch um Inhalte. Bei meiner Vorstellung betonte ich, wie wichtig ich die Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen für Studierende finde.

G. F. Götz (✉)
Universität Kassel, Kassel, Deutschland
E-Mail: ambulant@xs4all.nl

Die Gelegenheit dazu ergab sich schneller als erwartet. Am Ende des dreitägigen Treffens sprach mich Mechthild Bereswill auf meine Aussage an, interdisziplinär arbeiten zu wollen. Wir vereinbarten ein Treffen und entwickelten sehr schnell ein Konzept, das eine gemeinsame Arbeit ermöglichen sollte.

Projekte entwickeln

Ausgangspunkt für das erste Projekt war der öffentliche Raum: Damit wurde die Innenstadt von Kassel das Forschungsfeld. Unser Ziel war nicht nur ein gemeinsames Projekt zu entwickeln, sondern dazu gemeinsame Publikationen zustande zu bringen.

Wir verknüpften unterschiedlichen Arbeitsmethoden und Inhalte aus beiden Disziplinen miteinander: Neue Wechselbeziehungen, Verhältnisse, Verbindungen von Theorie und Praxis, Forschungsfragen formulieren, wissenschaftliche Texte lesen (Soziologie/Kunstwissenschaft), Studierenden anleiten, um selbst wissenschaftliche Ergebnisse zu erstellen, künstlerische Positionen kennenlernen, Texte formulieren, kreatives Schreiben, künstlerische Praxis erfahren, Umgang mit Medien üben, visualisieren und verbalisieren.

Diese „Methoden“ setzten wir bei allen gemeinsamen Projekten ein. Die Dauer der Projekte erstreckte sich jeweils über zwei Semester (Abb. 1).



Abb. 1 Studierende bei einer Besprechung an der Kunsthochschule Kassel. (Bereswill und Götz 2009, S. 14) (Fotos © Gabriele Franziska Götz)

1 Stadt als Raum

Repräsentation und System

Die interdisziplinäre Forschungswerkstatt mit Studierenden des Instituts für Sozialwesen und der Kunsthochschule/Redaktionelles Gestalten untersuchte einen Ausschnitt aus der Innenstadt von Kassel z. B. den Königsplatz. Die Studierenden mussten dabei in interdisziplinären Gruppen zusammenarbeiten. Ziel war es, den sozialen Raum als vielschichtiges System von Handlungen, Meinungen, Bewegungen und Symbolen zu begreifen. Die Forschungsfragen waren: Wie beeinflusst uns der Raum, als Stadtraum, Architektur, sozialer Raum, visueller Raum? Wie werden Grenzen gezogen, verschoben oder überschritten, beispielsweise zwischen Öffentlichem und Privaten, zwischen verschiedenen sozialen Zugehörigkeiten? Wie sieht die Stadt aus Sicht unterschiedlicher Akteur:innen aus? Welche Repräsentationen des Urbanen begegnen uns auf der Straße? Wie verändern sich diese beim Durchqueren verschiedener Räume? Wie können wir unsere eigenen Wahrnehmungen und Bewertungsmuster als Forschungsreisende im öffentlichen Raum reflektieren? Eine Basis wurde die ethnographische Stadtforschung der Soziologie, die bis heute eng mit der Erforschung sozialer Probleme und sozialen Wandels verknüpft ist.

Wir sichteten aktuelle Debatten zur Stadtentwicklung und zu den Veränderungen des öffentlichen und privaten Raums, auch im Umgang mit abweichendem Verhalten. Wir setzten uns mit dem (neuen) Leitbild der Stadt Kassel auseinander und erkundeten die räumlichen Erfahrungen ihrer Bewohnerinnen und Bewohner. Studierende nahmen ihre Untersuchungen aus künstlerisch-gestalterischer und sozial-wissenschaftlicher Perspektive vor, das ermöglichte ein wechselseitiges Lernen und stärkte die Akzeptanz für die unterschiedlichen disziplinären Zugänge.

Die Gruppen haben gemeinsam eine Publikation erarbeitet, um den Forschungsprozess sichtbar zu machen (jede Gruppe hatte 16 Seiten zu bespielen). Unsere differenten Arbeitsweisen und Forschungsperspektiven mündeten in verschiedenen Darstellungsweisen. In praktischen Projekten wurden unterschiedliche Aspekte des Themas mit künstlerischen und gestalterischen Mitteln visualisiert. Die Ergebnisse der drei Forschungsgruppen bezogen sich auf drei Orte, die je eine eigene Text-Bild-Darstellung haben. Das Projekt war auch als ein Beitrag zur Qualität des öffentlichen Raumes und der öffentlichen Diskussion gedacht (Abb. 2, 3, 4, 5).

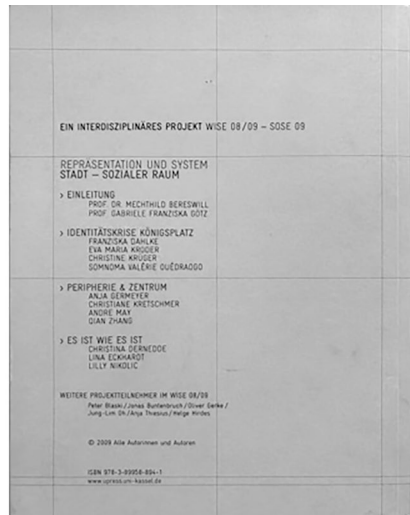


Abb. 2 Cover und Rückseite der Publikation *Repräsentation und System*. (Bereswill und Götz 2009) (Fotos © Gabriele Franziska Götz)



Abb. 3 Innenteil Doppelseite *Identitätskrise Königsplatz*, verweist auf die dauerhafte Spannung, die die Stadt Kassel ausmacht. (Bereswill und Götz 2009, S. 28/29) (Fotos © Gabriele Franziska Götz)



Abb. 4. Innenteil Doppelseite *Am Stern* ist die Grenze, die Gruppe untersuchte die Gegenwart und die Geschichte der unteren Königsstraße. (Bereswill und Götz 2009, S.46/47) (Fotos © Gabriele Franziska Götz)



Abb. 5 Innenteil Doppelseite *Es ist wie es ist*, hier wurde ein „Nicht-Ort“ (Spielplatz) untersucht an dem sich legale und illegale Interaktionen überlappten. (Bereswill und Götz 2009, S.70/71) (Fotos © Gabriele Franziska Götz)

2 Soziale Beziehungen und Raumstrukturen

Das Forschungsfeld des zweiten gemeinsamen Projekts war die Tram Linie 1 der Stadt Kassel, ergänzt durch eine Exkursion nach Den Haag, NL. Auch hier basierte der Arbeitsprozess auf einer gemeinsamen Forschungsaktivität in kleinen Gruppen von Studierenden der unterschiedlichen Disziplinen. Es ging um eine teilnehmende Beobachtung zum Verhalten im öffentlichen Nahverkehr. Von Bedeutung war dabei die Auseinandersetzung mit Distanz und Nähe, Fremdheit, Differenz und Abgrenzung. Wie wurden beispielsweise Geschlechterunterschiede wahrgenommen? Wie war der Raum der Tram eingerichtet? Welche anderen Unterscheidungen lenkten unseren eigenen Blick, unser Verhalten und das der anderen Menschen in der Tram. Zu Beginn fiel es den Studierenden schwer, die Feldforschung auszuführen. Man fährt halt jeden Tag mit der Tram. Interessant war, dass die Studierenden erst durch die Exkursion nach Den Haag verstanden, was der andere Blick ist, der für die teilnehmende Beobachtung nötig war, sie mussten dort Fahrten mit der Tram machen und ihre Beobachtungen notieren. Wieder zurück in Kassel konnten sie mit neuem Blick ihre Untersuchungen fortsetzen. Die Ergebnisse dieses anstrengenden und kreativen Prozesses zeigten, dass sich die Überwindung der disziplinären Gewohnheiten gelohnt hatte. Sieben Teams zeigten in einer gemeinsamen Publikation ihre Forschungsergebnisse (Abb. 6, 7, 8, 9, 10).



Abb. 6 Besprechung der Studierenden in der Kunsthochschule HKU in Den Haag. (Bereswill und Götz 2012, S. 16) (Fotos © Gabriele Franziska Götz)

Wintersemester 2010/11 (Fortsetzung im Sommersemester 2011)

Identität und öffentlicher Raum / Soziale Beziehungen und Raumstrukturen Eine interdisziplinäre Forschungsworkstatt

Zeit & Raum	Arbeitsprogramm
Mittwoch, 27.10.2010 10 bis 12 Uhr AB 10, R.3219 [Hipla]	Einführung in die Forschungsworkstatt Kennenlernen der Teilnehmer:innen Zum 3.11.2010 bitte mitbringen: Notizbuch, Stifte, Skizzenbuch, Kamera, Digitalkamera, Video etc. Zum 12.11.2010 bitte lesen: Goffman (siehe unten)
Mittwoch, 03.11.2010 16 bis 18 Uhr AB 10, R.3219 [Hipla]	Aufbruch ins Forschungsfeld und anschließende Reflexion der Beobachtungen im Team Gruppenbildung/Beobachtungsauftrag/ Dokumentationsauftrag/ Präsentationauftrag Dokumentieren der Eindrücke nicht vergessen!
Freitag, 12.11.2010 10 bis 16 Uhr MS 13, Nordbau, R.0308 [KHS]	Kurzpräsentationen der ersten Eindrücke und Ergebnisse (max. 10 Minuten pro Team, Handout) und anschließende Diskussion Arbeit an einem Grundlagentext: Goffman, Erving (1971/1982): Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung. Frankfurt am Main, S. 9-98. Entwicklung eines Forschungsfokus/Teamsitzung
Mittwoch, 08.12.2010 16 bis 20 Uhr AB 10, R.3219 [Hipla]	Kurzpräsentationen von Ergebnissen (max. 5 Minuten pro Team, Handout) und anschließende Diskussion Reflexion des Feed Back in den Forschungsteams Arbeit an einem Grundlagentext: Augé, Marc (1988/1988): Ein Ethnologe in der Metro.
Mittwoch, 19.1.2011 16 bis 20 Uhr MS 13, Nordbau, R.0308 [KHS]	Arbeit an ausgewählten weiterführenden Texten zum öffentlichen Raum Künstlerische Position (Umgang mit/im dem öffentlichen Raum) Arbeitsauftrag bis zum 11.2.2011
Freitag, 11.2.2011 10 bis 18 Uhr MS 13, Nordbau, R.0308 [KHS]	Präsentation der einzelnen Projekte und weitere Arbeit in den Teams Planung der weiteren Zusammenarbeit
Vorlesungsfreie Zeit > Planung einer Exkursion ca. 3 Tage	
Parallel zu diesen Arbeitsschritten in der gesamten Forschungsgruppe arbeiten interdisziplinäre Teams zu zweit an der Entwicklung einer eigenen Fragestellung und erschließen sich gemeinsam den öffentlichen Raum. ZIEL Gemeinsame Präsentation von Ergebnissen im Sommer 2011 beim Rundgang der Kunsthochschule („Publikator“)	
<p>Herthulf-Baumwoll, Universität Kassel, FB 04, Arnold-Boke-Str. 10, Raum 3219, Telefon: 804 2170, herthulf@uni-kassel.de, Sprechstunden: Dienstag, 17-18 Uhr. (Anmeldung: Frau Lindendahl 804 2843)</p> <p>Gabriele Franziska Götz, Universität Kassel, Kunsthochschule, Marxstraße 13-15, Nordbau Raum 508, Telefon: 814-2548, mobile 017021818508, gabs@uni-kassel.de</p>	

Abb. 7 Übersicht und Termine der Semesterplanung. (Fotos © Gabriele Franziska Götz)



Abb. 8 Innenteil Doppelseite aus der Publikation *Identität und öffentlicher Raum* der Gruppe *Struktur in Bewegung*, wie bestimmen Raumstrukturen unser Verhalten. (Bereswill und Götz 2012, S. 20/21) (Fotos © Gabriele Franziska Götz)



Abb. 9 Innenteil Doppelseite der Gruppe *Wer bist Du eigentlich?* Zur Untersuchung von Stereotypen. (Bereswill und Götz 2012, S. 52/53) (Fotos © Gabriele Franziska Götz)



Abb. 10 Innenteil Doppelseite der Gruppe *Sprachraum Straßenbahn*. (Bereswill und Götz 2012, S. 60/61) (Fotos © Gabriele Franziska Götz)

3 Transiträume in der Stadt

Repräsentation und System. Transiträume in der Stadt

Im Mittelpunkt des sozialwissenschaftlich und gestalterisch angelegten dritten Projekts stand die gemeinsame Erkundung des öffentlichen Raums mit Hilfe von offenen Untersuchungsmethoden und in Auseinandersetzung mit theoretischen und künstlerischen Positionen. Die Untersuchung des öffentlichen Raums wurde am Beispiel der Kasseler Bahnhöfe konkret.

Unser Untersuchungsinteresse zielte auf die Rekonstruktion der Wechselbezüglichkeit von sozialem Handeln und räumlichen Strukturierungen des Urbanen. Dabei wurden nicht nur die Begegnungen zwischen Menschen, sondern auch die Bedeutung von Zeichensystemen und Repräsentationen untersucht, die den öffentlichen Raum gestalten. So ergab sich die Chance, neue Blicke auf altbekannte Phänomene und räumliche Anordnungen zu gewinnen und

diese auch in einer neuen Form zu thematisieren. Gemeinsame Lektüre wissenschaftlicher Texte zum öffentlichen Raum und zum Verhältnis von Raumgestaltung und sozialer Ordnung sowie die Auseinandersetzung mit künstlerischen Positionen und Strategien im öffentlichen Raum haben den Forschungsprozess begleitet. Hinzu kam die Reflexion auf die zum Einsatz gelangenden Forschungsmethoden und Dokumentationsmöglichkeiten der Ergebnisse. Ziel war die Erstellung eines „Forschungsberichts“, der die Verknüpfung unserer unterschiedlichen Zugänge erlaubte und öffentlich in einem Symposium vorgestellt wurde. Die Veranstaltung sollte die Gelegenheit bieten, alle Schritte eines Forschungsprozesses gemeinsam zu durchlaufen. Die Abschlussphase des Projekts bildete der Intensiv-Workshop, bei dem die Gelegenheit geboten wurde, die Erfahrungen mit der interdisziplinären Arbeit zu reflektieren und ausgewählte Ergebnisse der Arbeit wurden mit externen Gästen, (u. a. Tom Holert und Johanna Schaffer) diskutiert (Abb. 11, 12).



Abb. 11 Abschlusspräsentation vor den externen Gästen. (Fotos © Gabriele Franziska Götz)



Abb. 12 Nach der Abschlussbesprechung des Symposiums *Transiträume in der Stadt* mit Studierenden und den externen Gästen. (Fotos © Gabriele Franziska Götz)

4 Wissenschaftliche Aufarbeitung der Akten und Dokumente zur Heimerziehung der Jahre 1949–1975 beim Landeswohlfahrtsverband Hessen. Gemeinsame Entwicklung einer Wanderausstellung

Die Wissenschaftliche Aufarbeitung wurde geleitet von den Kolleginnen aus dem Institut für Sozialwesen des FB 1 Theresia Höynck (Juristin) und Mechthild Bereswill (Sozialwissenschaftlerin). Mein Kollege Joel Baumann und ich, vom FB Kunsthochschule waren von Anfang an mit einbezogen, wir konnten rechtzeitig reagieren und frühzeitig ein Konzept für eine Wanderausstellung entwickeln, Bildmaterial selbst erstellen, neue Formen der Geschichtsschreibung in verschiedenen Medien erproben. Das geschah immer wieder im ständigen Austausch mit den Wissenschaftlerinnen. Es wurden verschiedene Perspektiven unterschiedlich aufgezeigt: das Heimkind, die Eltern, die Erzieher, die Behörde.

Wichtig war uns der Zeitbezug, der gesellschaftliche, politische Zustand. Wir haben den damaligen Diskurs nachgezeichnet, die gesellschaftliche Stimmung im Allgemeinen, wie die Gesellschaft sich wandelte, dennoch: Die Abweichung war das Heimkind!

Außerdem haben wir uns damit befusst wie z. B. Informationen dargestellt werden. Es musste eine gut verständliche Visualisierung entwickelt werden, dabei sind wir auf die Sprache der Berichte, Beschreibungen eingegangen.

Ein anderer Aspekt war die Geschichte der Bürokratie. Wir unterschieden zwischen der visuellen und textlichen Sprache der Akten. Wir machten sichtbar, wie Formulare ausgesehen haben, Handschriften, Zeichnungen etc.

Parallel arbeiteten die Wissenschaftlerinnen an Material, Texten und Interviews. Gemeinsam wählten wir Inhalte und deren visuelle Darstellung aus. Die Wanderausstellung musste so gestaltet (Möbel und Technik) werden, dass sie an/in verschiedenen Orten/Räumen in Deutschland gezeigt werden konnte. Das gemeinsame Projekt war ein großer Erfolg (Abb. 13).

Heute denke ich, dass die fachliche Zusammenarbeit für Mechthild Bereswill und mich nur durch unseren zeitlichen parallelen Start an der Universität Kassel möglich war. So gelang es uns in kurzer Zeit unsere Ideen umzusetzen. Je länger wir in unseren Fachbereichen tätig waren, um so mehr wurden wir von Lehre, deren administrativen Aufgaben und Gremienarbeit etc. aufgesogen.



Abb. 13 Begutachten des Materials aus dem Archiv mit Mechthild Bereswill. (Fotos © Gabriele Franziska Götz)

Gemeinsam haben wir drei interdisziplinäre Forschungswerkstätten, zwei Publikationen (siehe Literatur) und ein Symposium gestaltet, so haben wir neue Modelle der Lehre entwickeln. Davon konnten Studierende und die Fachbereiche tatsächlich profitieren.

Weil Beziehungen zwischen den verschiedenen Denk, Wahrnehmungs- und Arbeitsweisen entwickelt sowie gemeinsame und neue Ausdrucksformen entstehen konnten, bleibt diese gelungene Zusammenarbeit für mich der Idealfall und ein gutes Modell für die Weiterentwicklung.

Literatur

- Bereswill, Mechthild und Gabriele Franziska Götz (Hg.) (2009): Repräsentation und System. Stadt – Sozialer Raum. Kassel. Verfügbar unter: <https://www.uni-kassel.de/ub/publizieren/kassel-university-press/katalog?h=9783899588941>
- Bereswill, Mechthild und Gabriele Franziska Götz (Hg.) (2012): Identität und Öffentlicher Raum. Soziale Beziehungen und Raumstrukturen. Eine Interdisziplinäre Forschungswerkstatt. Verfügbar unter: <https://www.uni-kassel.de/ub/publizieren/kassel-university-press/katalog?h=9783862192885>

Eine homonormative Mogelpackung? Lisa Cholodenkos Film *The Kids are all right* (2010)

Susanne Bach

„Films do more than reflect society; they also construct it.“ (Giroux in Kennedy 122)

Die US-Filmmacherin und Regisseurin Lisa Cholodenko wurde für ihren Film *The Kids are all right* (2010)¹ über zwei lesbische Frauen und deren durch Samenspende gezeugte Kinder mit Lob geradezu überhäuft. *Entertainment* nannte ihn „funny, smart, and sexy“ und schloss mit: „[It] charms audiences into a state of Enlightenment“. Sogar die ansonsten kritische *New York Times* sah *The Kids* als „[a] generous, nearly note-perfect portrait of a modern family“.² Eine Rezension in *The Feminist Spectator* urteilte gar, *The Kids* sei „the lesbian *Brokeback Mountain*“ (N.N. 2010). Der einflussreiche Bewertungs-Aggregator *Rotten Tomatoes* vergab eine Wertung von 92 % und titelte: „Worthwhile [...] as a smart, warm statement on family values“.³

Die negativen Reaktionen auf den Film standen aber in ihrer Vehemenz den positiven in nichts nach. Für Duggan war *The Kids* ein Beitrag zum „lesbischen Horrormovie“ (Duggan, zitiert in Fenske 2018, S. 39); der Film sei „vile, horrifying, repulsive and offensive“, voller „lesbian caricatures“ (zitiert in Holmes 2014, S. 61). Walters moniert die „troubling erasure of queer difference [...] in the see-

¹ Im Folgenden: *The Kids*.

² Alle Zitate: <https://www.youtube.com/watch?v=RixlpHKfb6M> (access date: 12.2.2024).

³ https://www.rottentomatoes.com/m/10012141-kids_are_all_right (access date: 12.2.2024).

S. Bach (✉)
Universität Kassel, Kassel, Deutschland
E-Mail: sbach@uni-kassel.de

mingly benign and inclusive depiction of gay parents and gay kids [...] [thus painting, SB] the traditional picket fence in rainbow hues“ (Walters 2012, S. 919).

Dass *The Kids* Aufmerksamkeit erregen würde, war nicht nur aufgrund der zentralen Themen – u. a. Homosexualität und Samenspende – gesetzt, sondern war auch dem Staraufgebot (u. a. Annette Bening, Julianne Moore und Mark Ruffalo) geschuldet. Mehrfach ausgezeichnet, war der Film im Juli 2010 der finanziell erfolgreichste Film der USA. Eine Aura der Authentizität erhielt er dadurch, dass er angeblich auf realen Erfahrungen der Regisseurin beruht (Horn 2010). Cholo-denکو wollte ihr Werk explizit „viewable“ für Mainstream-Zuschauer:innen machen (zitiert in Du Pree Fine und Whitlock 2012, S. 180), was nichts anderes bedeutet als: „normalizing the nonnormative, or lesbian, characters as much as possible“ (ebd.) bzw. als „de-gaying of gayness“ (Walters 2012, S. 926).

Im Folgenden möchte ich die vielschichtig angelegte Struktur des Films, der nur scheinbar progressiv-liberal das Leben zweier lesbischer Frauen darstellt, genauer untersuchen. Der Impetus der lesbischen ‚Übernahme‘ der bürgerlichen Kleinfamilie steht derart dominant im Vordergrund, dass das Implizite, das Als-selbstverständlich-Vorausgesetzte, das Verschwiegene aus dem Fokus gerät. Wie bei einem Eisberg ahnt man, dass das, was man sieht, nicht alles sein kann (Ricoeur 2008).

Nach einer LGBTQ+-Prägung sucht man vergebens, ist der Film trotz seiner anscheinend bilderstürmerischen Agenda doch nichts anderes als eine „hegemoniale Erzählung“ (DuPree Fine und Whitlock 2012, S. 178). Er ruft klassische Klischees auf, bestätigt sie und hat eine subversiv wirksame, letztlich homonormative Agenda:

„‘homonormativity’ [...] is the proliferation of a culturally specific way of being gay that is enough in sync with existing gender, class, racial, and cultural norms as to be considered ‘acceptable’. Expressions of homonormativity are the flip side of uncritically deployed homophobia. Together, both function to reinscribe culturally acceptable forms of gayness that render its associations with whiteness, gender appropriate behavior and [...] middle-class status invisible and unproblematic“ (O’Brian 2015).

So ist zum Beispiel die fehlende soziale Einbettung des lesbischen Paares eine problematische Leerstelle. „Queere Freund:innenkreise und Verwandtschaft spielen keine Rolle“ (Fenske 2018, S. 44); eigentlich fast undenkbar in einem Film, in dem es um Elternrollen und Verwandtschaft geht. Nic und Jules, ein lesbisches Paar, lebt mit ihren durch Samenspende gezeugten Kindern Joni und Laser als Familie zusammen. Wo aber sind die (Eltern der) Kindergarten- und Schulfreund:innen von Joni und Laser, wo sind Eltern und Geschwister von Nic und Jules? Wo sind die Arbeitskolleg:innen, wo ist die Nachbarschaft? Wo sind Freundesgruppen oder

Sportvereine? Die Familie wohnt in einem hippen Teil von Los Angeles – dennoch scheint die Familie so isoliert zu leben wie Fische im Aquarium, die man distanziert und durch eine Glasscheibe in ihrem künstlichen Biotop beobachten kann.

Nicht nur die Frage nach der gesellschaftlichen Situation von lesbischen Paaren könnte/müsste der Film stellen, so DuPree Fine und Whitlock (2012, S. 182), sondern auch die nach der Rolle der Monogamie. Das klassische Familienideal wird aber zu keinem Zeitpunkt ernsthaft hinterfragt; Diskriminierungserfahrungen werden verschwiegen. Die Kleinfamilie wird stattdessen fetischisiert: „The family, [the film] suggests, is more important than anything else – however unorthodox its members might be“ (Cox 2010).

Das Bild des Eisbergs, bei dem ein relevanter Teil nicht sichtbar ist, kann auch für das Thema der Samenspende Pate stehen. Die komplexen ethischen, soziologischen, psychologischen und auch juristischen Fragen, die das Thema mit sich bringt, ruft der Film scheinbar auf, unterwirft sie aber dann sogleich seinem massentauglichen Entertainment-Anspruch; er versteckt und entwertet sie dadurch. Insofern könnte man *The Kids* als Trojanisches Pferd bzw. als Mogelpackung bezeichnen, denn der Inhalt folgt paradoxerweise nicht den durch den Film geweckten Erwartungen, wie ich im Folgenden zeigen werde.

The Kids beginnt mit einer visuellen Gegenüberstellung, die wie ein Leitmotiv fungiert: In der Eingangssequenz sieht man zwei männliche, weiße Jugendliche, Laser und seinen Freund Clay, die diverse Regeln brechen. Mit einem Skateboard und einem Fahrrad ausgestattet, fahren sie in der Mitte der Straße; Clay wirft während der rasanten Fahrt Mülltonnen um (0:00:00–0:01:08), dann versucht er, auf den Kopf eines Hundes zu urinieren. Später koksen die Jungen gemeinsam und raufen dann mit Clays Vater, der, breitbeinig auf dem Sofa sitzend, ein Eishockey-Spiel im Fernsehen anschauen will und sich durch die Jugendlichen gestört fühlt. Dieser Vater definiert Maskulinität *ex negativo*: „Hey, Mädels, fahrt mal ‘n Gang runter“ (0:02:10) Da sie keine erwachsenen Männer sind, so die implizite Logik, werden die beiden Teenager feminisiert und abgewertet.⁴ Für Laser, so Walters (2012, S. 923), löse die Beziehung seines besten Freundes Clay zu dessen Vater den Wunsch nach „Daddy action“ aus. Im Gegenschnitt dazu sieht man zwei junge Frauen, Joni und ihre Freundin, die mit einem „South-Asian“ (Gupta 2013, S. 110) aussehenden jungen Mann – „a lovely, sensitive boy“⁵ – in einem rosafarbenen, feminin konnotierten Zimmer Scrabble spielen.

⁴Zur Abwertung von Weiblichkeit siehe auch Ortner 1972. Erziehung durch einen Vater heißt in *The Kids*: Er rauft mit seinem Sohn auf dem Fußboden, um seine Dominanz zu beweisen. Erziehung durch die beiden Mütter des Films bedeutet: lange, emotionale Aussprachen.

⁵N.N. 2010; „a ‘raced’ character“ (DuPree Fine und Whitlock 2012, S. 181).

Die Kameraführung unterstreicht den klischeehaft gegenderten Aufbau des Filmbeginns: Die Kamera verfolgt die Jungen verwackelt und mit musikalisch schnellen Rhythmen unterlegt (so als wäre die Kamera ebenfalls auf einem Skateboard oder Fahrrad unterwegs), während vermittelt des Gegenschnitts zu den jungen Frauen ein visueller Ruhepol geschaffen wird. Ein klischeehaftes Kommunikationsverhalten dient ebenfalls der Differenzierung von Geschlecht: Während sich die Jungen gar nicht unterhalten, sondern handeln, redet eine der jungen Frauen über die „vielen süßen Jungs in der Klasse“ und über Sex (0:01:20). Den Kids geht es gut, so scheint es, weil sie sich heteronormativ angepasst verhalten.

Die Schnitt-Gegenschnitt-Sequenzen dienen als eine Art konzeptuelle und gegenderte *establishing shots*; nichts anderes als eine filmische Realisation von Doing Gender im Sinne von West und Zimmerman:

„Doing gender means creating differences between girls and boys and women and men, differences that are not natural, essential, or biological. Once the differences have been constructed, they are used to reinforce the ‚essentialness‘ of gender“ (West und Zimmerman 1987, S. 137).

Die *establishing shots* werden – wie ein Thema und seine Variation – fortgeführt durch eine Szene, die zeigt, wie die Gynäkologin Nic⁶ nach einem langen Arbeitstag nach Hause kommt. Klischeehaft sind die Rollen in ihrer Familie verteilt: Nic ist die Ernährerin der Familie, während Jules die „flaky, slightly-femme“-Hausfrau (Holmes 2014, S. 58) darstellt, die das Abendessen zubereitet hat. Hier folgt die Handlung oberflächlich gesehen dem Filmtitel, der sich wiederum auf einen Song von *The Who* bezieht und dessen Refrain lautet: „Better leave her behind with the kids, they’re alright“.

Die ‚Kinder‘ warten zusammen mit ihrer Mutter auf Nic, die sich aus beruflichen Gründen verspätet hat. Für Fenske (2018, S. 43) stellen sie den „Prototyp des 1950er Kleinfamilienmodells“ dar. Das Äußere der Frauen unterstreicht die Rollenklischees: Nic trägt die Business-Farben Grau und Blau und hat einen maskulin kurzen Haarschnitt. Jules, ihre Frau, ist feminin gezeichnet. Sie hat langes rot-

⁶Hier ist ihr Vorname interessant, da er sowohl männlich als auch weiblich konnotiert sein kann. Zu Recht beschwert sich Walters in einer Fußnote: „[...] why do lesbians in films and television programs always have androgynous or manly names, or just weird names like Cal-liope and Arizona, while the straight people are named, uh, Mark or Paul.“ (Walters 2012, S. 931). Zudem ist Nics Berufswahl, wie ich finde, indikativ – aus dem breiten Spektrum der Medizin hat sie sich ausgerechnet die Gynäkologie herausgesucht, die sich auf weibliche Patienten beschränkt; so, als würde ihre sexuelle Orientierung gar nichts anderes zulassen.

braunes Haar, trägt Schmuck und eine Art Hippie-T-Shirt. Nic nimmt keine Rücksicht auf die Situation (ihre Familie will gerade mit dem Essen beginnen); sie berichtet ohne große Einleitung von der Entfernung von 27 Myomen aus einer Gebärmutter, was von ihrer Frau als „ekelhaft“ bezeichnet wird (0:03:03).

In diesen ersten Minuten positioniert der Film schon einige sehr wichtige, subliminale Statements: Männer und Frauen sind in *The Kids* größtenteils stark traditionell gegendert; und dieses gendering ist schon in der Jugend manifest. Obschon sie ein lesbisches Paar sind, leben Jules und Nic das Ideal der traditionellen heterosexuellen Familienstruktur: Sie teilen die Arbeit auf in einen feminisierten Care-Bereich auf der einen, und in einen maskulin konnotierten Erwerbsarbeitsbereich auf der anderen Seite.

Maskulinität wird als aggressiv, aktiv, anti-sozial und nicht regelkonform gezeichnet; Femininität ist hingegen auf Emotionen bezogen, passiv, (ver)sorgend und auf das Heim ausgerichtet. Beide Frauen entsprechen jeweils vollumfänglich einem der Klischeebilder. Darin können sie aber letztlich nicht erfolgreich sein, denn, so Butler:

„Compulsory heterosexuality sets itself up as the original, the true, the authentic; the norm that determines the real implies that ‚being‘ lesbian is always a kind of miming, a vain effort to participate in the phantasmatic plenitude of naturalized heterosexuality which will always and only fail“ (zitiert in Holmes 2014, S. 68).

Auf diese Art und Weise wird schon ganz am Anfang des Films ein Wiedererkennungsangebot für ein vorwiegend heterosexuelles Publikum geschaffen, das ggf. seine eigene Lebenssituation bzw. deren Idealisierung im Film repliziert sieht. Damit wird das potenziell Fremde, das Andere einer nicht-heterosexuellen Beziehung ausgeklammert, verschwiegen, entwertet, verdeckt. Eine weitere ‚Entwertung‘ der lesbischen Beziehung wird in dem Moment augenscheinlich, als sich Nic und Jules in ihr Schlafzimmer zurückziehen. Schnell wird deutlich, dass sie miteinander schlafen wollen.⁷ Es scheint Usus zu sein, dass sie sich mit einem Porno in Stimmung bringen. Interessanterweise ist dieser Porno aber vom *gaze* her auf männliche Homosexuelle zugeschnitten. Man sieht zwei Männer, die sich lasziv berühren und bald miteinander Verkehr haben werden, so die Logik des Films-im-Film. Der gleichzeitig zum Porno stattfindende Geschlechtsverkehr der Frauen wird dabei nicht gezeigt, man sieht nur Nics Gesicht oberhalb der Bettdecke, während Jules komplett unter der Bettdecke verschwunden ist. Während die sexuellen Aktivitäten im Männer-Porno deutlich sichtbar sind – die Darsteller haben vor

⁷Laut Duggan „the worst lesbian sex scene in the history of cinema“ (in Kennedy 2014, S. 129).

einer stimmungsvollen Westernkulisse auf der Ladefläche eines Pickup-Trucks sehr eindeutig Oral- und analsex⁸ – bleibt die Darstellung der Sexualität der beiden Frauen schamhaft verborgen.

Im Gegensatz zu dem männlichen Paar im Porno endet der Verkehr für Jules und Nic mit Frustration. Erst klagt Nic: „Mir gefallen die Kerle in dem Film nicht, sie sind zu rasiert“, dann ist es ihr zu kalt. Jules bekommt keine Luft mehr (0:07:00 ff.). Der verklemmt wirkende Sex endet mit einem coitus interruptus und endet spektakulär, als eine der Frauen unabsichtlich auf der Fernbedienung den Ton des Pornos viel zu laut einstellt. Während die Männer im Porno anscheinend viel Freude an dem empfinden, was sie machen (0:07:59), beginnt im Bett der Frauen eine so wilde wie panische und slapstickartige Suche nach der Fernbedienung. „Oh mein Gott, die ganze Nachbarschaft hat es gehört“ (0:08:05) klagt Nic ernsthaft verzweifelt.

Wieder wird das Publikum zum Vergleich eingeladen. Während das schwule Paar im Porno problemlos und offen wilden Sex hat (und sich um die Nachbarschaft nicht im Geringsten kümmert), versteckt sich das lesbische Paar unter der Decke, kommt nicht zum Höhepunkt und wird in Slapstick-Manier zu Objekten des Gelächters. Das Publikum soll nicht mit den Frauen lachen, sondern über sie.⁹ Sie versagen auf der ganzen Linie, sie sind „crappy parents, crappy lesbians, crappy lovers, crappy everything“ (Walters 2012, S. 926).¹⁰ Das Familiengefüge ändert sich, als Paul, der Samenspender der beiden Kinder Joni und Laser, auftaucht. Er ist ein cis-Alpha-Mann, der seine maskuline Heterosexualität unreflektiert und selbstbewusst nach außen trägt; er „scheint der ‚Andere‘ zur familiären Spießigkeit zu sein“ (Fenske 2018, S. 43). Ausgestattet mit Lederjacke, Motorrad, einer erfolgreichen Firma und umgeben von diversen jungen und attraktiven Frauen, die mit ihm flirten, trifft ihn die Kontaktaufnahme durch seine biologischen Kinder wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Als er erfährt, dass die Mütter von Laser und Joni les-

⁸Dass der Film damit wenig subtil auf *Brokeback Mountain* (2005) anspielen wollte, ist wahrscheinlich. Nimmt man diese Denkprämisse als gegeben an, so findet sich auch hier die Abwertung einer homosexuellen Beziehung. Zeigte Ang Lee noch komplexe Männerfiguren, so ist der hier verwendete Porno nur noch ein billiger Abklatsch, der sich bei der Bildlichkeit und dem Assoziationsreichtum des Originals bedient, und eine schlechte Kopie liefert, die nur noch Porno, nicht aber Kunst ist.

⁹Vgl. Bergson 2011. Mit Bezug auf den Samenspender von Joni und Laser, Paul, handhabt der Film das anders; wir sollen mit ihm lachen, nicht über ihn; ich denke bspw. hier an die Szene, in der er Laser über die Samenspende berichtet (0:38:54 ff.).

¹⁰Dies passt zu Mulveys Beobachtung bezüglich des Phallozentrismus: „The paradox of phallogentrism in all its manifestations is that it depends on the image of the castrated woman to give order and meaning to its world“ (Mulvey 1993, S. 432).

bisch sind, stammelt er erst am Telefon und findet dann nicht die richtigen Worte: „Ich liebe Lesben“ (0:12:40) rutscht ihm heraus und schon in der Sekunde danach kann man sehen, wie überaus peinlich ihm dieser Satz ist. Die Kontaktaufnahme an sich und die soziale Situation seiner Kinder sind für ihn derart ‚anders‘, dass er aus seinen Routinen und seiner Selbstsicherheit abrupt herausgerissen wird. Hier kann man einen Riss in der glatten Fassade der Filmlogik wahrnehmen, denn Pauls Unbehagen der sexuellen Orientierung der Frauen gegenüber offenbart eine kognitive Dissonanz, die vielleicht einige Zuschauer:innen teilen. Potenzielle Voyeur:innen, die andere Lebensentwürfe sicher und distanziert im Kino erleben wollen, sehen nun sich selbst gespiegelt in dem nicht aufgelösten Unbehagen Pauls, dem die Worte fehlen und der sich so erkennbar blamiert.

Laser und Joni finden Paul sympathisch und fühlen sich zu ihm hingezogen. Auch Jules verfällt seinem Charme; er bietet der arbeitslosen Landschaftsgärtnerin einen Job an. Schon bald landen Jules und Paul im Bett und vollenden Jahre später quasi das, was durch die Samenspende vorweggenommen wurde. Der Sex zwischen ihnen (ab 0:52:30) findet alles andere als unter der Decke statt, er wird vom Film geradezu fetischisiert und in diversen Stellungen zelebriert. Als Jules endlich Pauls Penis (*off-camera*) sieht, reagiert sie mit den lauten Ausrufen „Oh! Whoa! Ho! Ha-llo!“ und „kniert“ vor Pauls Geschlechtsteil „nieder“ (Walters 2012, S. 922).

Die Darstellung des folgenden Geschlechtsverkehrs geht in ihrer Explizitheit noch über die der männlichen Pornodarsteller hinaus. Der Penis wird eindeutig zum Fetisch. Jules lobpreist ihn, als wäre er der heilige Gral; die Szene ist filmisch eindeutig überzogen, ohne dass dies jedoch satirisch oder kritisch gebrochen wäre. Sie ist nicht doppeldeutig, es gibt keinen alternativen Subtext. Jules agiert wie ein Kind, das ein Weihnachtsgeschenk auspackt. Dahinter kann eigentlich nur das alte Vorurteil stehen, dass lesbischen Frauen angeblich einfach nur der richtige Mann fehlt, dass sie das eigene Geschlecht nach Freud als „verkümmert“ und „minderwertig“ empfinden (Freud 1932, S. 93, S. 104) oder dass sie die Phase des „Penis-neids“ (ebd., S. 102) nicht überwinden konnten.¹¹ Kurz und schlecht:

„...the film loads sexual inertia, domestic dowdiness and bourgeois complacency onto the lesbian couple and leaves the sperm donor dad in the enviable position of being free, cool and casually sexual“ (Halberstam in Walters 2012, S. 921).

In der Folge werden Brüche innerhalb der Familie sichtbar, die bislang überdeckt waren. Sie zeigen sich in öffentlichen und privaten Szenen, die Inszenierung im

¹¹ Natürlich sind Freuds Thesen überholt; ich verweise aber dennoch darauf, da sie sich im kulturellen Unbewussten abgelagert haben und von dort abgerufen werden können.

Sinne Goffmans funktioniert nicht mehr; ein bislang unsichtbarer Konsens innerhalb der Familie wurde aufgekündigt. Es stehen sich zwei Patriarchen gegenüber, die diese Familie als die ihre betrachten: Paul und Nic. Der eine ist der biologische Vater, die andere ist von ihrem Selbstverständnis her der soziale Vater. Nic versteht die Familie als ihren Besitz: „...das ist *meine* Familie“ (1:28:35; meine Hervorhebung). Beide Patriarchen scheitern: Paul, weil er sich heimlich mit Jules eingelassen hat und die ‚Familie‘ verliert; und Nic, weil sie „the cold, controlling and hard-drinking working mom from hell“ (Walters 2012, S. 922) ist und damit ihren Anteil am Scheitern der Familie hat.

The Kids endet mit einem schrägen, sehr fragwürdigen Happy End. Joni, die Tochter, geht aufs College und zieht in eine andere Stadt, ihre Familie hilft ihr beim Umzug. Laser verabschiedet sich von seiner Schwester alleine, und sie sagt signifikanterweise zu ihm: „Tut mir leid, dass ich dich *mit denen* allein lasse“ (1:35:40, meine Hervorhebung).¹² Joni, Nic und Jules liegen sich dann in den Armen, während Laser abseits wartet. Die beiden Mütter brechen in Tränen aus.

Auf der Rückfahrt sind sie dann nur noch zu dritt zu sehen – Laser und seine Mütter – und es ergibt sich folgender Dialog:

Laser: Trennt Euch nicht, wenn Ihr mich fragt.

Nic: Nein? Wieso nicht?

Laser: Ihr sind einfach zu alt.

Nic: Danke, Laser. (ab 1:37:20)

Nic und Jules halten Händchen, und der Abspann beginnt.

Wichtig ist hier wieder die Abwertung, die jetzt, nach dem Kontakt mit Paul und der heterosexuellen Welt, für die er steht, deutlich wird. Joni bedauert, dass sie ihren Bruder mit „denen“ alleine lässt und Laser weist wenig subtil darauf hin, dass sie in ihrem Alter wahrscheinlich keine neuen Partner:innen mehr finden werden und deshalb zusammenbleiben sollten. Nachdem ihnen schon von Anfang an keine lustvolle Beziehung zugesprochen wurde, bleibt den beiden Frauen am Ende auch noch eine Beziehung aus Liebe verwehrt: Sie bleiben aus pragmatischen Gründen zusammen; für sie gibt es kein *happy ending*, sondern die Abwertung durch die eigenen Kinder.

Für Paul gar bietet der Film gar kein Ende, der biologische Vater endet real und metaphorisch „[left] out in the cold“ (Halberstam in Brooks 2014, S. 112). Er verschwindet einfach irgendwann von der Bildfläche, ohne jeglichen Protest der Kin-

¹²Auch hier findet man bei Freud eine ‚traditionelle‘ Bestätigung: „Die Abwendung [des Mädchens] von der Mutter geschieht im Zeichen der Feindseligkeit...“ (Freud 1932, S. 99).

der oder von Jules; alles Menschen, denen er etwas bedeutet hat. Der potenzielle ‚Held‘ der Komödie wird verdrängt von einem ‚kollektiven Helden‘: „...in diesem Fall ist es die Familie“ (Fenske 2018, S. 44). Die durch Paul aufgerufenen Fragen nach Vaterschaft und der damit einhergehenden Verantwortung, nach heterosexuellen Beziehungsstrukturen sowie nach den ethischen Aspekten von Samen-spenden verschwinden zusammen mit ihm.

Das Zusammenhalten der Familie hat ihren Preis – nämlich den der Ausgrenzung anderer: Paul, der lebenslustige Heteromann; Luis, der von Jules angestellte Hispano-Gärtner, der als Karikatur für „comic relief“ (Kennedy 2014, S. 127) dient, und Tanya, die als *raced* (DuPree Fine 2012, S. 181) markierte ex-Freundin von Paul (die fast ausschließlich über ihre Sexualität definiert wird) (Kennedy 2014, S. 127); Jai, der ebenfalls als *raced* gekennzeichnete Freund und *love interest* von Joni. Sie alle werden ausgegrenzt und ihre Geschichten werden weder mit einem Ende und schon gar nicht mit einem *happy ending* belohnt; „...the three people of color have been dumped, fired or left behind in confusion“ (Hernandez in Gupta 2013, S. 110). Hinzuzufügen wäre, dass sie auch dem Voyeurismus, der Exotisierung und dem Amusement preisgegeben wurden. Das wird exemplarisch sichtbar, als sich Nic und Jules eine Folge aus der *National Geographic* Serie „Locked Up Abroad – Uganda, Death in the Jungle“ anschauen. In dieser Folge wird deutlich, dass people of color exotisiert, objektiviert, dämonisiert, aber auch Auslöser von überlegenem Gelächter werden können (Kennedy 2014, S. 126 f.).

Wie sieht das Ende von *The Kids* aus? Es dominiert die Abwertung der lesbischen Beziehung. Das letzte Bild des Films zeigt Laser, der arrogant grinsend auf dem Rücksitz im Auto seiner Mütter sitzt. Man kann die Szene so verstehen, als sähe man hier kurz in die heterosexuelle Zukunft eines jungen Mannes, der durch den Kontakt mit einem erwachsenen Mann und Vater selbst endlich erwachsen werden konnte.¹³ Sein Grinsen kann man als abschätzig verstehen; er diskriminiert Jules und Nic auf zwei Ebenen – als Frauen und als queere Frauen. Damit folgt er in klassisch freudianischer Hinsicht der ‚normalen‘ Entwicklung des Jungen (Freud 1921, S. 44). In dieser Logik wird Weiblichkeit als Bedrohung wahrgenommen: „...a presupposed sameness between men is construed as a prerequisite for male identity, and gender difference – femininity construed as fundamentally different from masculinity – is seen as posing a danger for development“ (Bereswill 2018, S. 361).

The Kids schreibt Stereotypen fort, so DuPree Fine, „and reinforces normative ideologies of what it means to be lesbian in the twenty-first century U.S.“ (2012,

¹³Vgl. hier besonders Bereswill's kritische Beobachtungen zum Fehlen der „necessary male role models for the formation of a male identity“ (2018, S. 351).

S. 178). Eine Analyse der Identitätskategorien zeigt die intersektionale Relevanz von *race*, *class* und *gender/gender performance*. Die Frauen sind weiß, *upper middle class* und haben eine College-Ausbildung. Sie wohnen in einem schönen Haus, beide sind am Ende berufstätig. Der Film markiert *whiteness* nicht eindeutig, wie DuPree Fine zeigen kann:

„The film intertwines whiteness and homonormativity quite intimately, as understanding what it means to be normal essentially means understanding what it means to belong to unmarked identity categories. Unlike oppression, privilege does not leave a trail of evidence, since, once routinized, privilege functions largely as an unmarked category. [...] It is no coincidence that almost all the characters [...] are white as this is a story that primarily serves to normalize lesbianism“ (Du Pree Fine und Walckers 2012, S. 181).

Frustriert schließt sie, dass der Film seinem Publikum beibringt, was „akzeptabel und normal ist und was Aufmerksamkeit verdient“ (ebd., S. 184, meine Übersetzung). Jack Halberstam geht argumentativ noch weiter als DuPree Fine, für ihn ist *The Kids* – „whether the film means to or not“ – „a scathing critique of gay marriage“ (zitiert in Brooks 204, S. 112). Er führt weiter aus:

„this film, like many a heterosexual drama that turns the family inside out only to return to it at the film’s end, shows that marriage is sexless, families turn rotten with familiarity, lesbians over parent and then it asks us to invest hope in this very arrangement“ (zitiert in Brooks 2014, S. 131).

Allein schon durch die Titelgebung werden die zwei lesbischen Frauen, die eigentlich im Mittelpunkt stehen, dezentriert: es geht um ihre Kinder, denen es offensichtlich nicht ‚geschadet‘ hat, in einem lesbischen Haushalt aufzuwachsen, ‚the kids are all right‘. Deren im Film dargestellte Übergangsriten – mit Paul als Katalysatorfigur – können als gelungen charakterisiert werden. *The Kids are all right* hätte theoretisch auch *Nic and Jules* heißen können. So heißt er aber nicht. Der Fokus wird eindeutig auf die Kinder gelenkt und suggeriert so einen Mittelpunkt, den sie aber gar nicht einnehmen (und schafft somit eine weitere Mogelpackung).

Zudem formuliert der Film eine nicht gestellte, aber implizierte Frage, auf die der Titel zu antworten scheint: nämlich die nach dem Wohlergehen der Kinder angesichts der Situation, in der sie leben (*How are the kids?*/The kids are all right). Filmlogisch kann die Frage nur von den Zuschauer:innen kommen, denn alle Figuren im Film wissen um das Wohlergehen der Kinder. Die Frage wird aus einer heteronormativen Perspektive gestellt; sie impliziert die Sorge um das Kindeswohl angesichts von homosexueller Elternschaft. Zudem ist das Attribut *kids* nicht ganz zutreffend; Laser ist ein Teenager, Joni eine junge Erwachsene. Durch die

Verkindlichung der beiden wird die Sorge um ihr Wohlergehen noch erhöht, denn je jünger Kinder sind, umso weniger können sie sich des elterlichen Einflusses erwehren.

Eine „lesbische Kultur und lesbische Beziehungen“ wurden und werden oft genug „unsichtbar“ gemacht (Walters in Holmes 2014, S. 59). Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit auf der einen sowie dominante Markierung und versteckte Implikation auf der anderen Seite sind Analyseparameter, die eine Re-Fokussierung des scheinbar so eingängigen, erfolgreichen Films ermöglichen. Die fehlende Einbettung in eine größere Gruppe von Freund:innen und Familie auf der Makro-Ebene ist dabei ebenso relevant wie Details auf der Mikroebene; bspw. das laute Stöhnen der Männer im Porno, das die Stille der Frauen konterkariert. Der Voyeurismus des Publikums wird mittels der offensiven Rahmung durch das konservative Beziehungs- und Familienmodell verdeckt und überschrieben: Differenz ist eingebettet in eine Normalität, die beruhigt (Walters 2012; S. 924).

Nach subversiven oder widerständigen Augenblicken sucht man in *The Kids* vergeblich; „[it] promotes the invisibility of white privilege in the struggle for lesbian acceptance within the heteronormative gaze“ (Kennedy 2014, S. 120). Der Film schreibt monologisch bestehende Vorurteile und sexistische Genderklischees fort; er ist ein Beispiel für die „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“, denn parallel zu einer rechtlichen und moralischen Liberalisierung gegenüber queeren Identitäten und Lebensstilen [können] mediale Formen der Inszenierung heteronormativer Geschlechtsstereotype beobachtet werden“ (Magin und Stark in Kuster 2020, S. 10).

Hochgradig problematisch ist, dass bestehende Vorurteile und sexistische Geschlechterstereotype unter dem Deckmantel eines liberal-aufklärerischen Gestus fortgeschrieben werden. *The Kids are all right* – mit all den Chancen, die er aufgrund seines Sujets theoretisch gehabt hätte – verkommt so zu einer homonormativen Mogelpackung. Cholodenkos Film verhält sich zu seinem eigenen Potenzial wie der Schwulen-Porno zu *Brokeback Mountain*: ein billiger Abklatsch, der sich zwar in Hinblick auf Bildlichkeit und Assoziationsreichtum der Thematik bedient, aber eben nur eine schlechte Kopie abliefert. Dies mag paradox klingen, entspricht aber (leider) der Realität.

Medien

Cholodenko, Lisa (Dir.): *The Kids are all right* (USA 2010).

Lee, Ang (Dir.): *Brokeback Mountain* (USA 2005).

Townshend, Pete[r] (lyrics): *The Kids are all right*. (The Who 1965).

Literatur

- Bereswill, Mechthild (2018): Boys – the Disadvantaged Gender? In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, 43, H. 2, S. 348–363.
- Bergson, Henri (2011): Das Lachen. Ein Essay über die Bedeutung des Komischen. Hamburg: Meiner.
- Bourdieu, Pierre et al. (1997): Eine sanfte Gewalt. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Irene Dölling und Margareta Steinrück. In: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 218–232.
- Bradbury-Rance, Clara (2013): Queering Postfeminism in Lisa Cholodenko's *The Kids are all right*. In: Gwynne, Joel (Hrsg.): Postfeminism and Contemporary Hollywood Cinema. Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 27–43.
- Brooks, Jodi (2014): *The Kids are all right*, the Pursuit of Happiness, and the Spaces Between. In: Camera Obscura, 29, H. 1, S. 111–135.
- Cox, David (2010): The Kids are all right. But are they? In: The Guardian, 1.11.2010 (<https://www.theguardian.com/film/filmblog/2010/nov/01/the-kids-are-all-right>) (access date 16.02.2024).
- DuPree Fine, Zoe/Whitlock, Mary Catherine (2012): Guess Who's Coming to Dinner? A Review of Homonormativity in *The Kids Are All Right*. In: Journal of Humanity & Society 36, H. 2, S. 178–185.
- Fenske, Uta (2018): Familie queeren? THE KIDS ARE ALL RIGHT (2010) und CONCUSION (2013). In: Navigationen – Zeitschrift für Medien- und Kulturwissenschaften, 18, H. 1, S. 39–57.
- Freud, Sigmund (1921): Massenpsychologie und Ich-Analyse. Stuttgart: reclam 2024.
- Freud, Sigmund (1932): Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Frankfurt a. M. 2023.
- Fritz, Ben (2010): 'The Kids Are All Right' enjoys high-grossing debut in limited release. <https://www.latimes.com/archives/blogs/company-town-blog/story/2010-07-11/the-kids-are-all-right-enjoys-high-grossing-debut-in-limited-release> (access date: 12.2.2024).
- Goffman, Erving (2008): The Presentation of Self in Everyday Society. New York: Anchor Books.
- Gupta, Kristina (2013): Picturing Space for Lesbian Nonsexualities. Rethinking Sex-Normative Commitments through *The Kids Are All Right* (2010). In: Journal of Lesbian Studies 17, S. 103–118.
- Holmes, Tara J. (2014): Queer Possibilities: Disidentification and Queer Spectatorship in Black Swan and The Kids are all right. MA Thesis, Univ. of North Carolina at Greensboro. Online Publication (access date: 13.2.2024).
- Horkheimer, Max/Adorno Theodor W. (1947): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Leipzig: Verlag Philipp Reclam jr. 1989.
- Horn, John (2010): 'The Kids Are All Right' is an appropriate opener for the Los Angeles Film Festival. <https://www.latimes.com/archives/la-xpm-2010-jun-17-la-et-kids-20100617-story.html> (access date: 12.2.2024).
- Howard, Sheena (2014): The Kids are all right. A Mediated Ritual Narrative. In: Women & Language 36, H. 2, S. 81–88.
- https://www.rottentomatoes.com/m/10012141-kids_are_all_right (access date: 12.2.2024).

- Kennedy, Tammie M. (2014): Sustaining White Homonormativity. *The Kids Are All Right* as Public Pedagogy. In: *Journal of Lesbian Studies* 18, S. 118–132.
- Kuster, Friederike (2020): Mann – Frau: die konstitutive Differenz der Geschlechterforschung. In: Kortendieck, Beate et al. (Hrsg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: Springer, S. 3–12.
- Mulvey, Laura (1993): Visual Pleasure and Narrative Cinema. In: Warhol, Robyn R./Price Herndl, Diane (Hrsg.): *Feminisms. An Anthology of Literary Theory and Criticism*. New Brunswick, New Jersey: Rutgers UP, S. 432–442.
- N.N. (2010): *The Kids are All Right*. <https://feministspectator.princeton.edu/2010/07/30/the-kids-are-all-right/> (access date: 13.2.2024).
- O'Brien, Jodi (2015): Heterosexism and Homophobia. <https://www.sciencedirect.com/topics/social-sciences/homonormativity> (access date: 13.02.2024).
- Ortner, Sherry B. (1972): Is Female to Male as Nature Is to Culture?. https://www.uio.no/studier/emner/sv/sai/SOSANT1600/v12/Ortner_Is_female_to_male.pdf (access date: 26.03.2024).
- Ricoeur, Paul (2008): *Freud and Philosophy. An Essay on Interpretation*. New Haven: Yale UP.
- The Kids Are All Right* – Official Trailer. <https://www.youtube.com/watch?v=RixlpHKfb6M> (access date: 12.2.2024).
- Walters, Suzanna Danuta (2012): The kids are all right but the lesbians aren't: Queer kinship in US culture. In: *Sexualities* 15, H. 8, S. 917–933.
- West, Candace/Fenstermaker, Sarah (1995): Doing Difference. In: *Gender and Society* 9, H. 1, S. 8–37.
- West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987): Doing Gender. In: *Gender and Society* 1, H. 2, S. 125–151.

Praxisforschung, Pragmatismus und Verletzlichkeit. Eine subjekttheoretische Spurensuche bei Jane Addams

Karen Wagels

Praxisforschung ist zu einem attraktiven und anerkannten Mittel der Erkenntnisgenerierung und Problembewältigung gleichermaßen avanciert. Vor dem Hintergrund dringlicher Probleme in sozialen Handlungsfeldern versprechen sich Vertreter:innen einer unter Druck stehenden Praxis, politische Entscheidungsträger:innen wie auch Akteur:innen hochschulischer Institutionen Lösungen und Antworten auf Fragen, die aus Praxisfeldern heraus entwickelt und auf diese bezogen wissenschaftlich bearbeitet werden. Praxisforschung bezeichnet empirische Forschungsansätze, in denen Praktiker:innen zu je unterschiedlichem Grad in die Wissensproduktion einbezogen sind und so die etablierte Trennung zwischen Wissenschaft, Politik und Praxis neu austarieren (Munsch 2012). In diesem Zusammenhang verweist Liebsch auf die Gefahr eines heutigen Verständnisses von Praxis „als rein konkretes, zweckgerichtetes Handeln, im Sinne der aristotelischen Poiesis“ (Liebsch 2016, S. 293) und plädiert demgegenüber dafür, „die grundlegende Differenz zwischen Theorie und Praxis produktiv werden zu lassen“ (ebd., S. 296). Ebenso betonen Bereswill und Ehlert (2012) den notwendig reflexiven Prozess der Auseinandersetzung mit soziologischen Theorie-Ansätzen, um tiefgreifenden gesellschaftlichen Problemen handelnd begegnen zu können.

K. Wagels (✉)

Hochschule für Wirtschaft und Gesellschaft Ludwigshafen,
Ludwigshafen am Rhein, Deutschland

E-Mail: karen.wagels@hwg-lu.de

© Der/die Autor(en), exklusiv lizenziert an Springer Fachmedien

271

Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2025

G. Ehlert et al. (Hrsg.), *Perspektivwechsel: das Hinterfragen des Selbstverständlichen*, https://doi.org/10.1007/978-3-658-49227-4_21

Ausgehend von diesem Spannungsfeld, in das Praxisforschung eingebunden ist, gehe ich hier der immer wieder (neu) diskutierten Frage nach, welche Momente eine engagierte und sich als gesellschaftskritisch verstehende Praxisforschung ausmachen. Während Munsch eine erneute Beschäftigung mit Aktionsforschung für die Repolitisierung sozialpädagogischer Praxisforschung anregt (Munsch 2012, S. 1185), begeben sich auf Spurensuche in den Anfängen einer wissenschaftlich begründeten Praxisforschung. Diese verorte ich in einer pragmatistischen Wissenschaftsauffassung, die handelnde Praxis als Ausgangs- und Bezugspunkt wissenschaftlicher Tätigkeit konzeptualisiert. Grundlegende Prämisse ist das Bekenntnis zu einer Involviertheit in gesellschaftliche Verhältnisse: „Das Denken der Akteure (wie der wissenschaftlichen Beobachter[:innen, KW]) steht nicht außerhalb der Wirklichkeit, sondern ist sowohl von deren praktischer Erfahrung geprägt als auch selbst konsequenzenträchtig“ (Strübing 2014, S. 41). Während die wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Grundlagen des Pragmatismus üblicherweise der Chicago School of Sociology und John Dewey als einem ihrer prominenten Vertreter zugeschrieben werden, wende ich mich der zeitgleich entstehenden, primär mit Praxis und Sozialpolitik identifizierten Hull House School of Sociology (Deegan 2002, S. 9) und Jane Addams¹ als eine ihrer Protagonist:innen zu.

Das in der Praxis des Settlements Hull House entwickelte und mit der Person Jane Addams verknüpfte pragmatistische Wissenschaftsverständnis ist Gegenstand von Analysen, die vornehmlich mit geschlechtertheoretischen Bezügen formuliert werden.² Aktuell legt Streicher (2023a, b) einen Vorschlag pragmatistischer Sozialer Arbeit vor, der sich an der Sozialphilosophie Jane Addams' orientiert und sich als Aufforderung zum Dialog zwischen Philosophie und Sozialer Arbeit versteht. Demgegenüber begeben sich in diesem Beitrag auf eine subjekttheoretische Spurensuche, die die konstituierenden Momente der Sprechposition von Addams in der Verschränkung gesellschaftlicher Kategorien herausarbeitet. An Originaltexten von Jane Addams ergänzt um biographische Analysen³ rekonstruiere ich (1.) Erfahrungen und Wendepunkte in ihrem Leben und fokussiere die hier wirkenden

¹ Jane Addams ist nicht nur Mitgründer:in des Settlements Hull House in Chicago und Vertreter:in eines in handelnder Praxis gründenden Pragmatismus, sondern international engagierte Frauen*rechtler:in, Friedensaktivist:in und Friedensnobelpreisträger:in.

² Vgl. Althans 2007; Braches-Chyrek 2013; Miethe 2012; Pinhard 2009; Weinbach 2003.

³ Für die Rekonstruktion beziehe ich mich einerseits auf die von Jane Addams retrospektiv verfassten, konzeptuellen Beschreibungen in ‚Twenty Years at Hull House‘ (Addams 1911), in denen sie ihre auch lebensgeschichtlichen Erfahrungen konsequent ins Verhältnis setzt zu gesellschaftlichen Bedingungen. Darüber hinaus ziehe ich biographische Analysen heran, die auf einen breiten Fundus an Material inklusive persönlicher Korrespondenz zurückgreifen (Knight 2010; Herring 2007).

gesellschaftlichen Kräfte der Positionierung, der Begrenzung und Überschreitung. In einem weiteren Schritt (2.) ziehe ich die Situation eines Stierkampfs heran, die Jane Addams selbst als entscheidend für die Gründung eines Settlements markiert, und arbeite an der Reflektion dieser Erfahrung die Wahrnehmung von Verletzlichkeit als Moment einer pragmatistischen Haltung heraus. In den abschließenden Überlegungen (3.) diskutiere ich den Umgang mit Privilegien in ihrer Bedeutung für eine sich als macht- und gesellschaftskritisch verstehende Praxisforschung.

1 Gesellschaftliche Widersprüche und subjektive Erfahrungen

Jane Addams (1860–1935) lebt in einer Zeit des Umbruchs: Massive Industrialisierung und Urbanisierung, der Kampf um die Abschaffung der Sklaverei sowie Migrationsbewegungen über die Kontinente hinweg prägen das liberal-progressive Klima in den Nordstaaten der Amerikas am Ende des 19. Jahrhunderts. Zugleich gründet der Wohlstand einer prosperierenden bürgerlich-weißen* Mittel- und Oberschicht, der sie angehört, auf der Verschleppung und Ausbeutung von BIPoC⁴ aus den kolonisierten Ländern des afrikanischen Kontinents, auf der Aneignung hier vorhandener Rohstoffe sowie auf der Ausnutzung vollkommen ungeschützter Arbeitskräfte, die aus den Südstaaten sowie dem euroäischen Kontinent migrieren (Braches-Chyrek 2013, S. 131). Jane Addams, die selbst eine behütete Kindheit im ländlichen Cedarville, Illinois, erlebt, erinnert die erste bewusste Wahrnehmung von Armut im Alter von sechs Jahren (Addams 1911, S. 8 f.). Im Austausch mit ihrem Vater John H. Addams vermittelt sich ihr eine philanthrope Haltung, die von der Gleichheit aller Menschen ungeachtet äußerer Umstände ausgeht. Darüber hinaus entwickelt Jane Addams, sich selbst und ihre privilegierte Situation ins Verhältnis zu diesen Armutsbedingungen setzend, eine erste Ahnung der strukturellen Bedeutung von sozialer Ungleichheit.

Als jüngste von fünf Kindern wächst Jane Addams in einer bildungsbürgerlich-weißen*, sehr wohlhabenden Familie auf. Der Vater beginnt seinen Weg als Lehrling in einer Mühle und gelangt durch Heirat und die Investition des Kapitals seiner Schwiegerfamilie in Landbesitz zu großem Reichtum. In den Erinnerungen von Jane Addams (1911) wie auch in der Biographie von Knight (2010) wird er als äü-

⁴Ich wähle hier BIPoC als eine aktuelle politische Selbstbezeichnung von Black and Indigenous People and People of Colour, die nicht auf biologistische Kategorien, sondern auf Positionierungen und einen gemeinsamen Erfahrungshorizont in rassistischen Verhältnissen verweist.

berst gebildeter, evangelikalisch-christlich geprägter Mensch beschrieben, der als Senator für die republikanische Partei kandidiert und sich für eine liberal-progressive Gesellschaft einsetzt (Knight 2010, S. 8 ff.). Seine Politik ist von einer bürgerlich-religiös geprägten Moral motiviert und liberalen Wirtschaftsideen verpflichtet, die für den Bau staatenübergreifender Transportwege sogar in einen klandestinen Aktivismus für die Abschaffung der Sklaverei in den Südstaaten mündet (ebd., S. 18). Zum philanthropen Menschenbild gehört, dass der Vater seinen umfassenden Buchbestand den Bewohner:innen des Ortes als öffentliche Bibliothek zur Verfügung stellt. Dies hat Einfluss auf die junge Jane Addams, die, „hungry for beauty and meaning“ (ebd., S. 11), sich voller Leidenschaft, Neugier und Vorstellungskraft der intellektuellen Welt der Bücher zuwendet.

Jedoch weist diese Welt der jungen Jane Addams schon früh existenzielle Bruchstellen auf: Ihre Mutter, die als hilfsbereite und wohlthätige Frau* gilt und auch von Jane Addams als zärtlich und liebevoll erinnert wird, verliert sie im Alter von zwei Jahren durch einen Sturz bei einem ihrer Krankenbesuche in der Nachbarschaft. Sollte sie als Zweijährige zunächst nicht an das Bett der Sterbenden gelassen werden, sorgt die Mutter selbst dafür, dass sie Abschied nehmen kann (Knight 2010, S. 3). Bis ins frühe Erwachsenenalter macht Jane Addams weitere Erfahrungen mit dem Tod in ihrem nahen Umfeld: Im Alter von 6 Jahren stirbt ihre 16 Jahre alte Schwester an Typhus; für Jane Addams war sie nach dem Tod der Mutter zu einer Bezugsperson geworden. Aufgrund ihres jungen Alters wird sie von der Teilnahme an der Bestattung ausgeschlossen und mit der Verarbeitung allein gelassen. Als Jane Addams 15 Jahre alt ist, stirbt ihre Kinderfrau Polly, die auch schon ihre Mutter großgezogen hatte. Diesen Abschied nimmt sie als existenzielle Erfahrung wahr, als „sense of solitude, of being unsheltered in a wide world of relentless and elemental forces“, wie sie Jahrzehnte später erinnert (Addams 1911, S. 14). Schließlich stirbt der Vater, als sie 22 Jahre alt ist, an den Folgen einer Blinddarmentzündung. Ihre späteren Einstellungen sind davon nachhaltig geprägt:

„Perhaps I may record here my protest against the efforts, so often made, to shield children and young people from all that has to do with death and sorrow, to give them a good time at all hazards on the assumption that the ills of life will come soon enough. Young people themselves often resent this attitude on the part of the elders; they feel aside and belittled as if they were denied the common human experiences. They too wish to climb steep stairs and to eat their bread with tears, and they imagine that the problems of existence which so press upon them in pensive moments would be less insoluble in the light of these great happenings“ (Addams 1911, S. 15).

Hier zeigt sich die Reflexion der eigenen Erfahrung, die Gelegenheit und Kapazität zur Verarbeitung existenzieller Situationen aufgrund ihres Alters aberkannt zu

bekommen. Jungen Menschen werde auf diese Weise wichtige Erfahrungen vor-
 enthalten, die nicht nur zum Leben dazu gehören – von Butler (2016) als grund-
 legende Abhängigkeit und Prekarität menschlicher Existenz konzeptualisiert –,
 sondern auch zu dessen Bewältigung beitragen. Es ist dieses Begehren nach dem
 ‚realen Leben‘, „to live in a really living world and refusing to be content with a
 shadowy intellectual or aesthetic reflection of it“ (Addams 1911, S. 34), das Jane
 Addams zeitlebens antreibt und ihr persönliches wie politisches Werden ausmacht.
 Dabei ist ihr Wunsch nach Bildung und Intellektualität begleitet vom Drang nach
 Überschreitung der für sie vorgesehenen bürgerlich-häuslichen Sphäre, ohne dass
 dieser bereits eine Richtung hätte. Der Widerspruch zwischen Intellektualität, in
 die sie als Tochter einer wohlhabenden bürgerlich-weißen* Familie hineinwächst,
 und ihrer als weiblich gelesenen gesellschaftlichen Positionierung spiegelt sich in
 ihrem Bildungsweg und kulminiert in ersten Enttäuschungen der von ihr ent-
 wickelten und artikulierten Lebensperspektiven.

So muss sie sich bei der Wahl des Colleges auf einen Kompromiss einlassen,
 der nach Knight (2010, S. 21 ff.) über Jahre eine große Kränkung darstellt: Da ihr
 Vater zu den Stiftern des nahegelegenen Rockford Female Seminary gehört und
 seine Töchter – den gesellschaftlichen Erwartungen entsprechend – in der Nähe
 wissen will, untersagt er ihr den Besuch des weiter entfernt liegenden Smith Col-
 lege, das zu jener Zeit eine der wenigen Institutionen ist, die weiblich gelesenen
 Menschen einen akademischen Abschluss ermöglichen. Diese Entscheidung des
 Vaters verunmöglicht ihren Berufswunsch, Ärzt:in zu werden und mit Menschen
 zu arbeiten, die unter Armutsbedingungen leben (Knight 2010, S. 35), und noch
 Jahrzehnte später erwähnt Jane Addams ihre tiefe Enttäuschung darüber im Ge-
 spräch mit ihrem Neffen (ebd., S. 21). Unter dem Eindruck der Rückkehr einer
 ihrer Schwestern nach einem Jahr in Europa lenkt sie ein, denn eine solche Reise
 wird auch ihr als Ausgleich für den Besuch des Rockford Female Seminary in Aus-
 sicht gestellt.

Während sie in den ersten beiden Jahren noch hofft, den Vater durch überdurch-
 schnittlich gute Leistungen überzeugen zu können, geht sie das dritte Jahr am
 Rockford Female Seminary aus eigener Überzeugung an. Den Grund sieht Knight
 (2010) in dem Einfluss einer Lehrer:in, Caroline Potter, die zeitgenössische gesell-
 schaftswissenschaftliche und philosophische Literatur wie auch Debatten insbe-
 sondere um das Geschlechterverhältnis mit den Schüler:innen teilt. Zu den libera-
 len bis revolutionären Autoren, die sie über den Vater kennt, gesellen sich nun pu-
 blizierende Frauen*, die den bürgerlich-weißen* Student:innen Anlass und Mittel
 für ein neues Engagement zur Gleichstellung an die Hand geben. So kämpfen sie
 für die Umwandlung des Rockford Female Seminary auf das Niveau eines – bis-
 lang männlich gelesenen Personen vorbehaltenen – Colleges (Addams 1911). Mit

Enthusiasmus und Erfolg schließt Jane Addams das Rockford Female Seminary mit einer „intellektuell kühnen“ Arbeit (Ross 1998, S. 136) zu weiblicher Intuition als wirksame Erkenntnisform der Wahrheit ab. Dies sollte nicht als eindimensionale Affirmation der Geschlechterdifferenz gedeutet werden, sondern im Gegenteil: Jane Addams mischt sich in den damals geführten Diskurs um ‚rationale Intuition‘ als Männern vorbehaltenen Zugang zu Realität ein. Danach beginnt sie ein Studium am Woman’s Medical College in Philadelphia, das sie aufgrund von gravierenden Wirbelsäulenproblemen, die sie seit ihrer Kindheit begleiten, nach einem halben Jahr jedoch abbricht.

Die Erkrankung, die auf eine Viruserkrankung in ihrer Kindheit zurück geht, wird in den damaligen Kanon einer weiblich gelesenen ‚nervösen Störung‘ eingeordnet. Knight’s (2010) Beschreibungen aus Addams’ zahlreichen Briefwechseln zufolge manifestieren sich in den körperlichen Symptomen aber vor allem die erzwungene Inaktivität sowie die Perspektivlosigkeit einer akademisch hoch gebildeten und finanziell abgesicherten jungen Frau*. Nach einer von ihrem Schwager initiierten und durchgeführten Operation wird ihr zur Erholung eine Reise nach Europa angeraten und Jane Addams reist in Begleitung von sechs Familienangehörigen für zwei Jahre zu den Hochkulturstätten des europäischen Kontinents.

Aber schon auf dieser ersten Europareise, die sie im Alter von 22 Jahren unternimmt, bleibt sie nicht bei dem kulturellen Programm ihrer Familie stehen, sondern ist an einer anderen Realität interessiert. Diese findet sie in erschreckendem Ausmaß erstmalig in London: Auf einer in der Zeit des Sensationalism⁵ üblichen Touren durch Armutsviertel gewinnt Jane Addams einen Eindruck von der Brutalität industrie-kapitalistischer Verhältnisse, die sie nachhaltig beschäftigt und an den folgenden Orten sowohl sucht wie auch fürchtet. Auch sehr viel später, als das Settlement längst gegründet ist, überkommen sie Phasen der Unsicherheit und der sozialen Scham:

„I was constantly shadowed by a certain sense of shame that I should be comfortable in the midst of such distress. This resulted at times in a curious reaction against all the educational and philanthropic activities in which I had been engaged“ (Addams 1911, S. 120).

⁵ Um die Jahrhundertwende zeigt sich *sensationalism* in rassifizierenden Praktiken wie die Zurschaustellung von Menschen aus kolonialisierten Ländern oder in Berichten aus neu entstehenden, als mysteriös und lasterhaft imaginierten Städten – *slumming literature* –, durch die sich eine bürgerlich-weiße* Lebensweise als ordentlich und moralisch gut selbst bestätigt: „Fictive urban bodies are imagined, identified, reified, categorized – and, least we forget, hierarchized – into races, ethnicities, and nationalities, and socioeconomic distinctions are memorialized as the urban mystery exposes the ‚hideous deformities‘ of urban modernity“ (Herring 2007, S. 6).

In das ländliche Cedarville zurückkehrend, setzt Jane Addams ihre umfangreiche intellektuelle Lektüre fort und beklagt, dass „the moral law become a far-off abstraction utterly separated from his active life“ (Addams 1911, S. 35), ein Widerspruch, der für sie mit Perspektivlosigkeit und Zerrissenheit verbunden ist. Hier zeigt sich einerseits das Leiden an der Untätigkeit, andererseits die enorme Kraft von Bildung, die Jane Addams erfahren hat. Diese umfasst nicht nur formales Wissen und einen gewissen Grad an Autonomie und Artikulationsmacht in den Grenzen einer bürgerlich-weißen* weiblich gelesenen Sprechposition, sondern die Möglichkeit, sich anhand von Literatur und Theorie die Welt anzueignen und sich mental wie später auch real zu vernetzen. Dies ist das Fundament, von dem aus sie ihren Denkhorizont mittels Literatur und Austausch mit ihrer Lehrer:in Caroline Potter weiter ausdehnt.

2 Stierkampf und Verletzlichkeit

Die subjektive Positionierung der jungen Jane Addams – zwischen liberalem Zeitgeist einer erstarkenden bürgerlich-weißen* Frauen*bewegung einerseits und den nach wie vor wirkenden gesellschaftlichen Strukturen, vor denen auch ihr Vater trotz Bildung nicht gefeit ist, andererseits – ist der Ausgangspunkt für eine zweite Reise nach Europa, die sie mit Freund:innen unternimmt, unter anderem Ellen Gates Starr, mit der sie ein Jahr nach der Europareise das Settlement Hull House gründen wird. Die Erfahrung eines Stierkampfes in einer Arena in Madrid und ihre nachträgliche Reflexion schildert Jane Addams als Wendepunkt in ihrem Leben und soll hier einer genaueren Betrachtung unterzogen werden.

„We had been to see a bull fight rendered in the most magnificent Spanish style, where greatly to my surprise and horror, I found that I had seen, with comparative indifference, five bulls and many more horses killed. The sense that this was the last survival of all the glories of the amphitheater, the illusion that the riders on the caparisoned horses might have been knights of a tournament, or the matadore a slightly armed gladiator facing his martyrdom, and all the rest of the obscure yet vivid associations of an historic survival, had carried me beyond the endurance of any of the rest of the party. I finally met them in the foyer, stern and pale with disapproval of my brutal endurance, and but partially recovered from the faintness and disgust which the spectacle itself had produced upon them. I had no defense to offer to their reproaches save that I had not thought much about the bloodshed...“ (Addams 1911, S. 43).

Jane Addams beschreibt in der ihrem konzeptuellen Schreiben eigenen, selbst-reflexiven Weise, wie verwundert sie ist von ihrer eigenen Reaktion auf das brutale Geschehen. Statt unmittelbar auf die teilnehmende Beobachtung ritualisierter Tötungen – die sie durchaus konkret benennt – zu reagieren, ist sie mental mit der

Zurschaustellung selbst und deren historischer Bedeutung beschäftigt. Sie ist von ihren Gedanken und der intellektuellen Beschäftigung derart vereinnahmt, dass sie sich nicht – wie ihre Freund:innen – von der Grausamkeit der Darbietung berühren lässt und abwendet, sondern bis zum Ende der Vorstellung bleibt. Erst die nachträgliche Konfrontation mit der empfundenen Abscheu und Ohnmacht ihrer Freund:innen, aber auch ihrer Empörung lässt sie bemerken, dass sie das blutige Geschehen selbst unbeeindruckt gelassen hat.

„...but in the evening the natural and inevitable reaction came, and in deep chagrin I felt myself tried and condemned, not only by this disgusting experience but by the entire moral situation which it revealed. It was suddenly made quite clear to me that I was lulling my conscience by a dreamer's scheme, that a mere paper reform had become a defense for continued idleness, and that I was making it a *raison d'être* for going on indefinitely with study and travel. It is easy to become the dupe of a deferred purpose, of the promise the future can never keep, and I had fallen into the meanest type of self-deception in making myself believe that all this was in preparation of great things to come“ (Addams 1911, S. 43 f.).

Die verzögert eintretende emotionale Reaktion löst bei Jane Addams nicht nur Abscheu über die brutale Darbietung und eine moralische Verurteilung ihrer selbst, ob der späten Reaktion aus. Anhand dieser Situation wird ihr vielmehr ein tiefer gehendes Gefühl von *Selbsttäuschung* bewusst. Sie beschreibt ihren Eindruck, den gesellschaftlich vorgesehenen Wegen und angebotenen Deutungen nur zu gerne gefolgt zu sein; dass sie ihr Leben imaginiere, statt es zu erleben, indem sie ihre Ziele und Absichten in eine unbekannte Zukunft verschiebe; dass sie ihr Leben schließlich ‚träumend‘ verbringe, das heißt mit Abstand zu einer wie auch immer definierten, jedenfalls zu empfindenden ‚Realität‘.

Bedeutsam ist diese Situation, weil sie den Beginn der Entfaltung einer pragmatistischen Grundhaltung von Jane Addams markiert. Hier transportiert sich ein „*Gegenwartsmoment*“ wie Daniel N. Stern (2005) es konzipiert hat. Stern hebt, neben der expliziten, verbalen Analyse, die Wichtigkeit impliziter, erlebter Erfahrung für Veränderungsprozesse hervor – Erfahrungen, in denen „wir psychisch und bewusst lediglich *jetzt* lebendig sind“ (Stern 2005, S. 15, Herv. i.O.). In der Stierkampf-Arena-Episode vollzieht sich die emotional erfahrene Realisierung von Jane Addams' gesellschaftlich bedingter Subjektposition, die es zugleich in diesem Moment möglich macht, Anforderungen und Erwartungen zu überschreiten und ihrem Begehren nach einem aktiven Leben konkreten Raum zu geben.⁶ Dabei ist auch der von Stern (2005) hervorgehobene intersubjektive Kontext für die Ent-

⁶Dass dieser Moment lange vorbereitet ist, zeigt Knight (2010) an weiteren Situationen, in denen Jane Addams sich den Erwartungen an sie verweigert.

faltung eines Gegenwartsmoments zu beobachten: Für den nächsten Tag trifft sie den Entschluss, in die Aktivität zu gehen und offenbart ihr Vorhaben, ein Settlement zu gründen, gegenüber Ellen Gates Starr, die sich unerwarteterweise auf diese Vision einlässt.

„A month later with high expectations and a certain belief that whatever perplexities and discouragement concerning the life of the poor were in store for me, I should at least know something at first hand and have the solace of daily activity. I had confidence that although life itself might contain many difficulties, the period of mere passive receptivity had come to an end, and I had at last finished with the ever-lasting ‘preparation for life’, however ill-prepared I might be“ (Addams 1911, S. 43 f.).

Retrospektiv erscheint dieses Vorhaben als Erfolgsgeschichte – in der damaligen Situation allerdings waren der Weg und die antizipierten Erfahrungen offen und unbestimmt. Dass und wie Jane Addams sich dieser Offentheit immer wieder stellt, versteht Streicher (2023b) als ein Moment von Vulnerabilität. Mit Vulnerabilität beschreibt sie eine Form menschlicher Bedingtheit, die einerseits die Erleidens-Seite von Erfahrung benennt, andererseits aber auch eine aktive Erfahrungsseite umfasst, die eine „Offenheit gegenüber der Welt garantiert“ (Streicher 2023b, Abs. 12). Damit einher geht notwendigerweise, dass der Anspruch an die eigene handelnde und forschende Praxis sich einer Realität aussetzen muss, die perplex ist – im Sinne von verunsichernd, überfordernd bis hin zu krisenhaft (ebd., Abs. 10).

3 Pragmatistische Praxisforschung und Privilegien

Jane Addams lebt und agiert aus der sozialen Position großer Privilegtheit, die mit Unterdrückung und Ausbeutung marginalisierter Gruppen verbunden ist.⁷ Um sich von dieser Position aus dem Leben aller wie auch der eigenen Verletzlichkeit zu öffnen, ist es erforderlich, die machtvollen, von Konventionen und Erwartungen durchdrungene Welt zu reflektieren, welche die Sprechposition und damit verbundene Souveränität gesellschaftlich garantiert: „...eine(r) Vorstellungswelt, die von der Herrschaft über die Natur und über andere Menschen sowie von der Unterdrückung unserer Empfindsamkeit geprägt ist“ (Pelluchon 2021, S. 26). Diesem Bewusstsein näher zu kommen und in diesem Prozess gesellschaftliche Bedingungen nicht nur zu reflektieren, sondern auch zu transformieren, kann als durchgehendes Anliegen von Jane Addams beschrieben werden: In ihrer Praxisforschung, die aus alltäglichen Situationen heraus entwickelt

⁷Für eine vertiefende Analyse ihrer subjektiven (Selbst)Positionierung vgl. Wagels 2025.

und für sozialpolitische Forderungen eingesetzt wird, wie auch in ihrer empirischen Sozialforschung setzen sich die in dem Stadtteil lebenden Residents zu den Bedarfen in ihrer Umgebung ins Verhältnis und arbeiten an gemeinsamen Anliegen und Artikulationen (Wagels 2025). Ziel der Anstrengungen ist: ‚to socialize democracy‘, wie Jane Addams in ihrem Resümee nach 20 Jahren Hull House festhält (Addams 1911, S. 200).

Für Addams war Hull House kein ‚soziologisches Labor‘, sondern vielmehr getragen vom Anspruch, von den Erfahrungen in der Nachbarschaft affiziert und berührt zu sein. Nach 20 Jahren der Identifikation mit dem industriellen Stadtteil fühle sie sich wie verschluckt und einverleibt (*swallowed*), sodass sie in der Masse der Leute verschwinde (Addams 1911, S. 140 f.). An ihren Reflektionen lässt sich aufzeigen, dass die Wahrnehmung und Anerkennung von Verletzlichkeit zentral sind, um ein „stabiles überlegenes Eigenbild“ (Chehata et al. 2023, S. 52) ins Wanken zu bringen und den Weg für geteilte Interessen und Zielhorizonte „in und trotz Differenz“ zu öffnen (ebd., S. 68 f.). Im Gegensatz dazu kann die Abwehr von Verletzungsoffenheit, wie Mechthild Bereswill (2011) zeigt, zur Stabilisierung von – in diesem Fall – Männlichkeit führen (vgl. auch Neuber 2008). Dabei ist die Wahrnehmung und Zuschreibung von Verletzlichkeit bzw. deren Abwehr nicht a priori an gesellschaftliche Positionen und Körper – etwa als weiblich gelesene oder/und rassifizierte Subjekte – gebunden. Vielmehr ist „die persönliche Verletzbarkeit von Menschen als psychosoziale und körpergebundene Erfahrung immer in konkrete gesellschaftliche Situationen eingebettet“ (Bereswill 2022, S. 641).

Die Praxisforschung von Jane Addams hat den Anspruch, das gesamte soziale Feld in den Blick zu nehmen. Sie thematisiert nicht nur die Position marginalisierter Menschen, sondern gleichermaßen Begrenzungen wie auch Privilegien der eigenen Subjektposition. Diese Haltung bezeichne ich als pragmatistisch – im Sinne eines Realität-Zugewandt-Seins. Jane Addams bringt sie folgendermaßen auf den Punkt:

„We know, at last, that we can only discover truth by a rational and democratic interest in life, and to give truth complete social expression is the endeavor upon which we are entering. Thus the identification with the common lot which is the essential idea of Democracy becomes the source and expression of social ethics. It is as though we thirsted to drink at the great wells of human experience, because we know that a daintier or less potent draught would not carry us to the end of the journey, going forward as we must in the heat and jostle of the crowd“ (Addams 1902, S. 11 f.).

Literatur

- Addams, Jane (1902): Introduction. In: ebd.: *Democracy and Social Ethics*. New York, London: Norwood Press, pp. 1–12.
- Addams, Jane (1911): *Twenty Years at Hull House*. Pantianos Classics. https://openlibrary.org/publishers/Pantianos_Classics (Abfrage: 15.02.2025). Originally published: New York: Macmillan, 1910.
- Althans, Birgit (2007): *Das maskierte Begehren. Frauen zwischen Sozialarbeit und Management*. Frankfurt am Main und New York: Campus.
- Bereswill, Mechthild (2011): *Sich auf eine Seite schlagen. Die Abwehr von Verletzungsoffenheit als gewaltsame Stabilisierung von Männlichkeit*. In: Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael/Scholz, Sylka (Hrsg.): *Dimensionen der Kategorie Geschlecht. Der Fall Männlichkeit*. 3. Auflage. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 101–118.
- Bereswill, Mechthild (2022): *Vulnerabilität*. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): *Grundbegriffe Soziale Arbeit und Geschlecht*. 2. aktualisierte Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 639–642.
- Bereswill, Mechthild/Ehlert, Gudrun (2012): *Soziologie und Soziale Arbeit*. In: Thole, Werner (Hrsg.): *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch*. 4. Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 337–343.
- Braches-Chyrek, Rita (2013): *Jane Addams, Mary Richmond und Alice Salomon. Professionalisierung und Disziplinbildung Sozialer Arbeit*. Opladen, Berlin und Toronto: Barbara Budrich.
- Butler, Judith (2016): *Von der Performativität zur Prekarität* (2013). In: Peters, Kathrin/Seier, Andrea (Hrsg.): *Gender & Medien-Reader*. Zürich und Berlin: diaphanes, S. 573–589.
- Chehata, Yasmine/Dib, Jinan/Harrach-Lasfaghi, Asmae/Himmen, Thivitha/Sinoplu, Ahmet /Wenzler, Nils (2023): *Empowerment, Resilienz und Powersharing in der Migrationsgesellschaft. Theorien – Praktiken – Akteur*innen*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Deegan, Mary Jo (2002): *Race, Hull-House, and the University of Chicago: A New Conscience Against Ancient Evils*. Westport, CT: Praeger.
- Herring, Scott (2007): *Queering the Underworld. Slumming, Literature, and the Undoing of Lesbian and Gay History*. University of Chicago Press.
- Knight, Louise W. (2010): *Jane Addams: spirit in action*. New York and London: W.W. Norton.
- Liebsch, Katharina (2016): *Theorie und Praxis*. In: Scherr, Albert (Hrsg.): *Soziologische Basics*. 3. erweiterte und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 291–298.
- Miethe, Ingrid (2012): *Fallanalytische Zugänge und Anfänge institutionalisierter Sozialer Arbeit*. In: Bromberg, Kirstin/Hoff, Walburga/Miethe, Ingrid (Hrsg.): *Forschungstraditionen der Sozialen Arbeit. Materialien, Zugänge, Methoden*. Opladen: Barbara Budrich, S. 113–128.
- Munsch, Chantal (2012): *Praxisforschung in der Sozialen Arbeit*. In: Thole, Werner (Hrsg.): *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch*. 4. Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 1177–1189.
- Neuber, Anke (2008): *Die Demonstration kein Opfer zu sein. Biographische Fallstudien zu Gewalt und Männlichkeitskonflikten*. Baden-Baden: Nomos.
- Pelluchon, Corine (2021): *Das Zeitalter des Lebendigen. Eine neue Philosophie der Aufklärung*. Darmstadt: wbv Academic.

- Pinhard, Inga (2009): Jane Addams: Pragmatismus und Sozialreform. Pädagogische Theorie und Praxis der Progressive Era. Opladen & Farmington Hills, MI: Budrich UniPress Ltd.
- Ross, Dorothy (1998): Jane Addams (1860–1935): Häuslicher Feminismus und die Möglichkeiten der Sozialwissenschaften. In: Honegger, Claudia / Wobbe, Theresa (Hrsg.): Frauen in der Soziologie. München: C.H. Beck, S. 130–152.
- Stern, Daniel N. (2005): Der Gegenwartsmoment. Veränderungsprozesse in Psychoanalyse, Psychotherapie und Alltag. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.
- Streicher, Theresa (2023a): Pragmatistische Soziale Arbeit. Zur Aktualität des Dialogs zwischen Philosophie und Sozialer Arbeit bei Jane Addams. Baden-Baden: Tectum Verlag.
- Streicher, Theresa (2023b): Jane Addams' dialogischer Pragmatismus. Vulnerabilität und Solidarität als Ausgangspunkt für soziale, integrale Demokratie. In: European Journal of Pragmatism and American Philosophy [online], XV-2, 2023, S. 1–17.
- Strübing, Jörg (2014): Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung eines pragmatistischen Forschungsstils. 3. Auflage. Wiesbaden: Springer VS.
- Wagels, Karen (2025): (Queere) Subjektivität, Parteilichkeit und Privilegien im Settlement – eine intersektionale Perspektive auf professionelles Engagement. In: Dimbath, Oliver/Hoffmann, Nicole (Hrsg.): Crossing lines... – Interdisziplinäre und feldübergreifende Grenzgänge am Beispiel von Jane Addams. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 70–89.
- Weinbach, Heike (2003): Der Traum vom humanitären Raum – Jane Addams' Hull House. In: Quer – denken, lesen, schreiben. Gender- und Geschlechterfragen update. Themen-schwerpunkt: Räume, 2003, Heft 3, S. 9–14.